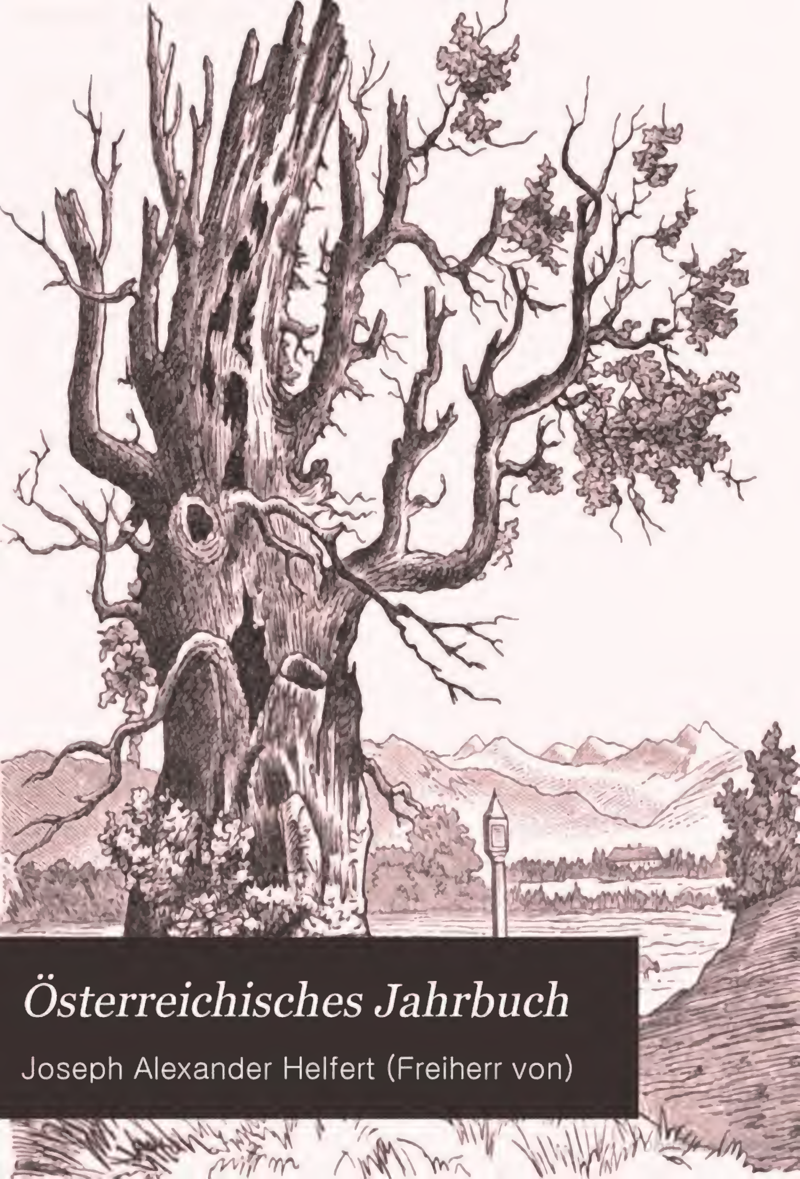


Österreichisches Jahrbuch

Joseph Alexander Helfert (Freiherr von)



Österreichisches Jahrbuch

Joseph Alexander Helfert (Freiherr von)


DIVI FRIDERICI CÆSARIS AV
GVSTI CONTHORALIS LEONORA AVGVSTA REGE PORTVGALLIÆ GE

Österreichisches

Jahrbuch.

Für den österreichischen Volksschriften-Verein

herausgegeben und geleitet

von

Frhr. v. Helfert.

Austriacus sum, Austriaci nihil a me alienum puto.
Hammer-Purgstall 1846.

Achtzehnter Jahrgang.

Wien, 1894.
Verlag des österreichischen Volksschriften-Vereines.
Kanzlei: I. Salvatorgasse 12.
In Commission bei Kubasta & Voigt.

Donna Leonor von Portugal

die Mutter des „letzten Ritters“ [1])

(1434—1467).

Von **P. v. Radics.**

(Mit der Abbildung ihres Grabdenkmales in Wiener-Neustadt.)

Hätte ich nicht Beifall gefunden, wäre ich nicht gewählt worden“. (Nisi placuissem, non essem prorogata.) In diesem classisch einfachen und vielsagenden Satze des ausgezeichneten Schriftstellers und Diplomaten Äneas Sylvius Piccolomini, des nachherigen Papstes Pius II. gipfelt jene durch Sprache und Inhalt gleich erhabene Lobrede, welche der ehemalige Geheimsecretär Kaiser Friedrich III., zur Zeit Bischof von Triest, im Jahre 1450 vor dem Könige Alphons dem Weisen von Sicilien über die Verlobung des „römischen Königs“ seines Herrn mit Alphons' Nichte der ebenso schönen als anmuthigen, ebenso hochgesinnten als hochgebildeten Donna Leonor, der Schwester des Königs Affonso von Portugal gehalten hat, jene Lobrede, worin der geistvolle Sprecher zur Erhöhung des Eindruckes die jugendliche Fürstin selbstsprechend eingeführt hat, sie, die auf eines der ältesten und berühmtesten Königsgeschlechter Europas als ihr hohes Stammhaus hinweisen konnte, auf ein Königsgeschlecht unbesiegt und unübertroffen in allen Tugenden des Krieges und des Friedens.

Selbstsprechend ist die Fürstin hier eingeführt, solang sie von den ruhmreichen Thaten ihrer Vorfahren im Kampfe mit Heiden und Christen zu berichten hat.

---

[1]) Nach zeitgenössischen Quellen.

„Wenn Du aber von meiner äußeren Erscheinung und von meinen Sitten etwas zu erfahren wünschest, dann will ich lieber — lautet des Äneas rethorisch wohlgeschickte Wendung — dass andere von mir sprechen. Welch' ein Antlitz ich besitze, welch' eine Gestalt, die kaiserlichen Abgeordneten, die mich vor zwei Jahren geschaut, sie mögen ihrem Herrn gegenüber nicht geschwiegen haben, denn hätte ich nicht Beifall gefunden, wäre ich nicht gewählt worden."

Und in der That nicht nur die begeisterten Schilderungen des Herrn Georg von Volkersdorf und des Magister Ulrich Riederer, Canonicus von Augsburg, die im Auftrage des römischen Königs 1448 auf der Brautschau in Lissabon gewesen, über die körperlichen und geistigen Vorzüge der vierzehnjährigen Infantin, sondern auch das wohlgetroffene Bildnis, das ein von Friedrich eigens ihnen beigegebener Künstler mit heimgebracht, beides Wort und Bild hatten sich ergänzt und vereinigt, des bedächtigen alles wohl erwägenden Habsburgers Sinn zu bestimmen.

König Friedrich betrachtete, so meldet die Chronik seiner Tage, mit besonderem Antheil das Bildnis und allmählig reifte in ihm der Entschluß, Donna Leonor als Gattin heimzuführen.

Im Dauphin Louis von Frankreich, der kurz vorher seine erste Gemahlin Margaretha von Schottland verloren hatte, erstand ihm zwar ein gewichtiger Rivale, doch die Infantin erklärte ihrem dem Erben der Krone Frankreichs günstig gestimmten Bruder, nur dem römischen Könige die Hand reichen zu wollen, und verweigerte ihre Einwilligung zu jedem anderen Ehebande.

Neben dem Glanz der Kaiserkrone, die ihr winkte, mag bei diesem festen Entschluße der so jugendlichen Prinzessin wohl auch, wenngleich vielleicht unbestimmt, das Motiv mitgewirkt haben, so weit als möglich von der Heimat wegzukommen, wo sie von ihrer zartesten Jugend an gar so wenig Erfreuliches erlebt hatte.

Donna Leonor, am 18. September 1434 zu Torres vedras als das sechste Kind des Königs Duarte von Portugal und seiner Gemahlin Donna Leonor, Tochter König Friedrich I. von Arragon, geboren, hatte im vierten Jahre ihres Alters schon den Vater verloren, der einer im Reiche ausgebrochenen Seuche mit seiner Familie entfliehend in Thomar 1439 im kräftigsten Mannesalter plötzlich dahin schied.

Aber auch der mütterlichen Pflege sollte sich die Infantin nicht lange erfreuen. Gegen den letzten Willen des sterbenden Königs entzogen

die Cortes der königlichen Witwe die Vormundschaft über ihre Söhne und übertrugen sie dem Infanten Don Pedro, dem ältesten Bruder Duarte's.

Im Innersten tief verletzt zog sich die Königin-Witwe mit ihren Töchtern nach dem Schlosse Almeira zurück und später von Ehrgeiz und Rachgier fortgerissen, entfloh sie auch von da am Vorabend von Allerheiligen 1440 nach der Veste Crato nur allein mit der nachgebornen Infantin Donna Joanna.

Die sechsjährige Infantin Donna Leonor, die krank darnieder lag, blieb aber in Almeida verlassen zurück. Sie sollte ihre Mutter nimmer sehen, die in selbstgewählter Verbannung, in tiefer Armuth 1445 zu Toledo gestorben, nicht ohne Verdacht einer Vergiftung.

Seit jener Unglücksnacht, in welcher die verblendete Mutter ihr Kind krank und hilflos verlassen, sorgte für dieses ihr Oheim, der Regent Don Pedro mit väterlicher Sorgfalt und der durch Studien und Reisen hochgebildete Mann ließ sich auch die Entwicklung und Ausbildung der geistigen Fähigkeiten Leonor's bestens angelegen sein, die nun ihre weitere Jugend mit den Schwestern Catharina und Joanna in stiller Zurückgezogenheit im Palaste zu Lissabon verlebte.

Hier ward sie nun, da inzwischen ihr Bruder Affonso als König die Regierung seines Reiches angetreten hatte — wie wir gesehen haben — zur Braut des römischen Königs Friedrich erwählt.

Nachdem die Heirat von König Affonso genehmigt, die Mitgift durch die Cortes festgesetzt — nach altem Herkommen durch Umlage auf alle Vasallen der Krone — und der Ehevertrag wegen zu weiter Entfernung der contrahirenden Theile am neapolitanischen Hofe nach vierzigtägigen Verhandlungen 1450 (10. December) abgeschlossen worden, wo eben Äneas Sylvius als Hauptbevollmächtigter Friedrich's die eingangs citirte „Lobrede" gehalten, entsendete Friedrich, seinem Versprechen getreu, im März 1451 nach Lissabon — wo die Vermählung per procurationem stattfinden sollte — zwei seiner Capläne, Jacob Motz und Nicolaus Langkmann von Falkenstein, als bevollmächtigte Procuratoren nach Portugal.

Von Wiener-Neustadt zogen sie in unscheinbaren Pilgerkleidern von nur wenigen Dienern begleitet durch Deutschland, Savoyen, die Dauphiné und Languedoc. Glücklich kamen sie im Engpasse von Roncevalles an der Nordgränze Navarra's an, als die Nachricht über Unsicherheit der Straßen durch herumschweifendes Kriegsvolk sie bestimmte umzukehren.

Auf weitem Umwege zogen die Gesandten nun längs der Pyrenäenkette bis Perpignan zurück, wandten sich südlich nach Barcelona — in dessen Hafen sie Menschen gleich Thieren verkaufen sahen — um auf der gewöhnlichen Pilgerstraße nach Santiago ihre Reise fortzusetzen. In Saragossa fielen ihnen die drei Kirchen und die Schule der Saracenen auf, im Königreich Navarra die Tracht der Frauen mit Hörnern an den Stirnen und zahlreichem Zierrath, in der Stadt „zum heiligen Dominicus" die Kirche, neben deren Altar lebende Hühner als Zeichen eines Wunders zu sehen waren.

Im rauhen Gebirge bei Ravasal al viejo zwischen Astorga und Ponferrada überfiel eine zahlreiche Räuberschaar den Pilgerzug, dem sie sich angeschlossen hatten. Ihrer Kleider, ihrer Barschaft und eines Pferdes beraubt, erreichten sie in kläglichem Zustande Ponferrada, wo es ihnen gelang Mittel zur Fortsetzung ihrer Reise zu borgen. Am Morgen des Margarethentages erreichten sie endlich Santiago di Compostella, mitten in den kahlen Bergen Galiziens. Hier in dem hochberühmten Wallfahrtsorte nahmen sie der Ruhe und der Devotion halber einen dreitägigen Aufenthalt und lasen vor den Reliquien des heiligen Apostels Jacob ihre heiligen Messen.

In el Padron dann wies man ihnen das versteinerte Schiff im Wasser, auf welchem der Leichnam des Heiligen einst gebracht worden, auf dem Vorgebirge Finisterre ruhten sie im Hospiz für Reisende und verrichteten ihre Andacht in der Capelle der heiligen Jungfrau. Nun trennten sie sich von der Pilgerschaar und ein Führer brachte sie auf rauhen unwegsamen Pfaden nach Puy der Gränzveste Galiziens.

Als sie aber, noch immer im Pilgergewande, den Rio Mieho überschifft hatten und den Boden Portugals betraten, wurden sie, Gefangenen gleich, nach der Festung Valencia gebracht, aber nachdem sie den Zweck ihrer Reise bekannt gegeben, sofort wieder freigelassen.

Zu ihrem Glücke trafen sie in Arifane de Santa Maria den Bischof von Coimbra und jetzt hatte alle ihre Noth ein Ende. Der Bischof ließ feine Tücher kaufen und bekleidete die Gesandten des römischen Königs und deren Diener ihrer hohen Sendung entsprechend. Auf dem Weiterzuge fielen ihnen die herrlichen Äcker und die reichen Zuckerpflanzungen auf.

Beim Schlosse Luminar, drei Meilen vor Lissabon, machten sie Halt, bis sie der König von Portugal am nächsten Tage durch eine fürstliche Abordnung von Bischöfen, Prälaten und Vornehmen des Reiches, auch

Saracenen mit Gefolge befanden sich darunter und Mitglieder des Rathes der Stadt Lissabon, in festlichem Zuge in die Hauptstadt einholen ließ.

Die „vornehme Stadt" Lissabon erschien den Gesandten viel größer als Wien und der innerhalb derselben sich erhebende befestigte Berg erinnerte sie an die steierische Hauptstadt Grätz.

Der König empfing sie auf das liebenswürdigste, indem er betreffs der ausgestandenen Strapazen und erlittenen Unbilden sie bemitleidete; er ließ sie dann in ihre Quartiere geleiten, wohin sie in Sammt gekleidet auf königlichen Pferden zogen.

Am 1. August 1451 um die Abendstunde fand nun im Palaste des Herzogs von Braganza in Gegenwart des Königs Affonso und aller Glieder des königlichen Hauses, der Würdenträger und Edlen des Reiches die Vermählung der Donna Leonor mit dem römischen König Friedrich per procurationem statt, wobei dessen Hofcaplan und Beichtvater Jacob Motz die Stelle desselben vertrat. Nach einer längeren Anrede des Hofcaplans vollzog Bischof Johann von Ceuta die Trauung und die Infantin empfieng aus der Hand des Procurators den goldenen Ehering.

Das jubelnde Volk rief die also Vermählte sofort zur Kaiserin aus in allen Sprachen, die hier im Gange waren; durch feierliche Gebete und Processionen und Opfer ward Lissabon in allen Kirchen als die Stadt gefeiert, in der „Kaiserin Leonor" geboren worden.

Alsbald nach dem Trauungsacte bezog sie ihren eigenen herrlich geschmückten Palast, in dessen Prunkgemache sie nun mit der Königin von Portugal den ersten Reigen tanzte und dann auf einem „über alle ihre Verwandtschaft erhöhten Platze" ihren Sitz einnahm, um die Glückwünsche der Glieder des königlichen Hauses entgegenzunehmen.

Die Gesandten fertigten aber allsogleich einen Boten an den römischen König mit einem Berichte über den ganzen Hergang in die Heimat ab.

Vom August bis October war die Zeit den Vorbereitungen zur Seereise der „Kaiserin" gewidmet, Donna Leonor begann auch mit dem Studium der deutschen Sprache (coepit studere linguam almanicam) wie Langkmann schreibt, konnte aber, wie er beifügt, wenig fassen (sed paucum capere potuit); die Gesandten und ihre Diener erholten sich von der Schwäche in Folge der gehabten Fatiguen und von dem Fieber in Folge der ungewohnten Meeresluft.

Nachdem die fromme „Kaiserin" in diesem Zeitraum auch eine Reihe von Klöstern und Wallfahrtsorten des Reiches besucht hatte,

begannen am 13. October die großen ihr zu Ehren gegebenen Feste, die durch zwölf Tage währten und in reicher Abwechslung Bankette, Bälle, Waffenspiele, Volksfeste, Illumination und andere Ergötzlichkeiten boten, wobei die Eigenthümlichkeiten von Land und Volk an dem staunenden Auge der Gesandten in bunten Bildern vorüberzogen und namentlich die Tänze und Waffengänge der Saracenen ihr ganz besonderes Interesse erregten.

Wir greifen hier aus den bezüglichen Aufzeichnungen Langkmann's nur ein paar uns besonders charakteristisch erscheinende Festmomente heraus, da in das Detail der Schilderungen einzugehen allzu weitläufig wäre.

Von höchstem Interesse für die portugiesischen Zuseher, die an diesen Festen theilnehmen konnten, mußte sich wohl das am 14. October angerichtete Schaugepränge darstellen, da dasselbe u. a. den erstaunten Augen derselben Kaiserwahl und Kaiserkrönung in lebenden Bildern vorführte.

In einem Palaste in der Mitte der Stadt Lissabon sah man nämlich im Thorwege herrlich geschmückt die Churfürsten des römisch-deutschen Reiches dasitzen und die Wahl des römischen Königs Friedrich zum Kaiser vornehmen, an einem zweiten Orte in diesem Palaste war in ähnlicher Weise der Act der Kaiserproclamation durch den Erzbischof von Köln dargestellt; an einem dritten Orte, der gerade gegenüber lag, sah man den Papst, wie er inmitten der Cardinäle den Kaiser und die Kaiserin mit Inful und Krone bekrönte. Vor der Metropolitankirche von Lissabon saß aber in seiner leibhaftigen Gestalt der Bischof von Lissabon umgeben von Canonicis und anderen Geistlichen, der die Kaiserin beim Namen rief, die da mit ihren Brüdern und Schwestern und den Gesandten erschienen war. Jetzt schwebte auch ein Jüngling als Engel gekleidet von dem hohen Thurme der genannten Kirche durch menschliche Erfindung („per ingenium humanum") hernieder, der der Kaiserin eine goldene Krone überbrachte und in den Lüften sang, ein anderer Engel, der aus einem Fenster des Thurmes in die Höhe stieg, streute aus einem vergoldeten Becher Rosen auf die schöne jugendliche Fürstin herab.

An einer andern Stelle des Platzes vor der Kathedrale, wo sich eine Volksmenge von über 20.000 Menschen beiderlei Geschlechtes versammelt hatte, hielt ein „berühmter Doctor" Lobreden auf Portugals Königshaus und zu Ehren der „Kaiserin" Leonor. Hier waren auch

wieder lebende Bilder vorgeführt: Die Gestalten der Könige von Portugal und Algarbien in königlicher Gewandung mit Waffen und Kronen von der ersten Königin bis auf den regierenden König Affonso herab die ganze Reihe. Und ein zweiter berühmter Doctor pries deren Thaten für Portugal in den Kämpfen gegen die Heiden, wie sie die Africaner unterjocht und den katholischen Glauben in soviele neue Gegenden verpflanzt.

An einem weitern Orte traten der Kaiserin die Allegorien von Glaube, Hoffnung und Liebe, drei Engel mit je einem Crucifix, einem grünenden Zweig und einer Taube entgegen und empfahlen ihr in Versen die Übung dieser Tugenden in ihrem neuen Wirkungskreise an der Seite ihres kaiserlichen Gemahls.

An einem siebenten Orte war ein Kunstbrunnen aufgestellt, der „rosenfarbenes Wasser" (ein Erquickungstrank aus Beeren) den Massen spendete, in dem umgebenden parkartigen Garten tummelten sich „wilde Waldthiere".

An einem achten Orte sagten „13 Propheten" in wallenden Gewändern aus einem Buche der Kaiserin und ihrem abwesenden Gemahl viel Gutes und Ersprießliches vorher, sowie dass die Wahl des Kaisers eine würdige sei.

Die Kaiserin in Begleitung des Königs und der Königin mit ihren Schwestern und Brüdern und dem ganzen Militair begab sich von Ort zu Ort, um alles zu besichtigen und alles versammelte Volk folgte ihr, um alles zu sehen und zu hören, und der Umzug währte vom Morgen bis zum Abend.

Bei einem andern Feste am 17. October, bei dem der König im größten ritterlichen Schmucke — auf seinem Helme funkelte ein goldener Basilisk — mit zwölf seiner auserwählten Krieger, alles zu Pferd — die Pferde mit vergoldeten bis auf die Erde reichenden Tüchern — erschien, gab es auch einen eigenthümlichen Aufzug von Thiergestalten. Zuerst zogen mehr als 80 Mann eine „gemachte Figur", einen Elephanten darstellend mit Thurmaufsatz, von dem vier kleine Äthiopier Pomeranzen unter das Volk warfen; einen dieser Äthiopier hatte der König von Sicilien eben erst dem Cavalier Christoph Ungnad aus Krain geschenkt, der um Kriegsdienste zu nehmen aus dem Königreiche Granada nach Portugal gekommen war und nun den Hochzeitsfeierlichkeiten und Waffenspielen als Gast und Mitkämpfer anwohnte. Dem Elephanten folgten in dem Aufzuge sechs Pferde, je einen Hirschen, ein Einhorn, einen Auer-

ochsen, einen Löwen, einen Steinbock und einen Bären darstellend, sämmtliche Thiergestalten aus Sammt „figurirt" und darauf eine Anzahl anderer Thierformen; alle diese Thiere wurden von schönen schmucken Soldaten geritten.

Bei den Wettkämpfen und Turnieren, deren keine ähnlichen je gesehen worden, da sich daran Edle aus England, Schottland, Irland, Sicilien, ja wer immer wollte, betheiligen konnten, fungirte die Kaiserin als Ausspenderin der Siegespreise: vergoldete Pocale, vergoldete Kannen, Ringe mit kostbaren Steinen; die kostbaren Tücher von den Barrièren wurden nach beendigten Kampfspielen unter das Volk getheilt, das sich um Stücke davon riß und balgte.

Unter den in den Festtagen aufgeführten Tänzen erregten die meiste Aufmerksamkeit unserer Gesandten, denen nebenbei bemerkt fast alle Tage vor ihrem Wohnpalaste Serenaden gebracht wurden, die eigenthümlichen Chortänze der Saracenen und Juden (mehr als tausend), der Äthiopier, Mauren und der Waldmenschen von der Insel Carnaria, „wo alles nackt geht".

Dem großen vom Könige gegebenen Bankette am 24. October in einem eigens zu den Festzwecken erbauten Palaste, dessen Festraum mit den prächtigsten Gobelins austapezirt war, und wo das Auge der Theilnehmer namentlich der Prunk der vielen und großen Kleinodien und Silbergeräthe der Festtafel entzückte, folgte eine große musikalische Akademie der „süßesten Sänger", welche in die zwei Stunden in Musik gesetzte Gedichte vortrugen. Den Schluß der Festlichkeiten machte eine treffliche Illumination der Stadt, wobei viele und sehr große Lichter durch die ganze Stadt hin, vor den Häusern, unten und oben angebracht waren, welche Beleuchtungseffecte sich genau der Structur der Gebäude anbequemten!

Tags darauf (am 25. October) geleiteten der Hof und das Volk die Kaiserin unter großem Jubel in langem Zuge außer die Stadt zum Meereshafen, wo sie das bereit liegende Schiff (namens Carrata, in Venedig „Tocken" geheißen) bestieg. „O, welch' Wehklagen und Weinen herrschte jetzt unter dem Volke am Meereshafen, weil die Neuvermählte von allen so geliebt war wegen ihrer angeborenen Güte und Tugend" — bemerkt unser Berichterstatter Langkmann.

Nach langer und gefahrvoller Fahrt, wo das Schiff mit Corsaren- und Piraten-Schiffen und mit einem heftigen Sturm zu kämpfen hatte,

erfolgte am Lichtmeßtage 1452 die Landung der Neuvermählten im Hafen von Livorno, und am 25. Februar erreichte man das Weichbild von Siena, dessen Bischofssitz jetzt Äneas Sylvius Piccolomini inne hatte, der ihr nach Pisa entgegengeeilt war, und der Augenblick nahte, in dem beide Gatten sich zum erstenmal sehen sollten.

Außerhalb der Porta Camellia erwartete König Friedrich seine Gemahlin, ihm zur Seite standen die päpstlichen Legaten und die Vornehmen seines Gefolges. Bald nahte Donna Leonor in Begleitung des ihr entgegengezogenen Herzogs Albrecht und des jugendlichen Ungar-Königs Ladislaus.

Als König Friedrich seine Braut von fern erblickte, ward er bleich, denn ihre Gestalt schien ihm zu klein. Als er sich aber näherte und die heitere Stirne, die dunklen strahlenden Augen, den kleinen Mund, die sanftgerötheten Wangen, die ganze tadellose Gestalt der siebenzehnjährigen Jungfrau sah, kehrte die Farbe in sein Antlitz wieder. Freudig überrascht umarmte und küßte er sie auf's herzlichste.

Noch heute bezeichnet eine Marmorsäule mit den Wappenschildern des römischen Reiches und Portugals die Stelle dieser ersten Begegnung.

Nachdem sich die Fürstlichkeiten vier Tage in Siena aufgehalten, langten sie am 8. März Abends vor den Mauern Roms an, wo nun die feierliche Vermählung und die Kaiserkrönung erfolgte.

Beim feierlichen Einzuge in die ewige Stadt am Morgen des 9. März zog zuerst Friedrich — in den kostbarsten Gewändern auf prachtvoll geschmücktem Pferde — aller Augen auf sich, in erhöhtem Maße aber Donna Leonor, die geziert mit funkelndem Geschmeide, einen blauen mit Gold durchwirkten Mantel um die Schultern geworfen, auf reichgeschirrtem Pferde saß, dessen Decke von schwerem Goldstoffe bis zur Erde reichte. Deutsche Cavaliere — Nicolaus von Liechtenstein knapp neben der Kaiserin reitend — und portugiesische Edle in festlichem Schmucke und die Hofjungfrauen bildeten ihr Gefolge. Den Schluß des mehr als 700 Pferde zählenden Zuges bildeten die Sendboten der deutschen Reichsstädte.

In der Vorhalle des Domes von St. Peter empfing Papst Nicolaus V., die Tiara auf dem Haupte und umgeben von seinen Cardinälen, die Königin, die ihm den Fuß und die Hand küßte. Sie betrat sodann den Dom und ward dann in den zu ihrem Empfange bereiteten Palast geleitet.

Am 16. März fand nun die feierliche Trauung des königlichen Paares im Dome von St. Peter statt. Von den Pforten bis zu dem für die Braut bestimmten Sitze bildete eine Doppelreihe Bewaffneter eine breite Gasse mit Myrthenzweigen dicht bestreut. Nur von wenigen Edlen umgeben erschien Donna Leonor, den Brautschleier auf dem Haupte, im rothem Sammtkleide mit weißem Gürtel und einem Überwurf von dunklem Brocat. König Friedrich näherte sich unter Vortragung der Reichs-Insignien dem Altar, zu dem der jugendliche König Ladislaus die Braut geleitete. Papst Nicolaus vollzog die Trauung, segnete die kostbaren Eheringe und steckte sie dem Brautpaar selbst an die Finger. Friedrich's Krönung zum König der Lombardie schloß die Festlichkeiten dieses Tages.

Der nächste Sonntag (19. März) an dem die Kirche singt: „Freue dich Jerusalem" war der vom Papste Nicolaus bestimmte Tag, an dem Friedrich und seine Gemahlin im festlichst geschmückten Dome zu St. Peter die Kaiserkrone empfangen sollten. Beim Beginne der feierlichen Handlung blieb die Königin in ihrem Palaste, bis der heilige Vater nach ihr sandte. Mit Anmuth und Würde einherschreitend, begab sie sich mit König Ladislaus und ihren Frauen nach dem Dome. Die reizende Gestalt, das üppig über den Nacken herabwallende Haupthaar, nach deutscher Sitte nur durch einen Goldreif zusammengehalten, erregte die Bewunderung aller.

Am Altare des heiligen Mauritius empfing sie auf den Knien in altherkömmlicher Sitte die Salbung mit dem heiligen Öle an den Schultern und dem rechten Arme. Sobald König Friedrich die Insignien der kaiserlichen Würde aus den Händen des heiligen Vaters erhalten hatte, führten König Ladislaus und der Herzog von Teschen die jungfräuliche Königin vor St. Peters-Altar. Hier krönte sie der heilige Vater unter dem üblichen Gepränge als römische Kaiserin mit jener Krone, die einst Kaiser Siegmund's Gemahlin Barbara von Cilli, auf dem Haupte getragen hatte. Während des feierlichen Hochamtes empfing das kaiserliche Paar den Leib des Herrn aus den Händen des Papstes. Nach Absingung des ambrosianischen Lobgesanges kehrte die Kaiserin, die Krone auf dem Haupte, in ihren Palast zurück.

Noch ist zu bemerken, daſs Mitgift und Widerlage Leonor's 120.000 Goldgulden betrugen!

Über Neapel, wo ihr geliebter Oheim König Alphons dem Kaiserpaare zu Ehren eine Reihe von herrlichen Festen veranstaltete, über Dalmatien, wo die Kaiserin die Merkwürdigkeiten von Zara besichtigte, und über Venedig, wo sie mit dem ihr vorausgerittenen Kaiser wieder zusammentraf und ihr die Gemahlin des greisen Dogen Foscari mit 200 reichgeschmückten Patricierinnen eine glänzende Ovation bereitete, über Kärnthen, wo leider wilde Gießbäche das Fortkommen hinderten, und über Obersteier mit Ruhepausen in Villach, St. Veit und Judenburg, langten die Majestäten am 19. Juni 1452 in der „allzeit getreuen" Neustadt an.

Alsbald rückte aber die Heeresmacht jener Empörer an die Residenz Friedrich's heran, die ihm sein Mündel, den König Ladislaus entreißen wollten. Wenige Tage vor der Einschließung Neustadts floh die Kaiserin nach der Steiermark und weilte in Leoben, bis im Spätherbst der Wunsch ihres Gemahls sie zurückrief. Bei ihr fand Friedrich Trost für das Geschick, dass ihm die Empörer den jungen Ladislaus mit Gewalt abgedrungen. Ihre Reize vereint mit seltenen Geistesgaben erwarben ihr die innigste Zuneigung ihres Gatten.

Die liebliche Stadt mit ihren herrlichen Anlagen von Wasserleitungen und künstlichen Springquellen, mit den grünen Wiesenteppichen und lachenden Fluren ringsum — die Äneas Sylvius in einem seiner Briefe mit den Gärten der Hesperiden vergleicht — sie ward dem Kaiserpaare immer lieber und theurer, am theuersten aber durch die aufopfernde Hingabe der Bürger an ihren angestammten Herrscher.

Leider ward der Aufenthalt Leonor's in ihrem neuen Heim bald wieder durch Kriegsstürme gestört und mitten in dem Ansturme von den Anhängern Königs Ladislaus im November (16.) 1455 erblickte Leonor's erster Sohn Christoph das Licht der Welt; doch der lang Erwartete schied gar bald (21. März 1456) aus dem Leben.

Da nun eben auch König Ladislaus starb, hielt Friedrich mit seinem Bruder Albrecht und seinem Vetter Siegmund zur Ordnung der Erbfolge in Österreich (1458) einen Landtag in Wien, bei welchem Anlasse der Kaiser mit seiner Gemahlin und einem Hofstaate von 2000 Personen zu Pferd und zu Fuß von Neustadt aus erschien und mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen wurde.

Am 22. März 1459 beglückte Leonor zum Heile für Österreich und Deutschland den Kaiser mit der Geburt eines Sohnes, mit der

Geburt des „letzten Ritters" Kaiser Maximilian I., auf dessen Geist und Gemüth das Wesen der Mutter und die Sorgfalt, die sie bei der ersten Erziehung des geistvollen Knaben entwickelte, von dem nachhaltigsten Einfluße für seinen Charakter und sein Wesen sich bewährte.

Bei kräftiger aber einfacher Nahrung entwickelte sich der muntere Prinz unter heiteren Spielen im Kreise von Altersgenossen aus edlen Häusern körperlich rasch, und als die Zeit für die Entwicklung der geistigen Anlagen gekommen war, vertraute die besorgte Mutter Meister Jacob dem Flednitzer, einem Zöglinge der Wiener Hochschule, den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben. Bunte Arabesken und Thiergestalten zieren die Ränder einer zu diesem Behufe angefertigten Handschrift. Sie sollten das Gemüth ergötzen und die Aufmerksamkeit des Knaben erregen. Nicht ohne Rührung weilt das Auge des Beschauers auf diesen in den kaiserlichen Sammlungen zu Wien erhaltenen kostbaren Überresten der Vergangenheit, die noch heute in voller Farbenfrische vor uns liegen.

Die wiederholten trüben Erfahrungen, die an Leonor durch die Angriffe von Friedrich's Feinden — Herzog Albrecht an der Spitze — herantraten, fanden an der geistes- und willensstarken, frommen und gottergebenen Fürstin eine standhafte und energische Vertreterin und Vorkämpferin für die Rechte ihres kaiserlichen Gemahls. Bei der Belagerung Wiens 1461 leitete sie die Vertheidigung der bedrohten Stadt, sie erschien hoch zu Roß nur von einigen Hofjungfrauen begleitet, und musterte die Schaaren der Vertheidiger, sie zu tapferem Widerstande ermunternd. Ein Versuch der Feinde durch das Stubenthor in die Stadt zu dringen, wurde blutig zurückgewiesen, ein Waffenstillstand brachte die Ruhe und Leonor's muthvolle Hingebung hatte Wien dem Kaiser erhalten.

Nicht minder heldenmüthig erwies sich Kaiserin Leonor in der aufopferungsvollen Entsagung, da sie mit ihrem Gemahle und ihrem Sohne Max von den Empörern in der Wiener Hofburg 1462 eingeschlossen mit Noth und Elend zu kämpfen hatte.

Die einzige Nahrung der kaiserlichen Familie bestand, nachdem alle Thiere in der Burg aufgezehrt waren, nur mehr aus trockenem Gerstenbrote. Als nun eines Tages der dreijährige Kronprinz die Kaiserin bat, man möge ihm doch statt des harten Brotes einmal einen Krammetsvogel zum Essen geben, erwiderte Leonor: „Ach Kind, danke Gott, wenn wir nur jetzt immer Brot genug zum essen haben." Trotzdem hatte

Leonor männlichen Muthes den ihr inzwischen gewordenen Antrag der Rebellen zurückgewiesen, ihr und ihrem Sohne freien Abzug zu gewähren.

Entschlossen an der Seite ihres Gatten dessen Los zu theilen, ertrug die hohe Frau fort alle Gefahren und Entbehrungen einer mehr als sechs Wochen dauernden Belagerung. Erst als König Podiebrad von Böhmen dem Kaiser als Befreier erschienen war und den Frieden vermittelt hatte, da verließ (am 4. December) die Kaiserin mit ihrem Sohne Maximilian die Wiener Burg, geleitet von Zdenko von Sternberg und seiner Kriegerschaar. Verhöhnt von der Hefe des Volkes erreichte sie das Thor von St. Theobald und zog durch die schneebedeckte Landschaft nach der treuen Neustadt. Wien betrat Leonor nie wieder.

Doch als nach Herzog Albrecht's jähem Tode die verblendeten Bürger Wiens reuig zu ihrem kaiserlichen Herrn zurückkehrten und ihre Sendboten (10. Januar 1464) in die Neustadt schickten und der allezeit durch Güte und Milde ausgezeichnete Kaiser den vor ihm Knienden Vergebung gewährte, da erwies sich den tief Gebeugten auch die nur unzeitiger Nachgiebigkeit abholde Kaiserin gnädig und sicherte großmüthig Vergebung und Vergessen zu. Niemand durfte ferner auf Leonor's ausdrücklichen Befehl gegen den kleinen Maximilian jener düsteren Erlebnisse in der Wiener Burg erwähnen, um dem jugendlichen Gemüthe des einstigen Herrschers keine Abneigung gegen die Wiener einzuflößen.

Leonor, welche ihren Gemahl 1460 mit einer, doch schon im nächsten Jahre wieder verstorbenen Tochter namens Helene und 1465 mit einer zweiten Tochter namens Kunigunde (nachherigen Gemahlin des Herzogs Albrecht des Weisen von Bayern) beschenkt hatte, gebar 1466 (10. August) den dritten Sohn namens Johann. Nach der Geburt desselben fühlte aber die Kaiserin rasch ihre Kräfte schwinden. Daher suchte sie Stärkung in den heilkräftigen Bädern von Baden (bei Wien) und auch mit gutem Erfolge. Leider sollte derselbe durch neuerliche Gemüthsaufregung illusorisch werden. Auf dem Rückwege vom Cistercienserstifte Heiligenkreuz, wohin die eben Genesene dankerfüllt gezogen, ward ihr Kammerwagen von Dienern aus der Veste Rauhenstein überfallen und nur mit Mühe ward die Ausplünderung desselben abgewehrt. Erzürnt über diese Schmach ruhte Leonor nicht, bis das Raubnest gebrochen war, und die Besatzung zu Neustadt im Kerker lag.

Ihre Gemüthsstimmung ward jetzt aber auch im allgemeinen durch die Lage des Reiches und des Hofes eine immer gedrücktere und Weh-

muth ergriff sie, als im Januar 1467 der von seiner großen Reise rückgekehrte böhmische Edle Leo von Rozmital ihr einen Brief ihres königlichen Bruders aus Portugal und überhaupt Nachrichten aus der Heimat brachte, Wehmuth und zugleich auch innige Freude über die Kunde, die sie so von ihren Lieben daheim empfangen; die Erinnerung an die Heimat trat in der Vergoldung des Vergangenen vor ihr inneres Auge und Leo's Lautenschläger mußte dem kleinen Maximilian portugiesische Tänze spielen und tanzen lehren.

Bald darnach schlug der unerwartete jähe Tod des jüngsten Sohnes Johann (15. Februar 1467) dem zartfühlenden Mutterherzen die Todeswunde.

Fromm wie sie gelebt starb Leonor nach kurzem Todeskampfe am 3. September 1467 im 32. Lebensjahre. Tiefergreifend sind die Klagen der Zeitgenossen um die vortreffliche Fürstin und Frau.

Im Chor des von ihrem Gemahl gestifteten altberühmten Cistercienser-Klosters zu Neustadt an der Seite der ihr im Tode vorangegangenen Kinder ruhen, ihrem letzten Wunsche entsprechend, ihre irdischen Überreste. Ihr tieftrauender Gemahl hat ihr von der Meisterhand des Bildhauers Niclas von Leyen aus Straßburg ein Marmor-Denkmal hier errichten lassen, dessen Abbildung diesen Zeilen beigegeben erscheint.

Da sehen wir das schöne Antlitz voll edlen Ausdruckes vor uns und von jener gewinnenden Anmuth, die die Lebende ausgezeichnet, und reich umwallt die schöne Gestalt das aufgelöst in Fülle von den Schultern herab bis an die Füße reichende Haar; die hohe Krone auf dem Haupte im Prachtgewande mit reich bebrämtem Mantel steht das so ausdrucksvoll sprechende steinerne Bild Leonor's vor uns, vom Baldachin überragt mit dem nach orientalischer Art auseinandergebreiteten Vorhang!

Die Slovenen
und der constituirende Reichstag 1848/49.

Von Joseph Apih. [1])

1.

Kurz nach den Frankfurter Wahlen entsendete die Wiener „Slovenija", um unmittelbar auf das Volk einzuwirken und zugleich, um die Zustände aus unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen, eine Deputation unter Miklošič' Führung nach Süden. Es war gerade zur Zeit des Farbenstreites innerhalb der Grätzer akademischen Legion; man erwartete von dem Eingreifen der Deputation die Beilegung dieses Zwistes, allein eine solche wurde gar nicht versucht; man beschränkte sich auf eine Audienz beim Gouverneur Grafen von Wickenburg und auf ein prächtiges Bankett in der Puntigamer Bierhalle, an welchem bei 300 Grätzer Slovenen theilnahmen.

In Laibach verkehrte die Deputation viel mit den hervorragendsten Vertretern der slovenischen Partei, besprach mit denselben das gemeinsame Programm und brachte, wie es scheint, die bereits beabsichtigte Gründung eines slovenischen Vereins wesentlich der Realisirung näher. Miklošič trennte sich hier von seinen Genossen und reiste nach Wien zurück. Über die positiven Ergebnisse dieser Reise erfahren wir so gut wie nichts; es erhielt jedoch das nationale Leben, namentlich Laibachs,

[1]) Vgl. von demselben Verfasser Ö. Jb. 1890 S. 79—106: Die Slovenen und die Märzbewegung von 1848, und 1892 S. 174—208: Die slovenische Bewegung im Frühjahr und Vorsommer 1848.

durch die Einwirkung der fortgeschrittenen Wiener Slovenen jedenfalls eine nachhaltigere Stärkung. Freilich mochten manche Mitglieder der Deputation auch so manche Enttäuschung auf den Rückweg mitgenommen haben. Irren wir nicht, so dürfte das zurückhaltende Benehmen, das Dr. Miklosič, nachdem er den vom 1. Mai 1848 datirten Aufruf zum Slaven-Congreß mitunterzeichnet hatte, nach dieser Zeit beobachtete, zum Theile auf die Eindrücke jener Reise zurückzuführen sein.

Die Slovenen erhoben ihre Stimme für die Übertragung der Gesetze und Verordnungen ins slovenische, verlangten Anwendung dieser Sprache bei allen Ämtern, die unmittelbar mit dem Volke verkehren, Einführung derselben vom 1. Januar 1850 an auch in den internen Dienst der Behörden in slovenischen Gegenden; bis dahin sollten die Beamten die nöthigen Sprachkenntnisse sich erwerben, inzwischen aber wenn nöthig, sich auch der deutschen Sprache bedienen; endlich ausschließlichen Gebrauch des neuen Alphabets in den amtlichen Ausfertigungen.

Dass hier Unmögliches neben Möglichem und Billigem verlangt wurde, war schon damals besonneneren Männern klar. Erreicht wurde indessen nur wenig. Am 12. Juni verordnete das Grätzer Gubernium, dass die Behörden des Marburger und Cillier Kreises alle Bescheide an slovenische Parteien auch „in slovenischer Sprache" herauszugeben haben, was sie bisher, wie der Erlass sagt, selbst dann verweigert hatten, wenn die Parteien es verlangten. Justizminister Sommaruga erließ am 26. Juni eine Sprachenverordnung für die Gerichtsbehörden Inner-Österreichs und des Küstenlandes, dergemäß sie auf Verlangen alle für die Parteien bestimmten Schriftstücke slovenisch auszufertigen hätten, d. h. das deutsche Original sei ins Slovenische zu übersetzen; über eventuelle Hindernisse haben die Gerichte Bericht zu erstatten und geeignete Anträge zu stellen.

Natürlich wurde der Schlußpassus der Verordnung am pünktlichsten befolgt; das Ministerium bekam zahlreiche Berichte, welche die Durchführung der slovenischen Amtirung vor Ablauf von 10 bis 20 Jahren als unmöglich hinstellten. Vereinzelte Fälle ausgenommen blieb es beim Alten, nicht in letzter Linie infolge der Inconsequenz der Regierung selbst, die z. B. zwar die Forderung der Italiener nach Einführung des Italienischen als ausschließlicher Amtssprache im Küstenlande mit Rücksicht auf die Nationalität der dortigen Bevölkerung zurückwies, trotzdem jedoch, ohne auf die slavische Majorität Rücksicht zu nehmen, nur deutsch und italienisch amtiren ließ. Das Klagenfurter Appellations-Gericht wies einen slovenischen

Beschwerdeführer mit seinem Verlangen nach einer slovenischen Übersetzung eines Bescheides ab — mit dem Hinweis auf die ausschließlich geltende deutsche Gerichtssprache; ja dem Gerichte Schneeberg ertheilte es einen Verweis wegen slovenischer Amtirung. Ein Commissär in Laak sammelte Unterschriften zu gunsten der ausschließlichen Geltung der deutschen Amtssprache; slovenische Eingaben wurden zurückgestellt und deutsche verlangt, weil das Gesetz jene nicht zulasse.

Was das slovenische Vereinsleben anbelangt, so erkennt man in der Grätzer Slovenija eine energische zielbewußte Leitung und es ist hier zweifellos die nachhaltige Einwirkung der nach Steiermark herüberreichenden illyrischen Bewegung wahrzunehmen. Diese größere Entschiedenheit zeigte sich zunächst in der von diesem Verein erfolgten Beschickung des Slaven-Congresses in Prag.

Unter den Einberufern desselben vertrat die Slovenen, wie schon erwähnt, Franz Miklosic, der jedoch dem Prager Congresse selbst fern blieb. Die Slovenija entsandte einen zum Illyrismus vollständig übergetretenen südsteirischen Slovenen, den Dichter Stanko Vraz. In der diesem mitgegebenen Vollmacht drückte der Verein seine Freude über die Erhebung der Slaven aus, betonte aber zugleich, dass die Slovenen unerschütterlich zu Österreich und seiner erlauchten Dynastie stehen, nur von dem österreichischen Kaiser und Reichsrath Gesetze empfangen und außer Österreich keine Verbindung suchen wollen. „Wir brauchen nicht von Anderen Brot zu erbetteln, so lang wir, gottlob, dessen daheim zur Genüge besitzen"; der Wiener Reichsrath werde die Slaven ausreichend schützen.

Außer Stanko Vraz fanden sich nur drei Slovenen in Prag ein, darunter einer als Vertreter der Wiener „Slovenija", A. Globočnik. In den Berathungen der drei Sectionen des Congresses kam auch die slovenische Frage auf die Tagesordnung und es wurde unter den verschiedenen Forderungen die Vereinigung der Slovenen zu einem Verwaltungsgebiet aufgestellt; außerdem forderte man die Einführung der slovenischen Sprache in Schule und Amt, Kenntnis derselben für alle Beamten und Gründung einer Universität in Laibach; endlich protestirte man gegen die Einverleibung in das deutsche Reich. Erwähnen dürfen wir an dieser Stelle, dass die tendenziöse Behauptung, als hätten die Slaven auf diesem Congresse praktisch die Unentbehrlichkeit der deutschen Sprache als interslavischer oder „panslavischer" Verkehrssprache bewiesen,

eine historische Fabel ist. Als solche wurde sie bereits 1848 von der „Bohemia" gebrandmarkt. Die Theilung des Congresses in drei Sectionen, (böhmische, polnisch-ruthenische und südslavische Section), in welche der Schwerpunkt der Arbeiten verlegt wurde, machte jenes Auskunftsmittel entbehrlich; die zu einer Section vereinigten Südslaven verstanden einander ganz wohl, die böhmischen und polnischen Reden in den Hauptversammlungen verdolmetschte ihnen Šafařik in ihrer Sprache.

Gleichzeitig mit dem Slaven-Congreß tagte der von Banus Jellačić auf den 6. Juni nach Agram einberufene kroatische Landtag. § 8 der Wahlordnung räumte Vertretern der österreichisch-slavischen Kronländer Sitz im Landtage ein, „wenn sie mit ihrer Anwesenheit den Landtag erfreuen wollen". Diese Concession war ein Ausfluß des Strebens der Kroaten nach Wiederherstellung der in uralter Zeit bestandenen politischen Verbindung mit „der kroatisch-slovenischen Mark" d. h. mit Südsteiermark und einem Theile von Krain, ferner mit den übrigen „slovenischen Gebieten", jedoch „unbeschadet der Integrität des österreichischen Reichsgebietes".

Der Einladung Jellačić' folgend entsandte die Grätzer „Slovenija" den Dr. Stephan Kočevar als Vertreter der steirischen Slovenen nach Agram; er sollte seiner schriftlichen von Dr. Muršec entworfenen Instruction gemäß der Freude über die Annäherung Ausdruck geben, welche jetzt zwischen den vordem durch die Politik getrennten Bruderstämmen erfolgen könne; denn jetzt „hat die göttliche Vorsehung allen Völkern Freiheit und Selbständigkeit verkündigt, die Hindernisse aus dem Wege geräumt, welche die Zweige desselben Baumes von einander trennten, und das heiligste Gut, die Nationalität, in die Hände jedes Stammes gelegt. Unsere Aufgabe ist es nun, mannhaft das zu vertheidigen, was die ewige Gerechtigkeit uns verliehen hat; unsere Pflicht ist es nun, die Zeit zu verstehen, um uns eine frohe und herrliche Zukunft zu schaffen". Das könne nur in enger Bundesgenossenschaft mit den übrigen südslavischen Brüdern geschehen; mit diesen zusammen wollen die Slovenen einstehen 1. für die Integrität und Souverainetät Österreichs und das erlauchte Kaiserhaus, 2. für einen unabhängigen österreichischen Reichstag, und 3. für die Herstellung einer innigeren Verbindung zwischen Slovenen und Kroaten in geistiger und materieller Beziehung, um mit vereinten Kräften die Rechte der slavischen Nationalität ungeschmälert zu behaupten. Praktische Erfolge hatte übrigens diese Sendung ebensowenig wie die nach Prag.

2.

Die octroyirte Verfassung vom 25. April war ein Abklatsch der Charten West-Europas, besonders Belgiens und berührte nur obenhin die für Österreich wichtigste Frage der Gleichberechtigung der Nationalitäten. Bekannt ist, dass der Wiener Radicalismus durch die Sturm-Petition vom 15. Mai die Regierung zwang, ihre Charte zurückzunehmen; das Zweikammersystem fiel, mit diesem verschwand der Census beinahe gänzlich sammt den letzten Spuren des Princips der Interessenvertretung. Trotzdem erzielte man keine das Gesammt-Interesse repräsentirende Reichsvertretung, sondern die Agrar- oder Urbarialfrage beeinflußte die Wahlen in erster Linie; in zweiter Reihe aber erhitzte die Nationalitäten-Frage die Gemüther der Wähler. Diese beiden Gesichtspunkte verliehen auch in slovenischen Gebieten den Wahlen ihre Signatur.

Von den 383 Deputirten entfielen auf Steiermark 21, auf Kärnten 7, auf Krain 10, auf das Küstenland 12. Die Wahl war eine indirecte und sollte rasch vollzogen werden, weil der Reichstag bereits auf den 26. Juni einberufen war. Die Regierung achtete die Wahlfreiheit und verbot am 5. Juni ihren Organen jede Beeinflußung der Wähler; nur gegen Wühler und Hetzer soll mit Strenge eingeschritten werden. Nun, wir müßen, soweit wir uns über die Wahlen in den slovenischen Gebieten aus amtlichen und außeramtlichen Quellen zu unterrichten Gelegenheit hatten, constatiren, dass die Regierung wirklich stricte Neutralität beobachtete, und dass die Slovenen wohl kaum später jemals in der Lage gewesen sind, so unabhängig von gouvernementaler Bevormundung zur Wahlurne zu schreiten.

Die Leitung der Wahlen suchten die slovenischen Vereine in die Hand zu nehmen und dieselben vom politischen und nationalen Standpunkt aus zu lenken. Allein nur zum Theil gelang ihnen dies; die große Masse der Wähler war politisch wenig mündig und ließ sich ihrem vorwiegend agricolen Charakter entsprechend nur von dem Wunsche nach möglichst vortheilhafter für die Zukunft des Bauernstandes entscheidenden Lösung der Urbarialfrage leiten. Der bäuerliche Wähler mistraute allen jenen, welche zu den „Bezugsberechtigten" gehörten, sowohl den weltlichen wie den geistlichen Zehentinhabern; nach seiner Überzeugung war nur ein Deputirter aus dem Stande der Grundholden, der zehentpflichtigen Bauern, der richtige Vertreter. Typisch für diese Anschauung

war das Programm eines Reichstags-Candidaten im Cillier Kreise: „Ein Gott, Ein Kaiser, Ein Glaube, keine Robot, kein Zehent weder von Hühnern, Eiern, noch von Käse. Sonst aber bleibe alles beim Alten". Ambrož parodirte solche Leute: „Ja, nur Bauern, und zwar die zerrissensten ausgemergeltsten und ausgehungertsten müßen wir nach Wien senden, damit man dort sieht, wie es uns geht." Manchen Bezirken stellte die „Novice" vergeblich vor, welch traurige Rolle solche Deputirte neben den gelehrten und redegewandten Abgeordneten aus anderen Ländern spielen würden.

Das Resultat der Wahlen war nun folgendes. Jene Bezirke Kärntens, wo Slovenen mitstimmten, wählten den Gewerken Schlegel (Villach), der für Völkermarkt optirte, den Gerichts-Beamten (Villach) Scholl, Gutsbesitzer Lanner (Klagenfurt), Dr. Rulic (in Völkermarkt nach Schlegel's Rücktritt), den Bauer Nagele (St. Veit) und Appellations-gerichts-Rath Dr. Rak (St. Andrä). Dr. Rulic und Dr. Rak waren germanisirte Slovenen; ersterer versuchte in einer Wähler-Versammlung in deutscher Rede sein Programm zu entwickeln, allein man verstand ihn nicht, und er fuhr slovenisch fort. Im Reichstage selbst imponirt ihm gewaltig die stramme Haltung der böhmischen Abgeordneten, die, wie er erzählte, bei allen Abstimmungen „wie ein Mann sich erhoben", so dass es förmlich durch den Saal dröhnte, während in den übrigen Abtheilungen vereinzelt sich da und dort jemand aus seiner sitzenbleibenden Umgebung erhob.

Die Bemühungen der Grätzer „Slovenija" krönte in Steiermark mancher Erfolg. Zwar wählte Marburg den Bürger Schmiderer (deutsch), Lichtenwald den Frankfurtisten Dr. Smrekar, Cilli und Gonobiz die Bauern Zupanec und Sturm; dafür entsandte St. Leonhard den Dr. Miklošič, Windisch-Grätz Dr. Joseph Kranjec und Pettau den Seckauer Verwalter Andreas Dominkuš. Die drei letztgenannten waren gediegene aufgeklärte Männer von nationaler Gesinnung; die beiden bäuerlichen Deputirten waren in jeder Hinsicht Nullen und haben als beharrlich schweigende Statisten die hochgespannten Erwartungen ihrer Wähler gründlich getäuscht.

Krains Vertreter waren: Dr. Advocat M. Kavčič, für Laibach, Fiskalamts-Adjunct Dr. K. Edler v. Ulepič für Adelsberg, Postmeister Dolžan für Loitsch, Bezirks-Commissär Michael Ambrož für Radmannsdorf, Kreis-Hauptmann von Laufenstein für Weichselburg —

durchwegs Männer aus den Reihen der slovenischen Intelligenz. Ambrož war sogar der Erkorene dreier Bezirke. Slovenische bäuerliche Deputirte waren hingegen Mat. Grašič für Rudolfswerth, G. Gajer für Neudegg, Sever für Laak und Stercin für Stein. Gottschee wählte Dr. Mor. v. Fluck (deutsch). Einzelne Bezirke trauten ihren Deputirten nicht völlig und gaben ihnen, wie es auch die Lichtenwalder gethan, Vertrauensmänner mit, die sie in Wien beaufsichtigen sollten; das gilt von Radmannsdorf und Laak.

Das Küstenland entsandte neben den Italienern Dr. Madonizza (Capodistria) Dr. Vidulich (Cherso), Defranceschi (Pisino), Dr. Vlach (Volosca), Dr. Gobbi (Triest), Pitteri (Gradisca), Catinelli und dessen Nachfolger Dr. Spangher (Görz) und dem Deutschen Hagenauer (Triest) auch slovenische und zwar sehr fortgeschrittene Abgeordnete: den Gutsbesitzer Anton Černe (Monfalcone) und die Bezirks-Commissäre Joseph Doljak (Umgebung Görz) und Anton Goriup (Tolmein).

Niemals wieder traten so viele Slovenen in die parlamentarische Reichsvertretung ein als 1848; es waren ihrer 16 (resp. 17) ein Erfolg, der zum Theil auf das allgemeine Wahlrecht ohne Curien zurückzuführen sein wird. Aber auch qualitativ durfte man zufrieden sein, denn nur sechs slovenische Deputirte waren Bauern, während manche Kronländer sich durch eine stattliche Anzahl bäuerlicher Deputirten vertreten ließen, so z. B. Galizien, Ober-Österreich (13 unter 16 Abgeordneten).

Die bessere Organisation der Böhmen hingegen bewährte sich auch in der Wahl einer glänzenden Schaar zielbewusster Politiker und vollendeter Redner; hier hatte das Nationalbewusstsein die Wahlen geleitet. Von der slovenischen Delegation gehörten, wie schon erwähnt, einige der extremsten Richtung an; Kavčič z. B. verlangte Säcularisirung des Kirchengutes und Emancipation der Juden; Dr. Kranjec stand hierin auf dem entgegengesetzten Standpunkt. Lähmend auf die Action der Slovenen wirkte der Umstand, dass sich diese Deputirten nicht wie die deutschen, böhmischen und polnischen Abgeordneten zum Bewusstsein der Gemeinsamkeit ihrer Pflichten, der Nothwendigkeit eines einheitlichen national-slovenischen Programms und solidarischen Vorgehens emporzuschwingen vermochten. Hindernd trat zwischen sie nicht blos das Mistrauen der bäuerlichen Abgeordneten gegenüber ihren gelehrten Collegen, sondern auch das alte Grundübel, der kleinliche provinzielle Standpunkt. Von den

Abgeordneten anderer Slavenstämme trennte einige unter ihnen die Unvereinbarkeit des naturrechtlichen Princips mit der Vertheidigung der historisch-politischen Individualitäten. Es gab daher harte Reibungen. Exaltirte von überschwänglichem Enthusiasmus getragene Männer suchen wir vergeblich unter den slovenischen Abgeordneten; sie brachten nicht die energieweckende Siegesgewissheit mit, sondern das niederdrückende, die Initiative hemmende und die Sicherheit raubende Bewusstsein der Beschränktheit der heimischen Verhältnisse, die Scheu vor dem gewagten Sprung aus der beengenden, aber altgewohnten provinziellen Zerrissenheit in die jene provinzielle Autonomie zerstörende Vereinigung aller Slovenen.

3.

Der constituirende Reichstag war seiner Mehrheit nach slavisch, bäuerlich und mehr oder minder liberal, jedoch ohne eine geschlossene slavische Majorität, sowie ohne eine geschlossene liberale Majorität. Die Slovenen gingen bei dem Mangel einer nationalen und politischen Solidarität bald mit dem Centrum, bald mit der Rechten oder sogar mit der polnisch-deutschen Linken; die bäuerlichen Deputirten hielten es in der Regel mit den deutschen Radicalen. Dabei muß zur Charakteristik unserer Deputirten hervorgehoben werden, dass sie die unerschütterliche Loyalität, welche die ganze Nation kennzeichnete, auch in die Wiener Reitschule mitbrachten; fest vertrauend auf des Kaisers Wort und auf die Gerechtigkeit ihrer Sache glaubten sie, insbesondere die hervorragenderen unter ihnen, die Regierung als Trägerin der legalen Gewalt, als Repräsentantin der Ordnung, um jeden Preis, selbst mit Verläugnung der eigenen Ansicht unterstützen zu müßen.

Eigenthümlich war das erste Auftreten Ambrož'. Als Prokopczycz im Interesse der des Deutschen nicht kundigen Abgeordneten aus Galizien die Verdolmetschung aller Anträge und Beschlüße forderte, äußerte Ambrož übereinstimmend mit seinem beredten ultradeutschen Landsmann Füster, im Wege der Wahlverification mögen alle Deputirte ausgeschieden werden, „die infolge ihrer Unkenntnis des Deutschen die Eignung zum Abgeordneten nicht besitzen". Er sprach hier radicaler als die radicalen Deutschen und ganz wie Dr. Smrekar, der bei diesem Anlasse seine slavische Abkunft bekannte. In kluger Weise ging man nach Fischhof's Antrag über die hier aufgeworfene Frage ohne meritorische Entscheidung zur Tagesordnung

über; stillschweigend wurde die deutsche Sprache als gemeinsames Verständigungsmittel anerkannt.

Die wichtigste, auch die Slovenen vor allem interessirende Frage brachte Hans Kudlich am 26. Juli auf's Tapet; für die beantragte sofortige Behandlung der Urbarialfrage beschlossen auch die Slovenen einzutreten. Unter den 73 Amendements zu Kudlich's Antrag erscheint Dr. Kavčič' Vorschlag, welcher die Entschädigung für die Bezugsberechtigten sofort zugestanden wissen wollte. Ähnlich lautete im wesentlichen Doljak's Amendement; nur beantragte dieser die gleichzeitige Befreiung der Dominien von allen Verpflichtungen gegenüber ihren Unterthanen. Dr. v. Ulepič wies aber auf die Lage der Bauern am Karste hin und wünschte für diese eine billige Berücksichtigung, weil der Verlust des Weiderechtes und des Rechtes, Holz aus dem Walde zu holen, sie dem Ruin preisgeben würde.

Die Beleuchtung der Verhältnisse der verschiedenen Kronländer belehrte Kudlich über die Schwierigkeiten, welche bei der Lösung der Urbarialfrage zu überwinden waren; daher verlangte sein dritter Antrag (11. August) vom Reichstag nur die principielle Erklärung, daß der Unterthansverband aufgehoben sei, ein besonderer Ausschuß habe die Detailfragen zu prüfen und auch bezüglich der Entschädigung die Entscheidung zu fällen. Gerade in dieser Entschädigung lag aber der Kern der ganzen Frage; und diese fand auch auf slovenischer Seite energische Gegner. Zunächst sprach sich A. Černe gegen jedwede Entschädigung aus; die Rechte der Feudalherren seien ebensowenig ein ehrliches Eigenthum geworden, wie die Vorrechte der Aristokratie und das Regiment der vormärzlichen Bureaukratie. Ein principieller Gegner war auch Goriup; er wollte für die Entschädigung keinen Rechtstitel, sondern nur Billigkeitsgründe, Rücksichten der Nothwendigkeit und des factischen Zustandes gelten lassen. Auf demselben Standpunkte der Billigkeit stand Dr. Kavčič; er hob überdies die Nothwendigkeit hervor einer ökonomischen Krisis vorzubeugen, die unausweichlich wäre, wollte man z. B. Dominien, deren eigener Besitz nur ein Fünftel aller Einkünfte lieferte, ohne Entschädigung der vier Fünftel berauben, die ihnen aus der Urbarial- und Zehent-Gerechtigkeit zufließen. Weil jedoch der Bauer die Leistung der Entschädigung nicht auf sich nehmen könne, so müße sie vom Staate übernommen werden; der Entschädigungsfond möge aus den Gütern der — Kirche gebildet werden! Diese möge die Kirche freiwillig opfern,

„um den heiligsten Zweck zu erreichen, nämlich die tief klaffenden Wunden des Volkes zu heilen". Man möge ja nicht die Heiligkeit der Stiftungen vorschützen, um nicht eine Erörterung zu provociren, ob es ein ewiges Erbrecht gebe, ob jemand berechtigt sein könne, für ewige Zeit sein Vermögen der todten Hand zu übergeben". Auch Černe vertrat zweimal seinen Standpunkt; er sprach in der leidenschaftlichsten Weise gegen den Adel, die sogenannte Aristokratie: „Was hat denn diese für Dienste dem Allgemeinen geleistet? Ich kenne keine anderen als Drohnendienste; wie sie sich aber nennt, weiß ich wirklich nicht, aber ich höre, sie nennt sich von Canailles Gnaden"; eine Entschädigung bewilligen heiße die bisherige Knechtschaft als gerechtfertigt erklären: „die Interessen des Ablösungscapitals werden einen ewigen Beweis dafür liefern"; was einige Hunderttausende verlieren, falle nicht in die Wagschale, „wo es sich um die Rettung von Millionen handelt, die bisher ihr Herzblut vergossen und denen man nicht zumuthen kann, jetzt ihr eigenes Blut zu bezahlen, weil es nicht mehr aus dieser Wunde fließen soll".

Bekanntlich verhielt sich die Regierung dem Redekampfe gegenüber lang neutral; erst nach Gredler's Auftreten, und vorzüglich nach Helfert's entscheidenden Reden am 11. und 23. August traten Bach und Krauß für die Leistung einer Entschädigung ein, welche von den Dominien und den Unterthanen gezahlt werden sollte. Gegen das Auftreten der Regierung legten viele Deputirte Protest ein, darunter mehrere Slovenen, z. B. Kavčič, der sich der Verwahrung anschloß, ohne sich damit gerade gegen das Meritorische in der Erklärung der Regierung zu wenden.

Die Abstimmung machte mehrere Phasen durch. Der Präsident des Reichstages Dr. Strobach zergliederte die 73 Amendements und formulirte 159 Fragen; die Unmöglichkeit auf diesem Wege zu einem Abschluß zu gelangen war bald Allen klar, und Lasser und Kudlich brachten dann zwei Collectiv-Anträge zuwege, welche eigentlich nur darin sich unterschieden, dass Lasser sofort die Entschädigungsfrage bejaht, Kudlich dieselbe vertagt wissen wollte. Nach gewohnter Weise kam es vor der Abstimmung über diese Anträge zu einer neuen Debatte, in welche auch Dr. Kavčič eingriff, um gegen den Ausdruck „Kronland" zu protestiren, weil dieser alte Begriff nationalen provinziellen Gebilden weichen müße. Gegen Lasser vertheidigte er die Unablösbarkeit des Holzungs- und Weiderechtes der Bauern; er wiederholte seinen Vorschlag, den Entschädigungsfond aus dem Kirchengut zu bilden. Der Pole Lubomirski

vertrat ihm gegenüber die Bildung von Provinzial-Entschädigungsfonds, weil die Kronländer auch fernerhin bestehen bleiben würden, dasselbe that auch Dr. Pražák — somit zwei Vertreter historischer Nationen gegen einen slovenischen Deputirten, der sich für eine Auftheilung Österreichs nach Sprachstämmen einsetzte.

Am 31. August gelangte der Reichstag endlich zur entscheidenden Abstimmung und zwar zunächst über Lasser's Collectiv-Antrag. Unter allgemeinem Jubel wurde der Unterthanen-Verband einstimmig für aufgehoben erklärt. Die Einigkeit aber machte neuem Hader Platz, als die Entschädigungsfrage an die Reihe kam. Erst nach einem mislungenen Exodus-Versuch der Linken wurde der § 4 in der von Dr. Kavčič beantragten Fassung angenommen und für einige Leistungen eine Entschädigung in Aussicht genommen, für andere keine.

Der Linken kam nun Ambroz mit dem Antrage zu Hilfe, die Abstimmung über die folgenden Punkte zu vertagen, um die gegen eine Entschädigung abzulösenden Leistungen vorerst im Ausschuße auf Grund genauer Prüfung der äußerst mannigfaltigen Verhältnisse der Kronländer zu ermitteln. Mit diesem Antrage verletzte Ambroz den bereits gefasten Beschluß, den Antrag Lasser's Punkt für Punkt zur Abstimmung zu bringen. Der Präsident Strobach drohte mit Niederlegung seines Amtes und beruhigte sich erst, als Ambroz seinen Vorschlag zurückzog. Zur Kennzeichnung des Standpunktes der slovenischen Deputirten sei aus der weitern Abstimmung angeführt, dass sie über die Frage nicht eines Sinnes waren, ob der Staat die Entschädigung zu leisten habe, oder ob für dieselbe Kronlands-Fonds gebildet werden sollen. Unter den drei slovenischen Deputirten, welche für den letztern Modus stimmten, waren, gewiss nicht zufällig, zwei Vertreter der kleinen Provinz Görz-Gradisca, der dritte aus Steiermark. Sie verhalfen mit den Čechen verbunden dem föderalistischen Princip zum Siege, über die mit der deutschen Linken stimmende Mehrzahl ihrer Connationalen.

Der wichtige Gegenstand schien erledigt zu sein; aber v. Löhner setzte es durch, dass nun trotzdem auch der Kudlich'sche Collectiv-Antrag Punkt für Punkt zur Abstimmung gebracht wurde. Und hiebei passirte das schier Unbegreifliche, dass mit 178 gegen 120 Stimmen Kudlich's Antrag: der Staat habe die Entschädigung zu leisten, unter dem Jubel der Linken angenommen wurde, nachdem so eben diese Verpflichtung den Kronländern auferlegt worden war; eine bedeutende Anzahl von Deputirten,

darunter vier hervorragende Slovenen, hatte sich überrumpeln lassen und hatten in einem Zustand geistiger Abspannung ein dem früheren entgegengesetztes Votum abgegeben. Der begangene Fehler wurde bei der Abstimmung über den Collectiv-Antrag Kudlich als Ganzes wieder gut gemacht; derselbe wurde mit der knappen Majorität von vier Stimmen verworfen. Als am 6. September Bach für den gefassten Beschluß die Sanction des Monarchen als nothwendig erklärte und damit die Souverainetät der Kammer negirte, trat neben Rieger auch Doljak für die Ansicht der Regierung in die Schranken und vertheidigte das Recht der Krone, die Beschlüße der Legislative zu sanctioniren oder zu verwerfen. Jedoch schlossen sich ihm bei der Abstimmung von seinen Landsleuten nur zwei an, die übrigen stimmten mit der Linken, mit der sie übrigens in der Minderheit blieben.

4.

Auch in anderen, principiell wichtigen Fragen finden wir die slovenischen Deputirten keineswegs einig und auch nicht immer in Übereinstimmung mit den übrigen slavischen Abgeordneten.

Am 31. Juli wurde über die Zusammensetzung des Verfassungs- oder (wie Dr. Kavčič es durchsetzte) Constitutions-Ausschußes verhandelt. Polen und Čechen verlangten, um im Ausschuße eine ihrer Zahl entsprechende Vertretung zu erreichen, einen Wahlmodus, der zwar die Gubernien zur Grundlage haben, jedoch gleichzeitig auf die Nationalität Rücksicht nehmen sollte; dies sei nothwendig, wenn nicht die Minorität der Kammer im Ausschuß die Majorität erlangen und einen Verfassungs-Entwurf zu Stande bringen solle, der für die Kammer unannehmbar wäre. Die deutschen Deputirten forderten jedoch die Wahl des Ausschußes nach Gubernien, und zwar sollten diese ohne Rücksicht auf die so große Verschiedenheit ihrer Ausdehnung je gleichviel Deputirte in den Ausschuß entsenden, das Küstenland z. B. gerade soviel als das zehnmal größere Galizien mit der Bukowina. Thatsächlich gelang es ihnen, ihren Antrag zur Annahme zu bringen; dazu verhalfen ihnen die Vertreter der zahlreichen kleinen Gubernien, für welche die provinzielle Selbständigkeit größern Reiz besaß als das nationale Interesse. Wenn wir nicht irren, gehörten zu der gegen Čechen und Polen siegreichen Mehrheit auch die Vertreter der kleinen slovenischen und gemischten Kronländer. Der Ausschuß wurde aus 30 Deputirten gebildet und bekam eine den Slaven

entschieden feindliche Majorität. Nach demselben Princip bildete man später die Grundentlastungs-Commissionen, so dass also Kärnten und Krain als ein Gubernium darin vertreten waren.

In den Landtagen von Kärnten und Steiermark begegnen uns Proteste gegen einen Antrag des Dr. Kavčič, den dieser zwar erst im Constitutions-Ausschuße präcise formulirte, jedoch bereits im Plenum ankündigte. Das erstemal that er dies in seiner Rede für den Kudlich'schen Antrag am 24. August mit folgenden Worten: „Die Nationalitäten sind die feste Grundlage des österreichischen Staates. Ich habe die Ehre, ein Slave zu sein..... Sind die Nationalitäten und die Gleichberechtigung derselben die Felsgrundlage Österreichs, so müßen die Provinzen fallen. Die Slaven sind in Böhmen in der Mehrzahl, in Steiermark und Kärnten in der Minderzahl. Der Deutsche soll nicht den Slaven und umgekehrt der Slave nicht den Deutschen knechten ... Eine Knechtung (der Minorität) kann heute oder morgen vor sich gehen; diese fehlerhaften Grundlagen können zerfallen und werden sich in Nationalitäten absondern; ob sie dann Provinzen oder Departements heißen, weiß ich nicht." Am 30. August führte Dr. Kavčič gegen die von Lasser vorgeschlagene Bildung von Grundentlastungsfonden nach Kronländern das Princip der nationalen Gleichberechtigung in's Feld: „diesem widerstreben die alten Kronländer, sie hemmen die Entwicklung der Nationen und müßen daher verschwinden".

Gelegentlich der Debatte über die Forterhebung der Steuern kam Dr. Kavčič auf jenes Thema zurück. Anknüpfend an Lubomirski's Bemerkung, dass jede halbwegs wichtigere Angelegenheit die Kammer sofort in nationale Gruppen trenne, und überzeugt, dass alle Deputirten ehrlich ein einiges starkes Österreich zu bilden entschlossen seien, sprach er: „Ich wüsste nicht, warum sich vernünftige Volksstämme, welche die Natur auf einen zusammenhängenden Länder-Complex angewiesen hat, nicht innig einigen und nicht allgemeine Grundsätze ihrer Einigung festsetzen sollten? Warum sollten wir nicht allgemeine Grundsätze festsetzen können, dass jede Nationalität neben der andern, sei sie slavisch, deutsch oder italienisch, brüderlich vereinigt weiter regiert werden soll?"

Eine tiefgehende Spaltung verursachte unter den slovenischen Deputirten die Debatte über die Bitte der italienischen Abgeordneten aus Dalmatien und dem Küstenland, es möge ihnen mit Rücksicht auf ihre Unkenntnis der deutschen Sprache gestattet werden, ihre Anträge und

Amendements, in's Deutsche übersetzt, von einem Schriftführer verlesen zu lassen, durch einen Dolmetsch aber möge man ihnen Reden, Anträge und Beschlüße in ihre Muttersprache übersetzen lassen. Der Referent Doljak beantragte zustimmende Erledigung des Ansuchens; andere Deputirte wünschten ein Gleiches für die Ruthenen, Čechen, Polen, während Ambrož mit Borrosch auf die vermehrten Kosten hinwies, die sich auf 25.000 fl. belaufen würden, denn, fügte Ambrož hinzu, es müßte dieselbe Concession dann auch den Slovenen gemacht werden. Borrosch' provocirendes Auftreten, seine Vertheidigung des ausschließlichen Gebrauchs der deutschen Sprache als Verhandlungssprache des Reichstags und die höhnische Bezeichnung der Wünsche anderer Nationen als „Liebhaberei", veranlaßte Dr. Rieger zu einer geharnischten Abfertigung; Österreich, sagte er, werde nur so lang bestehen, als die Slaven es wollen, diese aber wollen Österreichs Bestand, allein niemals würden sie sich zur Anerkennung irgend einer Sprache als Staatssprache, zur Schaffung eines Privilegiums für irgend eine Nation herbeilassen.

Doljak pflichtete ihm bei; die Verwirklichung der nationalen Gleichberechtigung dürfe auch an einer Auslage von siebenmal 25.000 fl. nicht scheitern; Borrosch' Opposition gebe einen Vorgeschmack dessen, was die Frankfurter National-Versammlung den Slaven bieten würde; es gebe keinen häslichern Census als den Census der Sprache. Ambrož hält er entgegen, dass es sich keinesfalls um eine principielle Entscheidung der Sprachenfrage handle, sondern nur um die Ausfindigmachung eines Mittels, um den Deputirten die Theilnahme an den Arbeiten der Kammer zu ermöglichen; die slovenischen Deputirten würden niemals so „indiscret" sein, jenes Zugeständnis auch für sich zu beanspruchen, denn sie seien des Deutschen alle mächtig.

Bei der Abstimmung wurde übrigens die den Italienern gewährte Concession jeder Nation in Aussicht gestellt, falls mindestens zehn Abgeordnete sie beanspruchen würden.

Doljak verscherzte die Gunst der Demokraten und Radicalen völlig, als er am 19. September mit den Čechen, der Mehrheit der Südslaven und einigen Deutschen und Polen gegen die Zulassung der magyarischen Deputation, welche beim Reichstage um Bundesgenossenschaft gegen die Südslaven werben wollte, entschieden auftrat. Gegenüber Borrosch, der den „Genius der Freiheit und Humanität" zu Gunsten der Magyaren heraufbeschwor, und gegenüber v. Löhner's schwungvoller Fürsprache für

die Magyaren, verlangte Doljak mit Trojan, die Regierung möge der Kammer von ihren Maßregeln zur Beruhigung Ungarns eingehende Mittheilung machen; mit den Ungarn könne der Reichstag, der kein diplomatisches Cabinet sei, nicht direct verhandeln, denn Ungarn sei Österreich gegenüber Ausland; es könne auch das Benehmen der magyarischen Deputirten keine Sympathien erwecken, denn, abgewiesen beim Hofe, hätten sie ostentativ durch Aufstecken rother Federn ihre wahre Gesinnung geoffenbart. Doljak sprach, unbeirrt von dem Lärm der Linken, als seine Überzeugung aus, dass die Magyaren, indem sie sich an den Reichstag wenden, Kaiser und Regierung beiseite schieben und deren Autorität schwächen wollen; man dürfe aber auch nicht vergessen, dass die Serben und Kroaten, gegen welche die Magyaren Bundesgenossen suchen, die Waffen nur für ihr gutes Recht und für die Rettung Österreichs ergriffen haben. Bei der Abstimmung gingen wohl drei Slovenen mit der Linken, die andern aber standen fest zur Majorität, welche über Helfert's Antrag es ablehnte die Magyaren anzuhören.

Auch der letzte helle Sonnenblick, der in die Räume der Winter-Reitschule drang, die Ankündigung, dass der Constitutions-Ausschuß einen Theil der Constitution, die Grundrechte bereits ausgearbeitet und die Übersetzung in die anderen Sprachen veranlasst habe, gab zu einer Entzweiung unter den Slovenen Anlass. Doljak nämlich opponirte dem Antrag auf sofortige Berathung der Grundrechte, man müße das Verfassungswerk mit gewissenhafter Berücksichtigung der Bedürfnisse, der Eigenart und der Cultur der Völker aus eingehender Prüfung des Entwurfes hervorgehen lassen. Dr. Kavčič gehörte aber zu jenen, welche aus nicht unbegründeter Besorgnis vor einer Reaction die Constitution ohne Zeitverlust unter Dach und Fach bringen wollten und daher jeden Aufschub perhorrescirten. Die Kammer beschloß nach 14 Tagen in die Berathung der Grundrechte einzutreten.

5.

Während der Reichstag seine Sitzungen hielt, war das Ministerium nicht unthätig, und ebenso wenig unterließen es die slovenischen Abgeordneten die Interessen ihrer Wähler, wo immer sich ein Anlass dazu ergab, mannhaft zu vertreten. In erster Linie stand die Reform des Unterrichtswesens, deren Grundzüge die Regierung eben jetzt entworfen hatte. Der Entwurf sagte den Bestrebungen der Nationalen grundsätzlich zu

und schützte sie gegen die vis inertiae des in das frühere System eingefahrenen Schlendrians.

Ohnmächtig war der Widerstand der Bureaukratie gegen die von der Regierung angeordnete Anwendung des neuen slovenischen Alphabets (11. Juli). Gegen dieses Alphabet und gegen den Gebrauch der slovenischen Sprache erhoben einzelne Behörden Einsprache und forderten Übersetzungen in „der krainischen Sprache und Bezeichnung", während der Laibacher Magistrat die Anordnungen des Ministeriums zu Gunsten der slovenischen Sprache und des Alphabets unbedingt billigte und als ohne Schwierigkeiten durchführbar bezeichnete.

Am 11. Juli erfloß auch die Ministerial-Entscheidung, welche die Petition der krainischen Stände um Einführung der slovenischen Unterrichtssprache in die Volksschulen Krains als durch die „allerhöchsten Bewilligungen" bereits erledigt, d. h. für eine Consequenz der nationalen Gleichberechtigung erklärte. Der Entwurf der Organisation der Volksschulen bestimmte, dass als „ausschließliche" Unterrichtssprache der Volksschule die Muttersprache der Schüler zu gelten habe.

Gleichen Erfolg erzielte die Petition der krainischen Stände vom 12. April um Übersetzung der Gesetze, Verordnungen und Kundmachungen für Krain ins Slovenische; das Ministerium erledigte sie zustimmend am 17. Juli und bestellte einen Translator. Wichtiger noch war die unter den Auspicien des Laibacher „Slovenischen Vereins" von Mat. Cigale und Ant. Mažgon unter Mitwirkung der Elite der slovenischen Juristen unternommene Übersetzung des bürgerlichen und des Strafgesetzbuches in die slovenische Sprache. Die „Slovenija" veröffentlichte den bis § 620 gediehenen Theil der Übertragung, welche ein glänzendes Zeugnis für die Ausführbarkeit des Unternehmens ablegte.

In den Lehrplan der Gymnasien fügte die Regierung am 28. August die Grammatik und Literatur der Muttersprache und, wenn nöthig, der „zweiten Landessprache" ein; jedoch könne dieser Unterrichtsgegenstand wegen zahlreicher Schwierigkeiten vorläufig an Gymnasien mit vorwiegend nicht-deutschen Schülern nur als unobligates Lehrfach eingeführt werden; um die Staatsfinanzen zu schonen, wurden geeignete Lehrkräfte aufgefordert, die unentgeltliche Ertheilung des Unterrichts in der Muttersprache zu übernehmen. Es fehlte thatsächlich fast keinem Gymnasium auf slovenischem Boden an Lehrern, welche aus Liebe zur Sache diese Verpflichtung bereitwillig auf sich nahmen, wofür sie in dem Lerneifer

einer zahlreichen Schülerschaar den schönsten Lohn fanden. Überdies wurde das Slovenische als Unterrichtssprache beim Religionsunterricht in Aussicht genommen und den Lehrern der Rhetorik Übungen in slovenischer Sprache aufgetragen.

Endlich regte der damalige Director der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt und des Lyceums in Laibach Gubernialrath Dr. Sporer die Vervollständigung der bereits bestehenden höheren Studienanstalten Laibachs zu einer Universität an, deren Zweck die Förderung der höchsten wissenschaftlichen Ausbildung der Slaven Südösterreichs, vor allen der Slovenen, in nationalem Geiste sein sollte. Das in dieser Angelegenheit verfasste Gutachten trug die Unterschriften der hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft im damaligen Laibach: Prof. Metelko, Dr. Joh. Pogačar, Dr. Čuber, Dr. Fr. Schiffer, Dr. Joh. Bleiweis, Dr. Wilh. Unger, Dr. A. Jarc, Prof. Dr. Kleemann, Dr. Hummel u. a. Dr. Kleemann, der spätere Referent im Unterrichts-Ministerium, war sehr eifrig mit der Feder für die Idee thätig; mit ihm wirkten dafür der „Slov. Verein", die slovenischen Reichstags-Deputirten, insbesondere Dr. Kavčič und Ambroz. Ersterem gegenüber anerkannte der Unterstaats-Secretär Baron Ernst v. Feuchtersleben die Gründung einer slovenischen Universität als natürliche Consequenz der nationalen Gleichberechtigung; er trug nur Bedenken bezüglich des Kostenpunktes. Doch auch hierüber erhielt Ambroz im Finanz-Ministerium die befriedigendsten Versprechungen und am 5. October erfloß ein Ministerial-Erlass, welcher die Errichtung der Universität in Laibach verhieß und den „Slov. Verein" aufforderte, geeignete Juristen für die zunächst zu eröffnenden Vorlesungen über das bürgerliche und Criminal-Recht vorzuschlagen. Die Entscheidung erfolgte wenige Tage, nachdem Dr. Ulepič im Reichstage einen Antrag auf Gründung einer „slovenischen Universität" in Laibach eingebracht hatte.

Die Einführung der slovenischen Sprache in Amt und Schule war seit den Märztagen die Forderung aller slovenischen Patrioten, nur über den Umfang der Einführung der Sprache in's öffentliche Leben war man nicht eines Sinnes.

Ambroz forderte die sofortige Anwendung derselben bei allen Rechtsgeschäften; er berief sich auf eigene Erfahrung und auf die von ihm selbst ausgestellten slovenischen Urkunden; die slovenische Quittung,

der slovenische Kaufvertrag &c. erleichtere den Verkehr, fördere die Amtsgeschäfte und schaffe erhöhte Rechtssicherheit, weil der slovenische Bauer die Urkunde verstehen werde; die Sprache sei für diesen Gebrauch genügend ausgebildet. Beamte, welche dieser Forderung nicht entsprechen wollen, möge man nachsichtslos zur Erlernung und Anwendung der slovenischen Sprache zwingen.

Andere Männer, z. B. Peter Hicinger, riethen zur Vorsicht; die Sprache sei nicht reif für alle Urkunden, man wende sie daher vorerst blos ausnahmsweise an; dies gebiete auch die Rücksicht auf die Deutschen und Italiener in slovenischen Gegenden; was soll aus diesen werden, wenn Schule und Amt ganz slovenisirt würden? Zunächst thue die Herausgabe einer Sprachlehre und einer Anleitung für slovenische Amtirung noth; dann führe man die Sprache schrittweise im Gymnasium, zuletzt in das philosophische und theologische Studium ein.

Slovenische Amtirung forderte auch Dr. Bleiweis und verwies auf ein drastisches Beispiel. Vor einem wuthkranken Hunde warnte die Polizei die Laibacher ausschließlich durch eine deutsche Kundmachung. „Verdienen die Übrigen gar keine Rücksicht? . . . Die Zeit ist vorüber wo in Krain nur die deutsche Bertha spann.“ Im Reichstage verlangte zuerst Ant. Černe Entfernung aller des Slovenischen unkundigen Beamten aus den slovenischen Gegenden; dasselbe wiederholten Ambroz und Stercin in einer besonderen Petition.

Auch in dem langen Streit über den Gebrauch der Landesfarben erfloß am 23. September eine günstige Ministerial-Entscheidung, unterzeichnet von Baron Doblhoff, in welcher die ursprüngliche weiße Farbe wieder an die Stelle des Goldes gesetzt wurde. Den Ständen wurde die Führung ihrer alten Farben freigestellt, jedoch ihnen nahegelegt, im Geiste „echter Vaterlandsliebe“ und der Einheit auf jenes Privileg zu verzichten und ebenfalls die Nationalfarben anzunehmen. Diese Entscheidung feierte man in Laibach am 3. October mit Illumination, Serenaden und Hochrufen auf diejenigen Männer, welche sie erkämpft hatten. Vor Bleiweis' Wohnung wurde Halt gemacht und Bleiweis hielt eine kurze Ansprache, in welcher er die Anwesenden aufforderte, sich niemals von den Symbolen der slovenischen Nationalität zu trennen.

Die Wiener „Slovenija“ bestand um diese Zeit nicht mehr; sie hatte sich im September aufgelöst. Denn der Wiener Boden war jetzt

so ausschließend von schwarz-roth-goldenen Tendenzen erfüllt, dass für andere nationalen Regungen kein Platz mehr blieb.

6.

Die October-Revolution zwang den Kern der Rechten, die Čechen, zur Flucht aus Wien, die Slovenen blieben in der Mehrzahl in dem Rumpf-Parlamente zurück, welches nun auch die Executive an sich zu reißen trachtete und sich in den furchtbaren Octobertagen den Ruhm erwarb, mit dem von allen Ministern allein in Wien ausharrenden Baron Philipp Kraus eine schwache und doch die einzige Autorität in Wien repräsentirt zu haben, die größeres Unheil zu verhüten im Stande war. Bevollmächtigte wurden in die Provinzen ausgesendet, um die Völker über die Absichten der Kammer zu belehren, für Illyrien wurden Scholl und Ambroz, für Steiermark Dr. Kranjec und Königshofer, für das Küstenland Dr. Gobbi und Madonizza gewählt; Ambroz übersetzte das Manifest an die Völker in's Slovenische; in die „Permanenz" wurden Dr. Kavčič und Ambroz delegirt. Kavčič trat in diesen Ausschuß jedoch niemals ein und verließ bald Wien; nur sieben slovenische Deputirte harrten in Wien aus, darunter vier bäuerlichen Standes. Manche betheiligten sich eifrig an den Arbeiten des Reichstags. So beantragte Ambroz, man solle nicht blos die Namen der steirischen Deputirten, welche den Reichstag verlassen hatten, dem Gouverneur Wickenburg mittheilen, sondern alle Abgeordneten, welche sich entfernt hatten, durch Veröffentlichung ihrer Namen gewissermaßen als fahnenflüchtig brandmarken. Ambroz trotzte der öffentlichen Meinung in seiner Heimat, die alle slovenischen Abgeordneten zum Verlassen des Reichstages aufforderte; ihm galten alle Acte des Rumpf-Reichstags als legal, und daher hielt er in Wien aus und errang durch seine muthige und besonnene Haltung während der Stürme auf das Zeughaus und bei der Vertheilung der Waffenvorräthe die Anerkennung der Militairbehörde.

Der Wiener Rumpf-Reichstag und die Führer der Revolution rechneten auf eine Erhebung der Kronländer zu Gunsten der Metropole; sie täuschten sich und blieben, von unbedeutenden Zuzügen abgesehen, ausschließlich auf die vereitelte Hilfeleistung der Ungarn angewiesen.

Am 11. October wurde auf Befehl des von den Radicalen eingeschüchterten Grafen Wickenburg in Grätz durch Kanonendonner der Landsturm aufgeboten, um Wien zu Hilfe zu eilen. Dies Aufgebot war

von vornherein ein Schlag in's Wasser, weil in dem friedlichen und loyalen Alpenvolke deutschen und slovenischen Stammes kein revolutionärer Geist lebte. Selbst Grätz schickte nur ein paar hundert Mann, von denen die meisten, ohne Wien gesehen zu haben, umkehrten. Vollkommen erfolglos war das Sturmläuten und die Agitation der Emissäre des Grätzer Sicherheits-Ausschußes im südlichen Lande. In Cilli gelang es einem Emissär, nur zwei Mann anzuwerben, für welche einige Freunde 28 fl. Reisegeld zusammenschoßen. Einen andern Emissär wollte man bei Cilli aufknüpfen. Es drohte sogar eine slovenische Erhebung in dynastischem und österreichischem Sinne auszubrechen, falls das Sturmläuten zu Gunsten Wiens unter der deutschen Bevölkerung erheblichen Anklang finden würde.

Wieder war es die Grätzer „Slovenija", welche muthig die Führung übernahm. Zunächst protestirte sie gegen den Landsturm, dann sandte sie ihren Secretair nach Cilli, um mit dem Commandanten der dortigen National-Garde die zu treffenden Gegenmaßregeln zu verabreden, im äußersten Falle sogar einen slovenischen Landsturm für Jellačić zu organisiren. Auch zwischen Laibach und dem General Nugent wurde hierüber verhandelt. Am 16. October wandte sich Gurnik, der Commandant der Cillier National-Garde, der versöhnlichste Mann des Landes, mit einem Briefe an den Laibacher „Slovenischen Verein" und schilderte darin die Gefahr, welche den Slovenen von der sogenannten demokratischen Partei in Grätz drohe; bald dürften blutige Ereignisse die Slovenen zwingen, für Freiheit, Recht und den constitutionellen Kaiser die Waffen zu ergreifen: „Dann müßen wir für unsere wahre Freiheit, für unsere Existenz und für unsere Nationalität kämpfen, die untergehen müßte, wenn der Kaiser unterläge. Fest vertrauen wir auf Euch, wir sind ja Eines Stammes, Eines Sinnes und Eines Muthes. Diese Hoffnung belebt uns jetzt, wo der Augenblick naht, daß wir mit unserm Herzblut den heiligen Bund unverbrüchlicher Treue besiegeln werden." Er verlangte sechs Kanonen; das sonstige Geschütz hofft er von Nugent, der unterhalb Grätz stand, zu erhalten. Die Antwort des Laibacher Vereins stellte die Erhebung des ganzen Volkes in Aussicht, wenn der Kampf unausweichlich werden würde. Wickenburg würdigte die Bedeutung der „Slovenija" in jenen Tagen dadurch, daß er ihre Vertreter in den Sicherheits-Ausschuß berief, oder richtiger, in das Sitzungs-Zimmer des Ausschußes hineinschob. Dort erhoben sie Protest gegen das Zurückbehalten der für Jellačić

bestimmten Kanonen und gegen den Landsturm, und es gelang ihnen, viele Anträge von revolutionärer Tendenz zu Falle zu bringen.

Das Landsturm-Aufgebot blieb auch in Kärnten erfolglos; auch hier blieb der slovenische Bewohner treu seinem Kaiser. Ebenso bemühte sich im Küstenlande die italienische Propaganda vergeblich, mit Unterstützung des Albini'schen Geschwaders eine im Geheimen vorbereitete Empörung der Italiener in's Werk zu setzen. In Krain herrschte derselbe Geist der Loyalität, entschieden vertreten sowohl von der Presse, wie von dem Laibacher „Slovenischen Vereine", der sich jetzt in einen rein politischen Verein verwandelte und sein Programm: Freiheit, Gleichberechtigung, Unabhängigkeit und Integrität Österreichs, in Aufrufen an das Volk, in Adressen an den Kaiser und den Banus Jellačić zum Ausdruck brachte.

Das Frankenburger Würfelspiel.

Von Dr. J. Isidor Proschko.

Das schöne Gartenland Österreich ob der Enns mit den reizenden Fluren rings um das Ufer der schönen blauen Donau bietet in seiner Chronik gar manches erhebende Bild edler und thatkräftiger Männer und ihrer Thaten.

Aber auch traurige Erinnerungen bietet diese Chronik — eine der traurigsten ist der furchtbare Kampf, welcher in dem großen „Bauernkriege" des Jahres 1626 auf den sonst so friedlichen Stätten dieses Landes ob der Enns entbrannte, als der von seinen Feinden so hart bedrängte Kaiser Ferdinand II. genöthigt war, bei seinem Vetter dem Herzoge Max von Bayern Hilfe zu suchen und, um diese zu erhalten, diesem Fürsten das Land Ober-Österreich verpfänden mußte.

Da entsandte nun Herzog Max von Bayern einen Mann von eiserner Soldatennatur, den Grafen Adam von Herberstorf als bayerischen Statthalter nach Linz, der mit seinen rauhen Cohorten hier ein wahrhaft strenges Regiment einführte, um den bereits unter der Asche glimmenden Aufruhr der Bauern, unter denen fremdes Gift der protestantischen Religionshetzer wucherte, zurückzuhalten.

Südlich vom Hausruckwalde in einer von üppigen Wiesen und schattigen Wäldern reichen Gegend liegt der Markt Frankenburg mit dem gleichnamigen Schlosse, wo der Glanzstern des reichsgräflichen Hauses Khevenhüller, Graf Franz, der unter drei Kaisern, zuletzt als Staats- und Conferenz-Minister diente, einst recht segensreich wirkte.

Diese Gegend um Frankenburg erhielt nun in der Geschichte des beginnenden großen Bauernkrieges in Ober-Österreich eine gar traurige Bedeutung.

Im Lande ob der Enns hatte der Kaiser eine Reformations-Commission eingesetzt, um die katholische Religion zu schützen und der zunehmenden Verbreitung der lutherischen Lehre entgegenzuwirken. Als Mitglieder in diese Commission traten nun der genannte bayerische Statthalter Graf Adam Herberstorf, der Abt zu Göttweig Dr. Georg Falbius, der Hof-Kammerrath Dr. Johann Baptist Spindler von und zu Hoseck und der damalige Mauth-Amtmann in Linz Constantin Grundemann von Falkenberg ein.

Als nun nach Anordnung dieser Reformations-Commission der damalige Pfleger (Richter) zu Frankenburg Abraham Grimpacher durch den Pfarrer zu Pfaffing im Hausruck-Viertel Leonard Spindler am 11. Mai des Jahres 1625 die Installation eines katholischen Pfarrers in der Frankenburger Marktgemeinde vornehmen ließ, geriethen die der protestantischen Glaubenslehre zugethanen Landleute der dortigen Gegend in nicht geringe Aufregung, und es kam so weit dass sich der Richter und die Glieder der damaligen Gemeinde-Vertretung Frankenburgs nebst den Achtern oder Ausschußmännern vor die Kirchthüren stellten, um zu zeigen, dass sie das Gotteshaus während der Installation des katholischen Pfarrers nicht betreten wollten, und dass alsbald am Kirchhofe Lärm entstand und die Sturmglocke erschallte, worauf sich dieser Kirchhof und der ganze Marktplatz von Frankenburg mit herbeiströmenden Landleuten füllte, die sich mit Stangen, Spießen und Flinten bewaffnet hatten. Angstvoll stürzten jetzt die in der Kirche versammelten Katholiken heraus, die katholischen Priester konnten sich nur durch schleunige Flucht retten und selbst der Pfleger Abraham Grimpacher konnte sich nur mit großer Lebensgefahr in das Schloß zurückziehen.

Noch an demselben Tage heulten die Sturmglocken in der Runde von den Thürmen der nahegelegenen Ortschaften Neukirchen, Vöcklamarkt, Gampern, Berndorf und Frankenmarkt. Über fünftausend Landleute versammelten sich um das Schloß Frankenburg, in welchem sich der muthige Pfleger Grimpacher mit seinen Schreibern und Dienstleuten befand und welches die wüthenden Bauern umlagerten und beschossen. Dem sich tapfer vertheidigenden Pfleger gelang es durch einen als Beobachter dieses Vorganges unter den Stürmenden befindlichen ihm freundlich gesinnten Bewohner des Marktes Frankenburg in der finstern Regennacht des 11. Mai einen Brief an seinen in Vöcklabruck befindlichen Sohn abzusenden, worin er denselben aufforderte schleunigst Hilfe zu verschaffen. Dieser zögerte nicht, den Statthalter Herberstorf von diesem Vorgange in Kenntnis zu setzen und so kam es, dass der Statthalter am nächsten Mittwoch um 10 Uhr vormittags mit mehreren Officieren und tausendzweihundert wohlbewaffneten Soldaten, drei große Feldstücke und einige Munitionswägen mit sich führend, gegen das Schloß Franken-

burg heranzog, während seinem Zuge rückwärts der Profoß und der Freimann mit seinem Beile folgte . . .

Als der Statthalter aber vor dem Schlosse anlangte, hatten sich die Bauern, seinen Anmarsch witternd, bereits alle zurückgezogen.

Aber jetzt wollte der strenge Graf und Statthalter, um den Aufruhr im Lande gleich in dieser ersten Flamme dauernd zu ersticken, ein furchtbares Gericht über die Rädelsführer dieses traurigen Vorganges halten. Kaum war er am 14. Mai im Schlosse Frankenburg angekommen, als er alle Häuser des Marktes durch ein (noch im Archive des Collegiat-Stiftes Matsee aufbewahrtes) Mandat- oder Vorladungs-Schreiben ansagen und befehlen ließ: „dass morgen am 15. Mai längstens um 3 Uhr Nachmittags allesammt, die Bürger sowohl als die Bauern, die Inleute und Dienstknechte wie alle Haus-gesessene, auch Kohlen- und Hausknechte, am Haushammerfelde zwischen Vöcklamarkt und Pfaffing bei der großen Linde unfehlbar, doch ohne Wehr und Waffen, zu erscheinen haben. Wer nicht erscheine, solle mit Hab und Gut, mit Haus und Hof, Leib und Leben verfallen sein."

Die gleiche Kundmachung erließ er nach Vöcklamarkt, Neukirchen, Gampern, Berndorf und Frankenmarkt.

Dieses Unheil verkündende Vorladungsschreiben blieb nicht ohne Wirkung. Die Landleute der genannten Ortschaften kannten die unbeugsame Strenge des Statthalters, und so kam es, dass am 15. Mai um 3 Uhr Nachmittags fünftausend Bürger und Bauern aus den obgenannten Ortschaften auf dem großen Haushammerfelde zwischen Vöcklamarkt und Pfaffing erschienen.

Und hier begann nun das in der Chronik des Landes Österreich ob der Enns so schauerlich verzeichnete Frankenburger Würfelspiel . . .

Auf diesem weiten Haushammerfelde stand ein großer Lindenbaum, welcher noch im Anfange unseres Jahrhunderts sieben Klafter im Umfange hatte und auf dem Pfaffinger Fußsteige nächst Haussam sein Laubdach ausbreitete.

Und in der Nähe dieser riesigen Linde standen die fünftausend Vorgerufenen, nicht wenig überrascht, als sie im Hintergrunde des Feldes die Truppen des Statthalters aufgestellt sahen, nämlich zwölfhundert Fußgänger im Mitteltreffen, eine halbe Escadron Reiter auf jedem Flügel und vor der Front Kanoniere mit brennenden Lunten vor den Geschützen.

Dumpfes Schweigen herrschte jetzt ringsum und alle harrten bange der Dinge, die nun kommen sollten.

Jetzt erschallte der Befehl: daß alle näher zusammentreten sollen und die Landleute wurden in einem weiten Kreise von den bewaffneten Soldaten des Statthalters eingeschlossen.

Wieder herrschte tiefe Stille ringsumher.

Jetzt sprengte Graf Adam Herberstorf, um den trotzigen Bauern zu zeigen, wie wenig er sie fürchte, auf seinem hohen Rosse allein mitten unter sie. Mit gewaltiger Stimme verschaffte er sich fünfzig Schritte rings-umher menschenleeren Raum.



Hierauf rief er die Richter und Rathsmänner von Frankenburg und Vöcklamarkt, sowie alle Achter der obengenannten fünf Pfarren, achtunddreißig an der Zahl, heran und ließ sie durch seine Reiter umgeben; dem übrigen

Landvolke aber wurde befohlen, still zu harren und zu erwarten, was den Abgesonderten nun geschehen würde.

Diesen rief jetzt der Statthalter mit mächtiger Stimme zu: wasmaßen sie alle das Leben verwirkt haben; aber zu Gnaden wolle er dem halben Theil dasselbe schenken, solchergestalt dass allerwegen zwei miteinander um das Leben würfeln sollen; derjenige, welcher verliere, nämlich den geringeren Wurf mache, solle sogleich gehängt werden! . . .

Bange und todtenbleich hörten die Angesprochenen diesen schrecklichen Ausspruch, hilfesuchend warfen sie ihre Blicke herum; aber da gab es kein Entrinnen mehr. Die Soldaten umstanden sie wie undurchdringliche Mauern.

Jetzt wurde ein großer schwarzer Mantel auf der Erde ausgebreitet und die in diesem Kreise stehenden Achtunddreißig wurden genöthigt, miteinander um ihr Leben zu würfeln.

Wohl betheuerten mehrere unter ihnen, dass sie sich nichts hatten zu Schulden kommen lassen, dass sie zu einem Aufstande weder gerathen, noch geholfen hatten — vergebens! Alle mußten würfeln und derjenige, welcher den geringeren Wurf that, wurde sogleich bei Seite geführt und vom Scharfrichter gebunden.

So standen nun neunzehn Opfer zum Tode durch die Hand des Henkers auserlesen — da trat der Pfleger Adam Grimpacher vor und erflehte noch mit warmen Worten zweien der zum Tode Bestimmten vom Statthalter das Leben.

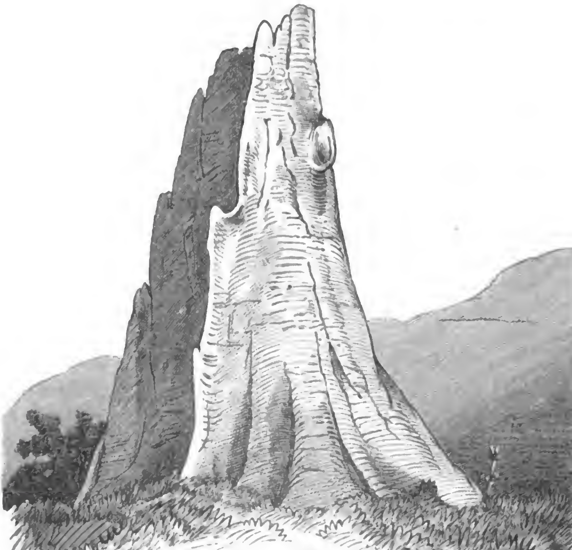
Dann kam es zum Vollzuge des schrecklichen Urtheils. Vier der als besondere Unruhestifter bezeichneten Würfler wurden auf der erwähnten großen Linde vom Haushammerfeld, sieben andere auf dem Kirchthurme zu Zwiespalten oben unter dem Dache heraus, drei auf dem Thurme zu Vöcklamarkt und drei auf dem Thurme zu Neukirchen gehenkt. Ihre Leichname wurden am folgenden Samstage herabgenommen und auf der Landstraße auf siebzehn Spießen aufgesteckt.

Nach diesem schrecklichen Vorgange ritt Graf Adam von Herberstorf mit seinen Officieren nach Linz zurück, nachdem er in Frankenburg, Vöcklamarkt, Frankenmarkt, St. Georgen und Schärfling Besatzungen zurückgelassen hatte.

Aber dieser Act einer entsetzlichen Justiz, durch welche siebzehn Männer ohne jede Verhandlung, ohne Verhör und Vertheidigung dem Tode zugeführt wurden, goß erst recht Öl in das Feuer, machte den genannten Statthalter im Lande ob der Enns noch mehr verhasst und die weitere Folge war der förmliche Ausbruch des großen Bauernkrieges, in welchem unter der Anführung des Huterers von Aschach Stephan Fadinger im Jahre 1626 siebzigtausend Mann im Kampfe standen und erst nach langem Blutvergießen durch Militairmacht bezwungen werden konnten.

Bemerkung des Herausgebers.

Auf Anregung des verstorbenen Regierungsrathes Proschko war es mir darum zu thun, den heutigen Zustand der Linde, die in ihren kräftigen Jahren so entsetzliches gesehen hatte, kennen zu lernen und ich wandte mich



brieflich an den vielverdienten k. k. Conservator Joseph Straberger in Linz, der so freundlich war mir folgende Auskunft zu ertheilen:

„Bei meiner letzten 1889 unternommenen Dienstreise war mir Gelegenheit geboten, die Überreste der Linde auf dem Haushammerfelde in Augenschein zu nehmen. Von derselben ist nur mehr der ausgebrannte Strunck, wie er in der beiliegenden Skizze ersichtlich gemacht ist, vorhanden.

Bis auf dieses ganz dürre Fragment wurde der majestätische Baum durch Feuer, welches muthwillige Hirtenknaben im Hohlraume desselben im Herbste 1855 anlegten, vernichtet.

Die Höhe des Strunkes beträgt 2·30 Meter.

Er ist von einem Strauche fast völlig eingehüllt, was wohl bei oberflächlicher Besichtigung zur allgemein verbreiteten Meinung die Veranlassung gegeben haben dürfte, dass er zum Theile noch lebendige Zweige habe.

Einige Schritte davon entfernt steht eine junge absichtlich dahin verpflanzte Linde, welche kümmerlich aussieht, zwischen beiden eine Denksäule aus Stein, an welcher Landmann Hoppichler aus Klingerau neue Tafeln mit kurzer Schilderung der Vorgänge, die sich am Orte abgespielt haben, anbringen ließ."

Der Margit-Felsen in der hohen Tatra.

Eine ober-ungarische Dorfgeschichte von Dr. J. H. Schwicker in Budapest.

Die landschaftlichen Schönheiten des ober-ungarischen Hochlandes sind trotz der leichtern Zugänglichkeit seit der Eröffnung des Eisenbahnverkehrs nach jenen fernab gelegenen Gegenden noch immer nur Wenigen bekannt. Und doch bietet die hohe Tatra mit ihren himmelanstrebenden Schroffen und Spitzen dem Freunde der Hochtouren wie dem Bewunderer gigantischer Majestät ein reiches Gebiet des Genußes. Aber auch die an den Massivstock der hohen Tatra sich anschließenden Gebirgsketten Ober-Ungarns bergen noch unbehobene Schätze natürlicher Reize und locken nebstbei durch besondere Erscheinungen im Volksleben, das hier in Abgeschiedenheit und im schweren Kampfe mit der Natur nur mühselig durchgerungen wird. Die Noth des Lebens, vor der das in seiner Genügsamkeit und in seinem Fleiße achtbare slovakische Gebirgsvolk leider so oft heimgesucht wird, hat im Verlaufe des vorletzten Winters wieder die allgemeine Aufmerksamkeit und Mildthätigkeit weiter Kreise auf sich gezogen.

Wir steigen hinauf zu der dunkelnden Höhe des breitrückigen Königsberges, der Kralowa Hola, der seinem majestätischen Nachbar, dem hohen Kriván, dessen Fuß die klaren Fluthen des Csorber Sees umspülen, würdig gegenüber steht. Auf dem nordöstlichen Abhange des Königsberges, in einer Höhe von 3700 Fuß, entspringen die Quellen der Schwarzen Waag, die nach ihrer Vereinigung mit der Weißen Waag, dem Abfluße des hochromantischen Grünen Sees in der hohen Tatra, den Waagfluß

bildet, der durch ein steiles Waldthal des Königsberges mit silberheller Welle raschen Laufes niederwärts rauscht.

Durch Felsenklüfte und Engthäler bricht die Waag sich stürmisch die Bahn und bleibt noch lang hin ein ungebändigtes wildes Kind der Berge. Voller Laune und Unbeständigkeit fließen ihre Wasser bald durchsichtig klar im ebenen Bette, an dessen Rändern duftige Wiesen in tausend Farben prangen; bald rasen die Wogen in aufbrausender Heftigkeit dahin, nagen und unterwühlen die Ufer. Stets wechselt dieser Fluß Wasserfülle und Stromrinne, und in unzähligen Windungen stürzt er von den thaufrischen Höhen der Tatra zu den sumpfigen schwülen Niederungen des Donaulandes herab. Fast in jedem Jahre verschlingt er weite Strecken urbaren Landes und ruft dadurch bei dem armen slovakischen Volke Schrecken und jammervolles Elend hervor.

Man erzählt, dass die Waag zu spät zur Welt gekommen sei. Als die anderen Gewässer bereits ihren Lauf erhalten hatten, da weilte die Waag noch in den tiefen Schlünden des Königsberges und in den Wellen des Grünen Sees. Nun kam auch sie an die Sonne; aber ach! da war für die Verspätete kein Raum mehr übrig. Der Schöpfer bestrafte die Säumige damit, dass er sie verurtheilte, ohne bestimmte Ufer umher zu irren. Von daher stammt ihr Name: Vagus, die Herumirrende, die Landstreicherin.

Wohl nirgends tobt und tost dieser uferlose Fluß schreckhafter als dort, wo die Waag die Treutschiner Gespanschaft betritt. Da erhebt sich senkrecht aus dem Wasser der „wüthende Fels", an dessen Granitwänden die stürmischen Wogen mit weithin brausendem Getöse zurückprallen. Wie sie sich drehen, wie sie taumeln, im Wirbel überstürzen, zu milchigem Gischt zerspritzen und zerstäuben! Kommen die Holzflößer dieser Stelle nahe, dann betet jeder sein Vaterunser; denn der wilde Fluß hat dem geängstigten Schiffer nur eine schmale Furt für sein gebrechliches Fahrzeug gelassen.

Kaum ist jedoch diese Gefahr glücklich bestanden, droht schon die andere, weit größere. Quer durch das Flussbett zieht eine Reihe von Felsenriffen gleich den grimmigen Zähnen eines riesigen Ungeheuers; sie zwingen den Fluß, dass er mit stürmender Gewalt seine enge Bahn sich erpresse. Hochauf bäumen sich die Wasser und jäh schießen sie hinab, um dort in taumelnder wirbelnder Schnelle weiter zu rasen.

Ganz nahe dem Steilufer erhebt sich das gewaltige Riff des Margit-Felsens, wo die wildbrausende Waag an den Klippen nur mühsam vorbeikommt. An dieses Felsenriff knüpft sich unsere Geschichte.

Im nahen Thale der Thurocz lebte der Bauer Marko. Das weitläufige Gehöfte mit stattlichem Wohnhause, die wohlgenährten Rinder und zahlreichen Schafe sowie die gutgepflegten Äcker und Wiesen, welche das Gehöfte umlagerten, zeugten von dem Wohlstande Marko's, den man allgemein nur den „reichen Marko" nannte. Marko war bereits über das mittlere Mannesalter hinaus und seit mehreren Jahren verwitwet, niemandem kam es in den Sinn, dass unser Marko nochmals auf Freiersfüßen gehen sollte. Und doch geschah es also.

Zur Zeit der Heuärnte verdingte sich auch Juliska, eines Kleinhäuslers Tochter aus dem Nachbardorfe, als Heuerin bei Marko. Die kräftige dralle Dirne im kurzgeschürzten Rocke und mit dem übermüthig kecken Blick machte auf den Bauern einen ungewöhnlichen Eindruck. Öfter und länger als es sonst seine Gewohnheit war, beschäftigte er sich mit der Ärnte auf der Wiese und ließ sich mit Juliska in Gespräche ein. Juliska merkte bald die Wirkung ihrer Persönlichkeit auf Marko und sie war klug genug, die Situation zu ihren Gunsten auszunützen.

Welche Aussicht bot sich ihr im Leben? Ihr Vater war ein armer Teufel, der voll Kummer und Noth die zahlreiche Familie durch Taglöhnerarbeit ernährte. Sie selber mußte gleich den übrigen arbeitsfähigen Geschwistern schon früh schwere Arbeiten verrichten. Wenn es hoch kam, durfte sie hoffen, als Dienstmagd im städtischen Szent-Marton oder sonst bei einer Herrschaft unterzukommen, um da mindestens von dem ewigen Einerlei der Kartoffelnahrung und von dem steten Anblicke des Elends im Elternhause befreit zu sein.

Juliska ertrug ihre Armuth nur mit ernstem Widerwillen; voll Neid blickte sie auf die vermöglicheren Töchter des Dorfes. Wenn ich auch so schöne Kleider tragen, und bei wenig Arbeit behaglich leben könnte! Wie glücklich wäre Juliska gewesen! Leider hatte sie jahrelang auf solches Glück vergeblich gewartet, so dass die erste Mädchenzeit in ungestillter schmerzhafter Sehnsucht vorüberging.

Jetzt eröffnete sich dem gefallsüchtigen und lebenslustigen Mädchen eine solch lockende Aussicht. Marko, der reiche Bauer, warb um ihre Gunst. Zwar erschien das geträumte Glück nicht in der reizendsten Gestalt; denn der Liebeswerber stand dem Greisenalter näher als der kraftstrotzenden Jugendzeit. Aber Marko war reich, er machte ihr große Versprechungen und dann bot gerade das Alter des Witwers dem Mädchen die Hoffnung, dass sie den künftigen Gatten nach ihrem Willen lenken und dadurch das

ganze Haus beherrschen werde. Und diese Aussicht war ihr ebenso reizend als jene auf Putz und Wohlleben.

Marko drang mit der Ungeduld des Alters auf rasche Entscheidung, Juliska zauderte; denn sie berechnete klüglich, dass sie auf solche Weise vortheilhaftere Bedingungen erlangen werde. So war es. Der liebebethörte Marko achtete nicht der Warnungen seiner Freunde, er hörte nicht auf die Mahnungen seines Gewissens und der Vernunft, noch weniger bekümmerten ihn die stillen und doch so beredten Thränen seines einzigen Kindes, seiner Tochter Margit, die bei der Mittheilung von des Vaters Entschluß zur zweiten Heirat vom heftigsten Schmerze ergriffen wurde. Wenn das ihre gute Mutter wüßte! Häufiger als sonst ging Margit hinaus auf den entfernt gelegenen Friedhof, um auf dem Grabe der Entschlafenen heiße Zähren zu vergießen und zu bitten, der Herr möge den Sinn ihres Vaters zum bessern wenden.

Doch Marko blieb bei seinem Vorhaben und die Vermählung mit Juliska fand statt, nachdem er derselben ein bedeutendes Witthum für den Fall seines frühern Todes gerichtlich zugesichert hatte. Margit wohnte der zweiten Hochzeit ihres Vaters thränenden Auges bei. Sie war am Abende vorher bei dem Grabe ihrer Mutter gewesen; dieses bildete ja bald für sie den einzigen Zufluchtsort.

Mit dem Einzuge der Stiefmutter in's Haus begann ein neues Leben. Juliska liebte den Putz, das Vergnügen, den Genuß. Sie wußte es bald dahin zu bringen, dass der alters- und willensschwache Marko nur der Diener ihrer Wünsche wurde. Um die Wirthschaft bekümmerte sie sich wenig; wozu wäre denn die erwachsene Stieftochter da gewesen? Mag diese sorgen, schaffen und arbeiten; das lebensfrohe junge Weib suchte nach heiterem Zeitvertreib. Wo es Musik und Tanz gab, da konnte man die Bäuerin sicherlich finden. Der alte Marko ging anfänglich auch mit; allein er mußte bald erkennen, dass er da an der Seite dieses Weibes und inmitten der übermüthigen Jugend nur eine traurige Rolle spiele. Und so blieb er weg. Was kümmerte dies sein Weib? Will der „Alte" nicht mit, nun so mag er's lassen; seine Gegenwart war ohnehin lästig geworden; sie dämpfte nur die ungezwungene Lustbarkeit. Es fanden sich der Freunde und Verehrer ohnedies genug; Juliska hatte darüber nicht zu klagen.

Auch in dem ehedem so stillen Bauernhause wurde es bald aufgeräumter. Freunde und Freundinen von allerlei Art fanden sich ein;

da wurde geschmaust und gezecht, gejubelt und geschwelgt. Der arme Marko durfte kein Wörtlein dagegen einwenden, wollte er nicht Hader, Zank und Streit mit seinem Weibe haben. Ach, wie wurde es da dem Alten manchmal bitter schwer um's Herz!

Gedachte er an sein erstes Weib, an die Mutter seiner Tochter, so füllten Thränen sein ermattendes Auge und tiefe Seufzer entrangen sich der gepresſten Brust. „Kein Leid so schwer, als selbstverschuldetes" — dieses Wahrwort kam Marko nicht mehr aus dem Sinn; denn hatte er nicht in kurzsichtiger Verblendung dieses Unglück sich selber aufgeladen? That er dies nicht im Widerspruche mit den Mahnungen und Warnungen seiner Freunde, im Widerspruche mit den Bitten und Thränen seiner Tochter, ja im förmlichen Gegensatze zu der innern Stimme seiner eigenen bessern Überzeugung. O, er war ein verblendeter Thor!

Noch hielt ihn jedoch der Gedanke aufrecht, dass sein Weib zwar leichtsinnig, putz- und genußsüchtig und verschwenderisch sei, aber sie bewahre ihm doch die eheliche Treue, sie achte seine Ehre als Mann und Gatte und habe sich gegen sein Kind, gegen Margit, noch nichts ernsthaftes zu Schulden kommen lassen. Was er bisher an Juliska beklagte, erschien ihm mehr als vorübergehendes Austoben ungenossener Jugend, als Fehler, welche die Jahre, die reifere Einsicht und Erfahrung von selbst verbessern würden. Wie oft sucht nicht der Mensch durch eitle Vorspiegelungen sich selbst zu täuschen! Wie gern forscht man nach Scheingründen, um nur die böse Wirklichkeit nicht zu sehen und die Wahrheit sich nicht einzugestehen! Um so erschrecklicher ist das Erwachen aus solchen Selbsttäuschungen.

Auf dem Hofe Marko's lebte Peter, der Sohn eines entfernten Verwandten. Peter war seit seinem zehnten Jahre eine Waise und wurde mit der um etwa vier Jahre jüngeren Margit auf Marko's Hofe erzogen. Die beiden Kinder fanden frühzeitig an einander Gefallen, Margit liebte in Peter den entbehrten Bruder, Peter die Schwester, und wie Geschwister wurden sie auch von Marko und Anka, Marko's erstem Weibe, behandelt.

Die Jahre verstrichen; Peter wuchs zu einem tüchtigen Burschen heran, dem Vater Marko die weitläufige äußere Wirthschaft mit Beruhigung anvertrauen konnte. Nebenbei war Peter ein Jüngling von schlankem kräftigen Wuchs und schmuckem Aussehen; fleißig und rüstig bei der Arbeit, lustig und fröhlich daheim und im Felde, ehrlich und brav gegen

jedermann und darum auch von jedermann geschätzt und geliebt. Von seinen frühverstorbenen Eltern hatte Peter eine Geldsumme geerbt, welche er an dem Tage, da er großjährig geworden, mit den dazugewachsenen Zinsen aus der Waisencasse beheben konnte. Was Wunder, wenn die heiratsfähigen Mädchen des Ortes und deren Mütter in der Kirche wie auf dem Tanzplatze den Peter scharf in's Auge fassten und ihre Netze nach demselben auswarfen? Diese Auszeichnung hatte bei den übrigen Burschen des Dorfes manchen Neid erregt, es gab darob in der niedrigen Wirthsstube oftmals Neckereien und Stichelreden, denen Peter jedoch keinerlei Beachtung schenkte. Was bekümmerte ihn die Koketterie der Mädchen, was die Lockungen der Mütter und Väter! Sein Herz hatte schon lang und für immer gewählt.

Margit, Marko's Tochter, war die Auserwählte seines Herzens. Wie das gekommen? Das wusste wohl keines von den beiden bestimmt zu sagen. Margit war, das mußte selbst der Neid zugestehen, das schönste Mädchen im Dorfe. Mit der Schönheit des Leibes verband sich bei ihr zugleich die Lieblichkeit der Seele: die Sanftmuth, die Geduld, die unermüdliche Arbeitsamkeit, das sittsam bescheidene Wesen. Man konnte hierin keinen größern Gegensatz denken als zwischen Margit und ihrer Stiefmutter. Es fehlte auch an solchen Vergleichen nicht, die je länger je mehr zu Ungunsten von Marko's Weib ausfielen.

Wie das schon in der Welt zu gehen pflegt, so geschah es auch hier. Die Lobreden über Margit und die vergleichenden Seitenhiebe kamen der Stiefmutter gar bald zu Ohren und erweckten ebenso deren Eitelkeit und Neid wie den Groll gegen das schuldlose Mädchen. Marko's Weib war die mächtigere, sie befahl als Frau im Hause und ließ es deshalb an Scheltworten und Demüthigungen nicht fehlen. Margit mochte thun, was sie wollte, nichts that sie der Stiefmutter zu Recht und doch bot das gequälte Mädchen schon um des Vaters und um der Hausehre willen alles auf, um die launischen Wünsche der übelgesinnten Stiefmutter zu befriedigen. Es war vergebens. Unter der wachsenden Tyrannei dieses Weibes verlebte Margit böse Tage. Der alte Vater, der sich selber nicht zu helfen vermochte, wagte es auch nicht, sein Kind gegen die leidenschaftlichen Ausbrüche weiblicher verletzter Eitelkeit zu schützen.

Es sollte noch ärger werden. Es war am Johannisfeste, in der Mittsommernacht. Bursche und Mädchen jubelten, tanzten und sprangen über die lodernden Johannisfeuer. Das gibt Gesundheit für's ganze Jahr.

Auch Margit und Peter waren dabei und Marko's Weib. Wieder mußte Juliska vernehmen, wie jedermann das jugendliche Paar lobte und wieder schoß es ihr wie ein vergifteter Pfeil durch die Seele. Doch aus dieser Wunde quoll noch ein anderes Gefühl: die Liebe zu Peter, dem Verlobten ihrer Stieftochter Margit. Die sterbende Mutter der letztern hatte das Paar noch kurz vor ihrem Dahinscheiden gesegnet und der Vater den Herzensbund ebenfalls gebilligt. Man wollte nur die nahe bevorstehende Großjährigkeits-Erklärung Peter's abwarten, alsdann sollte die Hochzeit der jungen Leute gefeiert werden.

Die Liebe zu ihrem Verlobten hatte Margit bisher die Kraft verliehen, die Quälereien und Mishandlungen ihrer bösen Stiefmutter geduldig zu ertragen. Peter's Tröstungen, seine aufrichtige Treue und Hingebung sowie die nahe Aussicht auf die Befreiung, verbunden mit der Liebe zum Vater, den sie in seinem Leide an der Seite des vergnügungssüchtigen friedlosen Weibes nicht verlassen wollte — all das hatte das Mädchen zum Ausharren gestärkt. Margit ertrug die Lasten des Tages; denn ein liebevoller Blick, ein rascher Händedruck, ein verstohlener Kuß Peter's entschädigten sie reichlich für die Beschwerden und das harte Leben im elterlichen Hause.

Nun bedrohte die Stiefmutter auch dieses letzte Heiligthum des Mädchens. Beim Johannisfeste hatte Peter's Wesen und Erscheinung auf die Bäuerin einen mächtigen Eindruck gemacht. Juliska mußte sich schon lang gestehen, dass der Wohlstand allein, den sie im Hause ihres gealterten Mannes gefunden, sie im Grunde doch nicht glücklich gemacht habe. Ihr Herz war leer geblieben, Putz und Vergnügungen füllten diese Lücke nicht aus. Um so heftiger entbrannte jetzt die Leidenschaft zu Peter, den sie bisher kaum beachtet hatte. Der Umstand, dass der Gegenstand ihres Verlangens der Verlobte ihrer verhassten Stieftochter war, fachte die Gluth der sträflichen Begierde nur noch mehr an. Bot sich doch hier Gelegenheit, das eigene Verlangen des liebesüchtigen Herzens zu stillen und zugleich das Mädchen tödtlich zu verwunden.

Von da an erfreute sich Peter der besondern Auszeichnung von Seiten der Bäuerin. Sie fand stets irgend einen Anlaß oder Vorwand, ihn in ihre Nähe zu ziehen; sie warf alle Netze weiblicher Koketterie aus, die ja dem einfachen Bauernweibe ebenso bekannt sind wie der routinirten Salondame; doch ihre schärfsten Liebespfeile wollten nicht verfangen.

Juliska ließ sich jedoch durch die ersten Mißerfolge keineswegs abschrecken. Sie hielt Peter's Zurückhaltung für blöde Scheu oder für Angst und Achtung vor dem Weibe seines Pflegevaters. Darum verdoppelte sie ihre Liebeswerbungen, ja sie lockte den Jüngling durch unmittelbare Versprechungen und Hinweisungen, wie behaglich sein Leben dahinfließen würde, falls er von Margiten ließe und seine Zuneigung ihr, der reichen Bäuerin, schenken würde; der Bauer könne es ohnehin nicht lang mehr machen, schlimmsten Falles gäbe es auch Mittel dessen Dahinscheiden zu beschleunigen, und dann säßen sie, Peter und Juliska, auf dem reichen Bauernhof, da ja das Ding, die Margit, keine ernstlichen Hindernisse bereiten könnte.

Margit ahnte mit dem sichern Instincte der Liebe die neue Gefahr, womit die Stiefmutter ihr Heiligstes bedrohte; aber diese Liebe verlieh ihr auch die Kraft, dem sündigen Weibe entschieden die Stirne zu bieten und den Kampf um den Schatz ihres Herzens aufzunehmen. Sie konnte dies um so muthiger und hoffnungsfroher thun, als die Liebeswerbungen der Bäuerin ihr kein Geheimnis geblieben waren und Peter selbst es gewesen, der seine Verlobte über die Absichten der Stiefmutter aufklärte, sie aber zugleich beruhigte, dass von seiner Seite ihrem Liebesbunde keinerlei Gefahr drohe.

Peter that noch mehr. Mit der Ehrlichkeit eines unverdorbenen Gemüthes wies er nicht nur alle Lockungen und Anträge der Bäuerin mit Abscheu zurück, sondern unter Betheuerung seiner unerschütterlichen Liebe und Treue zu seiner Braut erklärte er dem treubrüchigen Weibe auch, dass er seinen Brotherrn und Wohlthäter nicht schändlich hintergehen wolle. Dieser Widerstand Peter's steigerte Juliskens Leidenschaft bis zur Raserei; sie wurde von sinnloser Wuth erfasst, als Peter ihr sagte, dass er sie verabscheue, verachte und es als seine Pflicht betrachte, von den Lockungen des treulosen Weibes den alten Marko selbst zu verständigen, falls sie die sündigen Anträge und Versuche wiederholen würde.

Juliska sah sich verschmäht, zurückgewiesen, verachtet und um welchen Preis? Um Margitens, um jenes Mädchens willen, gegen das sie schon früher von Hass erfüllt war. Die Leidenschaft macht blind, sie raubt den Verstand. Und so stieg auch in der Bäuerin der Wahn auf, Peter werde sich ihren Wünschen geneigter zeigen, sobald nur Margit nicht mehr da sei. Dieses Mädchen stand ihr ohnehin überall im Wege.

Ihretwegen hatte sie im Hause und im Dorfe schon viel Ärger und Verdruß gehabt. Wäre nur erst Margit beseitigt, dann gäbe es keine hämischen Vergleiche mehr, dann wäre auch im Hause die Bäuerin jetzt und für alle Zukunft in Besitz und Herrschaft gesichert und dann würde sie mit dem vollen Bauerngute sicherlich auch den Widerstand Peter's besiegen.

Die Rache an Margit schien dem bethörten Weibe in solcher Weise mehrfachen Gewinn zu bieten. Um dieselbe auszuführen, griff sie zur List und Verstellung. Sie änderte ihr Benehmen gegen die beiden jungen Leute, sie sprach von deren naher Verbindung und ließ Peter merken, dass ihre ihm gestellten Anträge nur eine Art von Liebesprobe gewesen seien. Er habe sie trefflich bestanden und sie lobte des Burschen standhafte Treue auch gegen Margit, deren Zutrauen sie durch besondere Freundlichkeit zu erwerben suchte.

Das ahnungslose Mädchen war über diese Sinnesänderung der Stiefmutter freudig erregt; sie glaubte, dass die bessere Erkenntnis im Herzen der Bäuerin Platz gegriffen habe und diese ihr bisheriges Unrecht gut machen wolle. Wie gern war Margit zum Verzeihen bereit!

Es vergingen einige Wochen in Frieden und Eintracht; der alte Marko genoß das seltene langentbehrte Glück mit unaussprechlicher Freude, und auch in den Herzen der beiden jungen Leute befestigte sich die Hoffnung, dass nunmehr bessere Tage im Hause eingezogen seien. Wie bald wurden alle enttäuscht!

Eines Tages sagte die Bäuerin zu ihrer Stieftochter: „Margit! thu mir den Gefallen und bringe dieses Bündel mit Kleidern meinen Eltern. Vor Abend bist Du wieder daheim.“

Margit war dazu sofort bereit und machte sich auf den Weg. Dieser führte am Friedhofe vorbei. Margit trat hinein, um nach längerer Zeit wieder am Grabe der Mutter zu beten; denn die Stiefmutter hatte ihr auch diesen Trost untersagt, weil Margit nach jedem solchen Friedhofbesuche (wie sie meinte) „nur trotziger und störriger“ geworden sei. Jetzt begab sich das Mädchen beruhigteren Herzens zu dem theuern Grabeshügel — konnte sie doch der Mutter mit Freuden berichten, dass zu Hause wieder hellere Tage angebrochen seien!

Während Margit hier verweilte, verließ auch die Bäuerin das Haus; sie lenkte jedoch ihre Schritte auf einen andern Pfad. Sie schien es sehr eilig zu haben; ohne Aufenthalt ging sie rasch vorwärts.

Margit stand getröstet vom Grabe der Mutter auf; ruhig und in Gedanken versunken setzte sie ihren Weg in's Nachbardorf fort. Dieser wendete sich gegen die brausende Waag und zog dann auf jenen steilen Felsen dahin, die hier den Fluß zusammenpressen und dessen Bett selbst durchschneiden. Margit schritt den schmalen schwindelnden Weg furchtlos weiter; die stürmischen Wellen in der Tiefe flößten ihr kein Entsetzen ein; denn ihre Seele war frei von Schuld, nur Bilder froher Zukunft an der Seite des Geliebten beschäftigten ihre Gedanken.

Da stürzt plötzlich hinter einem Gebüsch auf das ahnungslose Mädchen die Stiefmutter hervor. Mit einem entsetzlichen Fluche riss sie die überraschte erschreckte Margit zu Boden und drängte die Unglückliche dem nahen Abgrunde zu. Verzweifelnd bat, flehte, rang das Mädchen; das herzlose hasserfüllte Weib achtete nicht darauf; ihre racheglühende Seele trieb sie unaufhaltsam zur grauenerregenden That. Dort gähnte der Abgrund, dort brauste es in schauerlicher Tiefe und dort stieß die wahnwitzige Verbrecherin ihr Opfer erbarmungslos hinab. Ein fürchterlicher Schrei Margit's weckte nur das Hohngelächter der Sinnlosen, die mit höllischem Triumphe dem tödtlichen Sturze des Mädchens nachblickte. Die vom „wüthenden Felsen" zurückprallenden aufschäumenden Wogen ergriffen die Unglückliche und schleuderten das schuldlose Opfer abwärts in den Schlund. Die Befriedigung gestillter Rache blitzte aus den verzerrten Zügen des verbrecherischen Weibes. Da siehe! Eine Riesenwoge hob den Leichnam des Mädchens nochmals nach oben; die geöffneten erstarrten Blicke, die blassen Züge der Todten trafen die Mörderin und von namenlosem Entsetzen erfasst rief sie den Namen ihrer gemordeten Stieftochter.

Die Furien des Gewissens waren erwacht; Juliska floh in rasender Eile nach Hause; ihr war, als ob tausend Stimmen ihr den Namen „Margit" zuriefen. Auf dem Hofe sah sie Peter. Seltsam! Der Mann, um dessenwillen sie die Mordthat begangen, erschien ihr jetzt als ein Gegenstand des Schreckens. Sie vermied seinen Anblick, zog sich unbemerkt in ihre Kammer zurück und schloß sich darin ein.

Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen und Margit nicht zurückgekehrt. Peter wusste, dass sie von der Mutter in's Nachbardorf gesendet worden war, und nachdem er sein Tagewerk beendigt, ging er seiner Braut entgegen, ohne jedoch ihre Spur zu entdecken. Das machte ihn indessen keineswegs besorgt, denn er dachte, dass Margit wahrscheinlich bei den Eltern der Stiefmutter zu Nacht geblieben sei.

Der Morgen kam, da brachten Schiffer auf einer Bahre die Leiche des Mädchens; sie hatten dieselbe an den Felsenzacken in der Waag hängend gefunden. Man glaubte allgemein, das Mädchen sei auf dem Heimwege im Dunkel der Nacht verunglückt. Marko, der trostlose Vater neigte gleichfalls zu dieser Ansicht; in Peter's Seele war jedoch ein anderer furchtbarer Gedanke aufgetaucht. Er theilt ihn seinen versammelten Freunden mit. Die Feindseligkeit der Stiefmutter gegen Margit von dem Tage an, da erstere in's Haus getreten; ihr Neid wegen der Schönheit und Beliebtheit der Stieftochter; die Vorwürfe und Streitigkeiten, welche die Bäuerin von Seite ihres Mannes wegen Margit zu bestehen hatte; endlich die Liebeslockungen, mit denen sie dem Bräutigam der Stieftochter vergeblich nachstellte, alles das weckte den Verdacht, Margit sei keinem Unfalle, sondern der Eifersucht und dem Racheдurst der Stiefmutter zum Opfer geworden.

Noch umstanden die Angehörigen und Nachbarn weinend und klagend die Bahre der Todten, noch beriethen die Männer hin und her, wie das Unglück oder das Verbrechen geschehen sein mochte: als ein markerschütterndes Geschrei die Anwesenden aufschreckte.

Mit fliegenden Haaren und aufgelöstem Gewande stürzte Marko's Weib aus dem Hause nach der Bahre hin. Beim Anblicke des bleichen Antlitzes der Verblichenen entrang sich der Mörderin der Ruf: „Margit!" und ehe die Umstehenden es verhindern konnten, floh die Schuldige in rasendem Laufe über die Felder dahin, stets den Namen ihrer getödteten Stieftochter laut rufend.

Die Männer, Peter voran, folgten der Fliehenden; der Verdacht, den sie gehegt, zeigte sich als begründet. Von den Peinigungen des aufgescheuchten Gewissens gepeitscht, stürzte das schuldige Weib rasend vorwärts, so daſs die Männer es nicht einholen konnten. Wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, kam die Flüchtende dem Schauplatze ihrer grausigen That immer näher. Schon hört man die Strudel und Wirbel der schäumenden Waag tosen, schon steht Marko's Weib oben auf dem Felsenabhange und schaut voll Entsetzen in die grausige Tiefe: da hebt sich vor ihren verwirrten Blicken wieder das blasse Mädchen-Antlitz aus den Wogen empor und das gebrochene Auge ist vorwurfsvoll auf die Schuldige gerichtet. Hinter ihr aber nähern sich die Schritte der Verfolger, an deren Spitze Peter den Tod seiner geliebten Braut zu rächen sucht. Kaum bemerkt er die Flüchtige am Felsenrand, als er seinen Begleitern

zuruft: „Seht, dort steht die Mörderin! Kommt heran, dass wir sie ergreifen!“ Und es eilen die Männer. Aber noch ehe sie zur Stelle waren, stürzt Marko's Weib kreischend und den Namen „Margit“ rufend in den todbringenden brausenden Abgrund hinab . . . .

Der Fels, an dem man Margit's Leiche aufgefangen hatte, heißt im Volksmunde bis heute der Margit-Felsen.

Wehe, wehe dem Mörder, wehe,
Der sich gesät die tödtliche Saat!
Ein anderes Antlitz, eh' sie geschehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte That.
Muthvoll blickt sie und kühn Dir entgegen,
Wenn der Rache Gefühle den Busen bewegen;
Aber ist sie geschehen und begangen,
Blickt sie Dich an mit erbleichenden Wangen. (Schiller.)



Hedwig Wolf.

Hedwig Wolf †.

Eine literarische Frauengestalt Österreichs.

Von Dr. Hans Maria Truxa.

„Das Aug' der Frau sei Sonnenschein!
Das Aug' der Frau sei treu und rein!
Das Herz der Frau sei laut're Gluth!
Die Hand der Frau sei mild und gut!
Das Buch der Frau sei ein Gebet,
Das aus dem Kelch der Lilie weht!
Empor! empor! zur Tiefe nie,
Denn Frau ist: Lieb' und Poesie."

Freiherr von Dyherrn.
(„Das Buch der Frau".)

Drei Jahre sind noch nicht verfloßen, seitdem der österreichische Volksschriften-Verein an der Bahre des Dichtergreises Isidor Proschko trauerte, und wieder hat die schöne Literatur unseres Vaterlandes eine ihrer Zierden durch den Tod verloren.

Es ist dies die unsern Lesern wohlbekannte Schriftstellerin Hedwig Wolf, welche am 3. Januar 1893 ganz unerwartet aus dem Leben schied. Da ihr das „Österreichische Jahrbuch" mehrfache historische Novellen [1]) edelster patriotischer und ethischer Richtung verdankt, erfüllen wir nur eine Pflicht der Pietät, wenn wir der Dahingeschiedenen in der Ehrenhalle des Jahrbuches ein bescheidenes Liebesdenkmal setzen.

Am 15. April 1831 wurde dem durch seine Forschungen auf dem Gebiete romanischer Philologie und Literatur hochverdienten vaterländischen Gelehrten, damaligen Scriptor der k. k. Hofbibliothek Ferdinand Joseph Wolf in der Schauflergasse zu Wien (damals Nr. 24 jetzt Nr. 6)

[1]) S. u. a.: „Bei Aspern", „Margaretha", „Mila" Ö. Jb. 1885, 1888, 1892.

eine Tochter geboren, die in der Taufe den Namen Hedwig erhielt und im Hause ihrer Eltern eine von diesen selbst geleitete sorgfältige Erziehung genoß. Von Kindheit an wissbegierig lernte sie aus eigenem Antriebe englisch, studirte mit Vorliebe die Weltgeschichte und begann schon frühzeitig sich in kleinen Erzählungen zu versuchen. Von ihrem zwölften Lebensjahre angefangen hatte sie keinen Lehrer mehr für die deutschen Gegenstände. Schon im zarten Mädchenalter huldigte Hedwig einer ernstern Lebensrichtung und beschäftigte sich eifrigst mit Literatur und Kunst, sowie mit dem Studium fremder Sprachen. Noch nicht erwachsen war sie bereits der französischen, italienischen, englischen und spanischen Sprache in Wort und Schrift mächtig, in welch' letzterem Idiom sie ihr Vater selbst unterrichtete; auch die böhmische und russische Sprache war ihr nicht fremd.

Einen äußerst vortheilhaften Einfluß gewannen Erziehung und Unterricht dadurch, dass sich im Hause ihres Vaters in Kunst und Wissenschaft hervorragende Männer wie Nicolaus Lenau, Theodor von Karajan, Baron Münch (Friedrich Halm), der Maler Joseph Danhauser u. a. m. einfanden und in das für alles Edle empfängliche Herz der jungen Hedwig manch treffliches Samenkorn einpflanzten, das sich in späteren Jahren zur schönsten Blüthe entfalten sollte.

Im Jahre 1857 trat Hedwig Wolf mit ihrer Erstlingsfrucht „Einer Stimme Zauber“ in der Gerson'schen Modezeitung zu Berlin als Schriftstellerin in die Öffentlichkeit, und von diesem Zeitpunkte war sie unermüdlich literarisch thätig. In dem von Joh. Gabriel Seidl redigirten Taschenbuch „Aurora“ erschien 1858 unter dem Pseudonym Louise Thal die Novelle „Ida“ und in dem Jahrgange 1859 des Wiener „Vaterland“ die Erzählung „Der Componist“. Hier sei erwähnt, dass von ihren größeren bei Schöningh in Paderborn in einem Band erschienenen gesammelten Novellen „Der Componist“ den meisten Beifall fand. Anderseits erklärte der literarische Recensent der „Wiener Zeitung“ Hieronymus Lorm, dass die in jener Sammlung enthaltene Erzählung „Liebe und Leidenschaft“ von besonderer Bedeutung sei. Seiner Ansicht nach gab die Verfasserin durch diese Arbeit die Bürgschaft, dass sie befähigt sei, auch in einem größern Rahmen etwas bedeutendes zu leisten, und dass es nur einer umfangreicheren Composition bedürfe, um Hedwig Wolf als eine Schriftstellerin ersten Ranges zu zeigen. Auch in der Wiener „eleganten Welt“, in der „Presse“, in der „Bohemia“, im

„Wanderer", in der Berliner „Germania", im „schwäbischen Mercur" und in verschiedenen anderen in- und ausländischen Zeitschriften fanden ihre Arbeiten gastliche Aufnahme und einen verständnisinnigen Leserkreis.

So lang ihre Eltern lebten, pflegte Hedwig Wolf den Sommer in Hütteldorf zuzubringen, wo dieselben ein Landhaus sammt Garten besaßen. Hier in ihrem Sommerheim, umgeben von Blüthen und Rosenduft entstanden die meisten ihrer Erzählungen. Während der Urlaubszeit ihres Vaters im Herbst pflegte sie mit diesem täglich nach dem nahen



Landsitz der Eltern Hedwig Wolf's zu Hütteldorf.

Hadersdorf zu gehen, um im buschigen Laudonparke sich mit Lectüre zu beschäftigen. Ihr zart besaitetes Gemüth machte sie für die Schönheiten der Natur besonders empfänglich. Ächte Religiosität und strenge Pflichterfüllung waren die Leitsterne ihres Lebens. Wiewohl sie dem Treiben der Welt fern stand und in stiller Zurückgezogenheit lebte, besaß sie gleichwohl Welt- und Menschenkenntnis genug, um in ihren Novellen die feinsten psychologischen Schilderungen zu liefern und Charaktere markant zu zeichnen.

Ein zartes Freundschaftsband knüpfte Hedwig Wolf von ihrem achten Lebensjahre angefangen mit dem edlen Schwester- und literarischen Dioskurenpaare Francisca und Marie Edle von Pelzeln (Pseudonym „Emma" und „Henriette Franz"), den Enkelinen der Schriftstellerin Karoline Pichler. Diesen Jugendfreundinen und deren Bruder August von Pelzeln [1]) der in den letzten Jahren seines Lebens nahezu erblindet war, widmete sie manch' freie Stunde und verschönerte durch Lectüre und anregendes Gespräch den Lebensabend des würdigen Gelehrten. Auch vertrat sie im Bunde mit ihrer Schwester Rosalie Mutterstelle an der verwaisten Tochter Anna ihres Bruders Adolf [2]) und leitete später den Unterricht der Kinder dieser ihrer 1881 mit dem Fabriksbesitzer Gustav Feitzinger vermählten Nichte.

Dichter und Schriftsteller, insbesondere vaterländische, hielt Hedwig Wolf hoch in Ehren und hatte Gelegenheit, sich manchem von ihnen zu nähern. Der heimische Dramatiker Poet und Literarhistoriker Dr. Faust Pachler [3]) war ihr Jahrzehnte hindurch ein treuer Freund und Berather in literarischen Angelegenheiten, und dessen Hinscheiden im vorletzten Jahre ihres Lebens verursachte ihr tiefes Weh.

Heinrich Laube wusste die Talente und Fähigkeiten unserer Literatin zu schätzen und ersuchte sie um ein Urtheil über das von ihm 1868 veröffentlichte Lustspiel „Cato von Eisen". Das diesbezügliche Dankschreiben Laube's an Hedwig Wolf wurde seitens der Familienglieder nach ihrem Tode der Wiener Stadt-Bibliothek zum Geschenke gemacht.

Einen regen und anziehenden Briefwechsel unterhielt unsere Freundin mit dem Schriftsteller Dr. Wilkens. Wir wollen aus den uns von letzterem freundlichst zur Verfügung gestellten Briefen einiges anführen:

---

[1]) August Edler von Pelzeln Custos an den k. k. Hofmuseen, geb. zu Wien 10. Mai 1825, ornithologischer Schriftsteller † zu Döbling 2. September 1891.

[2]) Adolf Wolf bekleidete die Stelle eines Custos an der k. k. Hofbibliothek und beschäftigte sich mit Forschungen über Volkspoesie; † 1885 zu Wien im kräftigsten Mannesalter an einem Herzleiden.

[3]) Dr. Faust Pachler geb. zu Graz 1819 trat nach Absolvirung der Rechtsstudien in die Dienste der k. k. Hofbibliothek und hat sich insbesondere als Verfasser der zur Bühnenaufführung gelangten Dramen und Festspiele: „Jaroslav und Wassa" (1848), „Begum Sumro" (1849), „Kaiser Max und sein Lieblingstraum" (1854), „Er weiß alles" und „Loge Nr. 2" (Lustspiele) einen Namen erworben. Infolge testamentarischen Wunsches von Friedrich Halm gab Faust Pachler dessen literarischen Nachlass heraus; er starb zu Grätz am 5. September 1891.

Wien, 29. December 1880.

Verehrter Herr Doctor!

Welch' liebes Christgeschenk war mir Ihr werthes Schreiben vom 22. d. M. und wie kann ich Ihnen genug dafür danken! Von einem Manne Ihres Geistes und Wissens eine solche Aufmunterung zu erhalten, ist weit mehr, als mein schwaches Talent verdient. Wohl weiß ich, dass Ihre freundliche Gesinnung für mich unwillkürlich Ihr Urtheil beeinflußen wird, sowie dass Sie in Anerkennung des redlichen Eifers, mit welchem ich meine Feder dem Dienste des Christenthums widme, mir ein wärmeres Lob spenden als Sie sonst thun würden, aber selbst dann bleibt noch genug um mich stolz und glücklich zu machen.

Wenn ich von neuem mit Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen auf meiner Laufbahn zu kämpfen haben werde, soll mir die Erinnerung an Ihr Lob den Muth verleihen, auszuharren und nicht zu verzagen. Ja, mein Selbstgefühl soll dadurch gehoben und neu gekräftigt werden, und so Gott will werde ich unermüdlich fortarbeiten; denn einen höhern Antrieb kann es für mich nicht geben als den, von einem Mann wie Sie Beifall zu ernten.

So hat mir das mit raschen Schritten seinem Ende entgegeneilende Jahr noch in den letzten Tagen eine große Freude gebracht, wie überhaupt das Jahr 1880 zum Theile an mir wieder gut machte, was das Jahr 1879 durch verschiedene schmerzliche Ereignisse verschuldete.

Möge das neue Jahr Ihnen Glück und Segen bringen!

In aufrichtiger Verehrung und Hochachtung Ihre dankbar ergebene

Hedwig Wolf.

Wien, 29. December 1881.

Sehr verehrter Herr Doctor!

Eine gar große Freude hat mir Ihr werthes Schreiben vom 22. d. M. bereitet. Dass Sie in Freundschaft auch in der Ferne unser gedenken, und Antheil an unserem Schicksale nehmen, ist mir eine gar wohlthuende Empfindung. Zugleich bitte ich Sie, meine aufrichtigsten Wünsche für das neue Jahr anzunehmen. Leider hat das abgelaufene Jahr Ihnen viel trauriges gebracht und Gott gebe, dass im Zustande Ihrer geehrten kranken Frau Mutter recht bald eine Erleichterung eintrete; denn die welche wir lieben leiden zu sehen, ohne ihnen helfen zu können, gehört zu den größten Qualen.

Die Zufriedenheit mit Ihrem neuen Aufenthalte beruhigt mich sehr, obwohl dies bei jemand, der wie Sie ein so reiches Geistesleben hat, zu erwarten stand. Wer in dem Reiche der Gedanken lebt, mit den größten Geistern die uns ihre unsterblichen Werke zurückließen verkehrt, verlangt von der ihn umgebenden Außenwelt wenig.

Auch ich habe mich in meine ganz und gar geänderten Verhältnisse eingewöhnt und fühle mich ziemlich zufrieden. Von dem furchtbaren Ereig-

nisse das sich in meiner Nähe zutrug [1]) war ich tief erschüttert, mußte es noch als ein Glück preisen, dass niemand aus meinem Freundeskreise davon getroffen wurde. Meine Nichte Anna war mit ihrem Manne bei mir und war die erste, die uns mit dem Schreckensrufe: „Feuer!" auf die furchtbare Flammenröthe aufmerksam machte. Im ersten Augenblicke meinten wir, es brenne im Nachbarhause, für so nahe hielten wir die Gefahr; aber auch als wir später erfuhren dass es im Ringtheater brenne, ahnten wir nicht dass so viele Menschenleben dabei zu Grunde gehen sollten, sondern theilten die damals allgemein herrschende Ansicht, alles habe sich gerettet. Ich habe meiner Nichte Ihr werthes auf diesen Gegenstand Bezug habendes Schreiben gezeigt, und es war ihr von hohem Interesse zu lesen, was Sie über dieses entsetzliche Unglück schrieben. Auch sie hatte es in ähnlichem Sinne wie Herr Doctor aufgefasst und fand sich nun in ihrer Anschauung durch Ihre Worte bestärkt.

Indem ich Ihnen für alle Güte die Sie mir stets erweisen danke, und Sie um Fortdauer Ihrer Freundschaft bitte, bin ich in stets gleicher Hochschätzung Ihre ganz ergebene

Hedwig Wolf.

Der rege Verkehr und Briefwechsel, welchen schon ihr Vater mit hervorragenden Zeitgenossen, unter anderm mit der unter dem Pseudonym Fernan Caballero bekannten Schriftstellerin [2]) unterhielt, wurde Anlass, dass sich ein trautes Freundschaftsverhältnis zwischen den gleichgesinnten Literatinen Hedwig Wolf und Fernan Caballero entwickelte. Da Hedwig Wolf das spanische Idiom vollkommen beherrschte und tiefes Verständnis für spanische Literatur besaß, gieng sie mit Freude daran, Fernan Caballero's Roman „Elia" dem deutschen Publikum zugängig zu machen und ist die Übersetzung 1861 bei Schöningh in Paderborn [3]) erschienen und so trefflich gelungen, dass sich Westermann's „Monatshefte" äußerst anerkennend hierüber aussprachen. Auch die von Fernan Caballero 1862 veröffentlichte „Collection de articulos religiosos y morales" (Sammlung religiöser und moralischer Sentenzen) wurde

[1]) Es war dies der schreckliche Wiener Ringtheaterbrand am 8. December 1881.

[2]) Fernan Caballero hieß eigentlich Cäcilie Böhl von Faber, war als Tochter des Nicolaus Böhl von Faber, Großhändlers in Cadix, während einer Reise ihrer Eltern durch die Schweiz 1797 zu Morges geboren, in Deutschland erzogen und 1813 nach Spanien zurückgekehrt. Als Begründerin des Sittenromans in Spanien ist sie eine der bedeutendsten spanischen Schriftstellerinen. Naturwahre Schilderung des spanischen Volkes, edle moralische Haltung und tiefe Religiosität zeichnen ihre Romane aus. Sie starb zu Sevilla den 7. April 1877.

[3]) An der deutschen Gesammtausgabe von Fernan Caballero's Werken, welche bei Schöningh in Paderborn erschien, hat sich auch Ferdinand Wolf betheiligt.

von Hedwig Wolf 1865 ins Deutsche übertragen und bei den Wiener Mechitaristen verlegt.

Das herzliche Freundschaftsband zwischen der deutschen und spanischen Novellistin hat auch darin äußern Ausdruck gefunden, dass Hedwig Wolf ihre Original-Novellen „Liebe und Leidenschaft", „Agathe", „Liebe ein Stern in dunkler Nacht", „Der Compass" der spanischen Collegin zueignete. Diese Widmung erschien um so passender, als aus den Darstellungen unserer Verblichenen eine gewisse Gemüthsverwandtschaft mit der Spanierin, die übrigens durch ihre Abstammung und Erziehung zum Theile Deutschland angehörte, unschwer herauszukennen ist. Hier wie dort liegt der Schwerpunkt der Dichtung weniger in der Handlung als in der Zeichnung und Entwicklung der Charaktere und des Seelenlebens der handelnden Personen, worin beide Verfasserinnen sehr glücklich sind.

Die vielfachen Beziehungen, welche unsere Autorin mit Spanien und seiner Literatur knüpfte, und fortwährend aufrecht erhielt, zeitigten noch in den letzten Lebensjahren Hedwig Wolf's eine äußerst schöne Frucht. Um das Jahr 1886 erregte in Spanien ein junger Priester der Gesellschaft Jesu namens Luis Coloma durch seine „Sittenbilder aus dem spanischen Volksleben" berechtigtes Aufsehen. Der tiefe moralische Inhalt dieser Sittenbilder, die Liebe zur Religion die in denselben einen begeisterten Ausdruck fand, wie nicht minder die edle Sprache des Autors bewogen Hedwig Wolf, im Einvernehmen mit ihm dieselben unter dem Titel: „Des Lebens traurige Komödie" ins Deutsche zu übertragen und mit einer Einleitung zu versehen, in welcher die kurze Lebensschilderung, die Coloma auf ihre Anregung von sich selbst entwirft, von besonderem Werthe ist. In der That müßen Coloma's Sittenbilder (deutsch 1892 und 1893 im Verlag der „Austria") den edelsten und schönsten Geistesproducten beigezählt werden, und verdienen gewiss als wahrhaft bildende und herzveredelnde Lectüre in allen Schul-, Volks- und Haus-Bibliotheken zu Nutz und Frommen für Groß und Klein, Alt und Jung Eingang zu finden. Die beiden Bände sind der kunstsinnigen Fürstin aus Österreichs erhabenem Kaiserhause, der Königin-Regentin Christine von Spanien gewidmet.

* * *

In der kleinen schwächlichen scheinbar kränklichen Gestalt Hedwig Wolf's mochte der ihr ferner Stehende wohl nie ahnen, was für eine

Geistesfülle und Seelenstärke ihr inne wohnte. Sich nur geistiger Thätigkeit und dem Wohle anderer hingebend, lebte sie still und bescheiden, von ihren Angehörigen und Freunden, ja von allen die sie kannten, um ihrer liebenswürdigen Umgangsformen und ihrer Selbstlosigkeit willen hochverehrt und geliebt. Zu den Grundzügen ihres Charakters gehörten leidenschaftliche Liebe zur Wahrheit und Hass gegen die Lüge. Unzähligemal pflegte sie dem Gedanken Ausdruck zu geben, dass jede Versündigung gegen die Wahrheit sich früher oder später bitter rächt und alles Übel aus der Lüge stammt. Daraus ist auch die Vorliebe erklärlich, welche sie zu unserem großen vaterländischen Dichter Grillparzer hegte, welcher in seinem Lustspiele „Weh' dem der lügt" dem Bischof die goldenen Worte in den Mund legt:

„Dein Wort soll aber sein: Ja, ja; nein, nein.
Denn was die menschliche Natur auch Böses kennt,
Verkehrtes, Schlimmes, Abscheuwürdiges,
Das Schlimmste ist das falsche Wort, die Lüge.
Wär' nur der Mensch erst wahr, er wär' auch gut.
Wie könnte Sünde irgend doch besteh'n,
Wenn sie nicht lügen könnte, täuschen? Erstens sich,
Alsdann die Welt, dann Gott, ging' es nur an."

Vom Monate November 1892 angefangen, abwechselnd bei ihren bereits erwähnten Freundinen den Schwestern v. Pelzeln und ihrer Nichte Anna Feitzinger-Wolf[1]) wohnend, erkrankte sie im Hause der letztern zu Hietzing, kurz nachdem sie dort die Weihnachts-Feiertage heiter im Familienkreise zugebracht hatte, an einer Rippenfell-Entzündung. In den ersten Tagen ihrer Krankheit hatte sie noch die Befriedigung, dass der zweite Band ihrer Übersetzung der Novellen Coloma's erschien, und ertheilte selbst den Auftrag, dem Verfasser dieses Lebensbildes ein Exemplar zuzusenden.

Wenige Stunden vor ihrem Hinscheiden dictirte sie ihrer Nichte einen spanischen Brief an den verehrten Pater, in welchem sie ihm ihre schwere Erkrankung mittheilte und ihn bat für sie zu beten. Sie erkannte die Gefahr ihres Zustandes, verlangte nach einem Priester, beichtete und empfing die heilige Communion bei vollem Bewusstsein und verschied kurze Zeit darauf sanft und ohne Todeskampf.

Es war der 3. Januar 1893 gegen die zehnte Abendstunde — ein rauher trüber Wintertag! Ein wahrhaft jungfräuliches Herz hatte aus-

[1]) Unter dem Pseudonym E. Laserme seit einigen Jahren schriftstellerisch thätig.

gelitten, eine reine Seele ist in die ewigen Wohnungen abgerufen worden! Auf sie sind so ächt und recht die Worte eines frommen Sängers anzuwenden:

Stille Gott und Menschen lieben,
Still bescheiden Gutes üben,
Still erfassen Gottes Willen,
Stille meine Pflicht erfüllen,
Still mit andern mich erfreu'n,
Still bei fremden Fehlern sein,
Still dem Freunde mich vertrauen,
Still zur Himmelsheimat schauen,
Stille, wenn mich Menschen kränken,
Stille meiner Schwäche denken,
Stille opfern und entsagen,
Still des Lebens Wechsel tragen,
Stille Jesu Kreuz umfangen,
Still im Wünschen und Verlangen,
Stille Tugend mir erwerben
Stille, stille bis zum Sterben —
Diese hehre Seelenstille
Bietet reiche Gnadenfülle.

Auf dem Hietzinger Ortsfriedhofe wurde die Verstorbene am 5. Januar 1893 im Beisein der Familienglieder und eines großen Kreises von Freunden und aufrichtigen Verehrern zur ewigen Ruhe gebettet. Sehr schön sprach sich das Wiener „Vaterland" von diesem Tage in ebenso kurzen als treffenden Worten über das Leben und Wirken der Verblichenen folgendermaßen aus:

„Die zu Hietzing am 3. d. M. dahingeschiedene ausgezeichnete Schriftstellerin Hedwig Wolf, eine Tochter des berühmten Gelehrten Ferdinand Wolf, hat sich in der literarischen Welt einen schönen Ruf gegründet, nicht nur durch ihre geist- und gemüthvollen, von ächt christlicher Gesinnung und sittlichem Ernst durchwehten Romane und Erzählungen, sondern auch durch ihre meisterhafte Übersetzung von Werken der spanischen Literatur. In ihr hat nicht nur die literarische Welt eine Zierde verloren, auch alle jene, die sie persönlich kannten, stehen trauernd am Sarge der Verblichenen, welche in seltener Weise die schönsten Eigenschaften des Geistes und Herzens in sich vereinigte. Möge dieser selbstlosen stets nach den höchsten Zielen strebenden Seele die Palme des Friedens winken!"

Zum Schluße möge eine Stelle aus einem Schreiben, das Frau Anna Feitzinger aus Hietzing am 2. Juni 1893 an den Verfasser dieses Aufsatzes richtete, hier eine Stelle finden. Die Schreiberin gedenkt darin in warmen Worten

„der edlen Dahingeschiedenen, die im vollsten Sinne des Wortes Mutterstelle an mir vertrat, meine ganze Erziehung leitete, mich zu meinen ersten literarischen Versuchen ermunterte, und mir bis zum letzten Augenblicke als treueste Freundin, als die verehrte Lehrerin meiner Kinder, als edle aufopfernde Helferin zur Seite stand, stets bestrebt ihre Lieben zu beglücken, zu lernen und zu lehren.

So friedlich und erhebend wie ihr Leben, war auch ihr Tod, der sie zu früh ihrer Familie, ihren Freunden entriss.

Von inniger Religiosität beseelt, drückte sich ihre Überzeugung auch in all' ihren Schriften aus. Größte Bescheidenheit, gründliches Wissen, Begeisterung für alles Schöne, Hohe und Heilige, unverbrüchliche Treue und selbstlose Aufopferung zeichneten sie besonders aus. In dem schwächlichen Körper wohnte eine starke Seele, ein beinahe männlicher Geist neben dem besten Herzen".

* * *

Eine vollständige und genaue Übersicht der im Drucke erschienenen Schriften Hedwig Wolf's konnte in deren Nachlass leider nicht vorgefunden oder aus demselben zusammengestellt werden. Es folgt daher ein Verzeichnis derjenigen Schriften, deren Erscheinen der Verfasser dieser Zeilen bisher zu constatiren in der Lage war.

I. Original-Arbeiten.

1 Einer Stimme Zauber. (Noch unter dem Pseudonym Louise Thal.) Gerson's Modezeitung. Berlin 1857.
2. Die beiden Brüder. dtto. 1857.
3. Ida. (Ebenfalls unter obigem Pseudonym.) Taschenbuch „Aurora" redigirt von Joh. Gab. Seidl. Wien 1858.
4. Gesammelte Novellen und Erzählungen. Verlag von Schöningh in Paderborn 1861, enthaltend:

   Liebe und Leidenschaft.
   Agathe.
   Liebe, ein Stern in dunkler Nacht.
   Der Componist.

5. Ein Schuß. Novellette. „Iris", lit. Beilage, Wien 1864.
6. Ein Ideal. Wiener elegante Welt. 1864.
7. Die Nebenbuhlerin. Wiener Chronik. 1865.
8. Die Praterfahrt im Carneval. Novellette. Wiener Familien-Journal. 1866.
9. Schwer gebüßt. Erzählung. „Wanderer", Wien 1866.
10. Allzuscharf macht schartig. Ebenda 1866.
11. Nichts bleibt verborgen. „Abendstunden", herausgegeben vom Österr. Volksschriftenverein 1869.

12. Weihnacht. Ebenda 1871.
13. Schwester Clementia's Geschichte. Ebenda 1871.
14. Oskar Walden. „Vaterland". 1870.
15. Gerettet. Germania. Berlin. 1872.
16. Das Thurmgespenst. Vogl's Volkskalender. Wien 1874.
17. Stephanie. Unterhaltungen für den häuslichen Kreis. Herausgegeben von Jakob Rostadt, Mainz. Verlag von Franz Kirchheim 1879.
18. Am Erlenmoor. Ebenda 1879.
19. Spätes Glück. Roman. Westphälischer Mercur. 1880.
20. Unter dem Lindenbaum. Erzählung. Vaterland. 1882.
21. Kein Glück. „Belletristische Unterhaltungsbeilage zum Vaterland". 1882.
22. Das Urtheil der Welt. Ebenda 1882.
23. Walter Friedberg. Ebenda 1882
24. Arzt und Dichter. Ebenda 1882.
25. Mutterliebe. Ebenda 1883.
26. Die Liebeserklärung. Ebenda 1883.
27. Schloß Bärenstein. Ebenda 1883.
28. Die Nebenbuhlerin. Ebenda 1885.
29. Unvergessen. Erzählung. Vaterland. 1885.
30. Im Herbste. 1892.
31. Der Großmutter letzte Ostern. Ill. öst. Weckstimmen-Kalender. Wien. Austria. 1893.
32. Der schwarze Hund. Vaterland. 1893. (Nach dem Ableben der Verfasserin erschienen.)

Im Österr. Jahrbuch. Herausgeb. v. österr. Volksschriftenverein:

33. Bei Aspern.
34. Margaretha. 1888.
35. Mila. 1892.

II. Übersetzungen aus dem Spanischen.

39. Fernan Caballero. „Elia". Paderborn bei Schöningh. 1860.
40. — Drei spanische Sittengemälde. Wien. Verlag der Mechitaristen-Congregation. 1863.
41. — Religiöse Aufsätze. ebendaselbst 1865.
42. — Einer zu viel. Vaterland. Wien. 1887.
43. — Magdalena. Ebenda 1887.
44. P. Luis Coloma. Zwei Mütter. „Christliche Familie". Wien. Verlag des kath. Schulvereins. 1887.
45. — Die erste Messe. Vaterland. Wien 1887.
46. — Der Schmerzensfreitag. Ebenda 1888.

47. P. Luis Coloma. Ein Wunder. Ebenda 1888.
48. — Jesuit und Freimaurer. Ebenda 1890.
49. — Die Pharisäerin. Ebenda 1893.
50. Pablo de los Rios. Ein hoher Beamter. Hartlebens Verlag. Wien, Pest und Leipzig. 1865.
51. P. Luis Coloma. Des Lebens traurige Komödie. Sittenbilder aus dem spanischen Volksleben. Wien und Leipzig. Verlag Austria. I. Band 1892. Don Justo. Staub und Asche. Eine Fürbitte. Ranoque. Das Kissen des Jesukindes. Verlästert.
II. Band 1893. Juan Miseria.

Von den übrigen Original-Arbeiten und Übersetzungen, deren Druck und Verlag bisher nicht genau ermittelt werden konnte, sind aus den Vormerkungen Hedwig Wolf's folgende Titel zu entnehmen:

Ulrike. Das Schneegestöber. Drei Weihnachtsabende. Die Nebenbuhler. Ich brenne. Hilda. Clara. Sara Veilchen. Das große Los. Das Testament. Nach zehn Jahren. Die Erbin. Der gefährliche Miethsmann. Auf der Reise. Ein literarisches Diner. Das Röschen von der Mühle. Am 13. Juni. Die Liebeserklärung. Ein verfehlter Zweck. Dornröschen. Ein verhängnisvoller Wahn. Eine Wette. Tante Cordula. Istvan. Im Verlust Gewinn. Eine Familien-Intrigue. Flitter und Gold. Ottilie Wilfrich. Jeder ist seines Glückes Schmied. Medea. Arzt und Dichter. Das Tagebuch des Onkels. Speculation und Liebe. Spätes Glück. Der verlorene Sohn. Ein Inserat. In flagranti. Die Rosen der heiligen Jungfrau. In der Fabrik. Unvergessen. Ein stilles Haus. Vor Gericht. Eine Badereise. Spätsommer. Hochmuth kommt vor dem Fall. Eines Sohnes Opfermuth. Enthüllungen. Ein Sylvesterabend. Am 9. Mai. Eine überspannte Frau. Valeria. Unter dem Lindenbaum. Gottes Auge. Eine einfache Geschichte. Belohntes Gottvertrauen. Blinde Liebe. Pater Benedict. Heimatsklänge. Himmelsklänge. Erst zur Kirche. Ein Verlobungsfest. Und führe uns nicht in Versuchung. Das Crucifix. Der Schein trügt. Nachsicht für Alle. Dr. John. Es gibt eine Vergeltung. Umkehr. Die Andacht zum heiligen Joseph. Fra Diavolo. Hilfe von oben. Ein Unrecht war's, nicht Scherz. Eine gute Christin. Verrechnet. Der Segen des Gebetes. Ihr Geld. Lehrerin und Schülerin. Im Einödhofe. Das Bild des heiligen Joseph.

Drei Erzählungen

aus dem Nachlasse der Schriftstellerin Hedwig Wolf.

Der heilige Dreikönigstag.

Dieser zweite volksthümliche Festtag des Jahres wird in Spanien, nicht nur auf dem Lande, sondern auch in Madrid, mit besonderen Gebräuchen gefeiert, die aber eigentlich schon in der Nacht vom fünften auf den sechsten Januar beginnen.

Eine alte Tradition ist mit dieser Nacht verknüpft; der zufolge ziehen die heiligen drei Könige Balthasar, Kaspar und Melchior alle Jahre nach Bethlehem um das Jesuskind anzubeten, und ehe sie in ihre Heimat zurückkehren besuchen sie alle Kinder und beschenken die guten und braven. Die Kinder stellen deshalb ihre Stiefelchen auf die Balcons und zwischen die Fenster; für die Gaben, welche die heiligen drei Könige ihnen bringen, legen sie auch etwas Stroh hinaus für die Pferde auf denen die Könige hergeritten kommen, damit sie darauf ausruhen können.

Die Eltern übernehmen dann die Stelle der heiligen drei Könige und um Mitternacht kann man in den Gassen Madrids ein seltsames Schauspiel beobachten. Man sieht an den meisten Häusern Fensterladen öffnen und schließen; sowohl in der Belleétage der Reichen, wie in den höheren Stockwerken tauchen Gestalten auf den Balcons auf; es sind Eltern, die dort Spielzeug und Backwerk aufstellen, um ihren Kleinen eine Überraschung zu bereiten. Das leiseste Geräusch weckt diese dann am Morgen, und wie die Kinder nun an's Fenster eilen bricht ihr Jubel los. Rührend ist es dann zu hören, wie diese kleinen Wesen den heiligen Königen danken und ihnen versprechen das ganze Jahr wohl brav sein zu wollen.

Wenn aber die Weisen aus dem Morgenlande in dieser Nacht die Kinder beschenken kommen, so erfordert die Höflichkeit, dass jemand sie zu empfangen bereit sei. So fasst es wenigstens das Volk auf, das sich gern unterhält und die Gelegenheit benützt, um sich eine lustige Nacht zu verschaffen. Wie es anfängt zu dunkeln, bald nach dem Abendessen das an diesem Tage viel früher als sonst eingenommen wird, tauchen in den Gassen Madrid's Männer auf mit Maulthierschellen, Casserollen, Mörsern und allerlei anderen Geräthschaften, die sich dazu eignen einen Lärm zu machen; dann werden Fackeln angezündet, deren Schein den ihnen nachfolgenden Schaaren von Menschen ein phantastisches Aussehen verleiht und die Straßen durch welche sie ziehen mit einer unheimlichen Helle erfüllt. Derartige Aufzüge verbreiten sich unter betäubendem Geschrei und Gelächter durch ganz Madrid, und begleitet von dem wüsten Lärm der Maulthierschellen und den anderen unmusikalischen Werkzeugen ziehen sie von einem Ende der Stadt bis zum andern. Inmitten dieser Menge geht gewöhnlich ein Wasserträger der, entweder weil es ihm selbst Spaß macht oder weil er dafür bezahlt wird, an der Unterhaltung theilnimmt. Er trägt auf seiner Schulter eine hohe Leiter, auf ein Zeichen der Menge stellt er diese auf den Boden, dann halten einige die Leiter und der Wasserträger steigt nun von Sprosse zu Sprosse empor um nach den heiligen drei Königen auszuschauen. Sobald er gesagt hat, er sehe sie nicht, setzt sich der Zug wieder in Bewegung, und der Wasserträger muß nun sehr aufpassen, um nicht mit einem Ruck von seinem hohen Posten herabzufallen; denn die, welche während seines Emporsteigens die Leiter gehalten haben, beeilen sich nun sie loszulassen, ohne sich darum zu kümmern ob ihr Gefährte herunterstürzt. Es geht daher nie ohne Beulen oder ein Rheuma ab, welch' letzteres eine Folge der Douchen ist, mit welchen die Übermüthigen den armen Wasserträger bei den Brunnen, an denen sie vorüberziehen, übergießen. Dabei unterlassen sie es nie bei jeder solchen Haltestelle die Kehle mit einem Schluck Wein anzufeuchten. Wenn es anfängt zu grauen und die heiligen drei Könige sich noch immer nicht sehen lassen, löst sich der Zug auf. Nun ziehen sie alle, die meisten so betrunken, dass sie nicht einmal die Werkzeuge mit denen sie soviel Lärm machten, nach Hause tragen können, zurück um auszuruhen. Dieses nächtliche im Freien abgehaltene Fest bezeichnet zugleich den Schluß der Trinkgelderperiode, die Zeit, in welcher die Neujahrsgelder eine so hervorragende Rolle spielen, und das von so vielen Festlichkeiten ermüdete Volk scheint nun das Bedürfnis nach Ruhe zu empfinden.

Seit einigen Jahren ist die Regierung bemüht gegen diesen Volksbrauch anzukämpfen und zwar mit allem Rechte; denn diese Ruhestörungen und Ausschreitungen einer halb betrunkenen übermüthigen Menge sind nicht

gutzuheißen. Die Waffe, deren sich die Regierung zu diesem Zwecke bedient, dürfte sich als wirksam erweisen. Jede Abtheilung des Zuges muß bei dem Bürgermeisteramt um die Erlaubnis einkommen und dafür fünf Pesetas zahlen. Diese Auslage ist für das Volk das nicht viel hat nicht gleichgiltig, und daher hat sich die Betheiligung an diesem Aufzuge schon bedeutend verringert und in nicht ferner Zeit wird dieser Brauch, gleich so manchem andern, wohl ganz aufhören.

Eleonore von Aquitanien.

(Frei nach dem Spanischen.)

Mit Hilfe alter Chroniken und Traditionen, die, trotz der sechs Jahrhunderte die seitdem an dem alten Thurme von Maubergeon in Poitiers vorübergezogen sind, sich noch in den blühenden Gefilden der La Reole erhalten haben, wollen wir es versuchen eine Lebensskizze Eleonorens von Aquitanien zu entwerfen. Diese Fürstin, die zugleich Gönnerin der Troubadours und Dichterin war und deren Name in der Geschichte ihrer Zeit einen so mächtigen Widerhall fand, erscheint uns wie die Heldin eines düsteren Dramas. Ihre Eifersucht und Rachgier verwickelten England und Frankreich in blutige Kriege.

Einer Enkelin jenes Wilhelm von Poitou, den man als den ersten Troubadour bezeichnet, sangen die provenzalischen Dichter an ihrer Wiege und lernten ihren Lippen zuerst Minnelieder stammeln. Noch ein Kind präsidirte Eleonore bei jenen glänzenden Versammlungen, bekannt unter dem Namen der „Liebeshöfe“, und als sie nach dem Tode ihrer Eltern, erst fünfzehn Jahre alt, an Ludwig VII. von Frankreich (geboren 1120, † 1180) vermählt wurde, brachte sie nicht nur das Herzogthum Aquitanien ihrem neuen Vaterland als Mitgift zu, sondern verpflanzte auch provenzalische Sitten und die Minnelieder, unter deren Echo sie aufgewachsen war, dorthin.

Hohe Abkunft, seltene Geistesbegabung, unbezwingbarer männlicher Muth und die bestrickendste weibliche Schönheit vereinten sich in ihr und lenkten die Blicke Aller, der Troubadours, Barone, Fürsten, Prälaten, Cardinäle und Päpste auf diese merkwürdige Frau.

Als ungetreue Gattin später von König Ludwig verstoßen, hält sie auf ihrem reizenden Schlosse La Reole einen glänzenden Hof und gewährte gleich ihrem ritterlichen Ahnherrn Troubadours und Jongleurs dort gastliche Aufnahme. Unter den schattigen Laubgängen ihres Parkes liebte sie es, sich im

geistvollen Gespräch mit ihnen zu ergehen oder dem Gesange ihres Lieblings, Bernard de Ventadorn, zu lauschen, der sie seinen conort (Trost) nannte und dem es gestattet schien, die Gränzen der Galanterie zu überschreiten, um die Rechte des Liebenden in Anspruch zu nehmen.

Poitiers bewahrt noch heute die Erinnerung an Eleonore von Aquitanien. Die majestätische Kathedrale wurde auf ihren Befehl 1162 erbaut und 1199 wohnte sie der Einweihung vor deren Hauptaltar bei. In der daselbst befindlichen Capelle der heiligen Jungfrau sieht man auf einem färbigen Glasfenster, einem Juwel der Kunst aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts, das Porträt Eleonorens und ihres zweiten Gemahls Heinrichs von England. In der Sacristei der Kirche der heiligen Radegonde befindet sich unter andern Statuen eine, welche die Herzogin von Aquitanien darstellt. In dem historischen Thurme von Maubergeon gab sie öffentliche Audienzen und hielt sie Gericht. In der Abtei von Monterneuf pflegte sie in ihren letzten Lebensjahren der Messe beizuwohnen, ohne zu ahnen, daß einige Schritte von ihr entfernt, in derselben Abtei, der Mann betete, dem seine Liebe zu ihr so schweres Leid gebracht. Noch sind die Ruinen des berühmten alten Klosters von St. Hilaire erhalten, in welchem man durch viele Jahrhunderte in einem herrlichen Mausoleum das Herz Eleonorens aufbewahrte.

Am Charfreitage im Jahre 1137 wurde Herzog Wilhelm von Poitou in der Kirche von Santiago de Compostella, wohin er eine Pilgerfahrt unternommen, plötzlich vom Tode ereilt. Ehe er seine Reise nach Spanien antrat, hatte er Testament gemacht, in welchem er seiner erstgeborenen Tochter das Herzogthum Aquitanien vermachte, und sie mit Zustimmung seiner Barone zur Gemahlin des Königs Ludwig VII. von Frankreich bestimmte. Diese Tochter, die gleich ihrer Mutter Aenor hieß, wurde deshalb die „andere Aenor“ — „Alia-Aenor“ — genannt, und daher kommt es, dafs sie bei den alten Chronisten und Dichtern als Alianor erscheint, während sie später in der Geschichte unter dem Namen Eleonore auftritt. Noch im Sommer desselben Jahres, in welchem Herzog Wilhelm gestorben war, fand die Vermählung seiner Tochter mit König Ludwig statt; Eleonore zählte damals erst fünfzehn Jahre. Ludwig wurde darauf als Herzog von Aquitanien und Eleonore als Königin von Frankreich gekrönt. Ehe sie sich selbst noch über ihre Lage klar geworden, hatte die so früh Verwaiste das Trauerkleid mit dem Brautkleide vertauschen müßen, und kaum dem Kindesalter entwachsen wurde Eleonore dem um wenige Jahre älteren Ludwig, einem bleichen kränklichen Knaben, gegen den sie vom Anfang an Widerwillen empfunden, angetraut. Ihre Schönheit und ihr Geist entfalteten sich bald zur vollen Blüthe. Weder in Sitten noch in Geistesanlagen bestand zwischen der jungen Erbin von Aquitanien und König Ludwig die mindeste Übereinstimmung, und weit entfernt Eines für

das Andere geboren zu sein, schienen sie vielmehr bestimmt sich gegenseitig zu hassen. Der Musik, dem Tanze und allen Vergnügungen mit Leidenschaft ergeben, eine Feindin der Etiquette, gab Eleonore durch die Freiheit ihrer Sitten bald nur zu viel Anlass zu böser Nachrede.

Da geschah es im Jahre 1146, dass ein Mann, der später heilig gesprochene Bernhard, durch Deutschland und Frankreich zog und, überall den heiligen Krieg predigend, zu einem zweiten Kreuzzug aufforderte. Der heilige Bernhard besaß die geheimnisvolle Macht, in den Herzen seiner Zuhörer denselben Glauben und Enthusiasmus zu entflammen, die seine Brust durchglühten. Alle strömten herbei, wenn er predigte und verlangten zu den Füßen des gottbegeisterten frommen Mannes nach dem Zeichen des Kreuzes, um in das heilige Land zu ziehen.

Kaiser Konrad und Ludwig VII. von Frankreich waren unter den Ersten, die das Kreuz nahmen. Auf des Letzteren Wunsch mußte auch Eleonore sich an dem Kreuzzuge betheiligen. Um diese Zeit war ein tapferer Jüngling, den die Chroniken nur Rimbaldo nennen, der aber aus einer erlauchten Familie des Südens stammte, in den Dienst der Königin als Page getreten. Dieser Jüngling, der später in zwei entscheidenden Momenten von Eleonorens Leben eine eingreifende Rolle spielte, hatte kaum erfahren, dass sie ihren Gemahl auf dem Kreuzzuge begleite, als er sich beeilte auch das Kreuz zu nehmen, um sich von ihr nicht trennen zu müßen. Ludwig VII. zog 1147 an der Spitze eines ansehnlichen Heeres nach dem heiligen Lande, und zwei Monate früher hatte Kaiser Konrad seinen Kreuzzug angetreten. Diese beiden Heere waren so groß, als gälte es nicht nur das heilige Land, sondern die ganze Welt zu erobern. Über 200.000 Krieger hatten sich eingefunden, denen sich, als handelte es sich um eine Lustfahrt, schöne Frauen und galante Troubadours anschlossen.

Als Ludwig VII. in Antiochien ankam, war sein Heer bis auf den vierten Theil zusammengeschmolzen, da aber Ramon de Poitiers, ein Oheim Eleonorens dort herrschte, wurden die Franzosen mit Jubel und Enthusiasmus aufgenommen. Alle Mühseligkeiten, Plagen und Widerwärtigkeiten wurden in den Festen und Turnieren, die man zu Ehren der schönen Nichte des Fürsten von Antiochien veranstaltete, vergessen und wie mit einem Zauberschlag improvisirte die Königin von Frankreich hier einen Hof, in welchem nach provenzalischer Sitte die Minne, die Tapferkeit und die Anmuth herrschten.

Hier begannen aber auch die ehelichen Streitigkeiten zwischen König Ludwig und seiner Gemahlin, die Frankreich so theuer zu stehen kommen sollten. Eleonore verletzte, wie französische Geschichtsschreiber sagen, die königliche Würde und ging sogar so weit, der Treue zu vergessen die sie ihrem

Gatten schuldete. Diese Aussage bezieht sich ohne Zweifel auf einen Vorfall, der in einer einzigen Chronik erwähnt wird, aber mit poetischen Ausschmückungen versehen sich noch in der Tradition erhalten hat. Der junge Rimbaldo, der Lieblingspage der Königin, hatte sich in verschiedenen Kämpfen gegen die Sarazenen ausgezeichnet und war in einem derselben in Gefangenschaft gerathen. Eleonore, die den Pagen, der sie an ihre Eltern und ihre schöne Heimat erinnerte, sehr lieb hatte, beweinte ihn schon wie einen Todten, als sie eines Tages erfuhr, er lebe noch und befinde sich in der Gewalt des Sultans Saladin. Da beschloß die Königin, welche die Ritterlichkeit und Großherzigkeit des Herrschers der Gläubigen oft rühmen gehört, einen Boten mit einem Brief an ihn zu senden, in welchem sie ihn bat, Rimbaldo die Freiheit zu schenken und ihm dafür ein reiches Lösegeld anbot.

Saladin, damals noch in der Blüthe seiner Jahre und von ritterlichem Geiste beseelt, blieb von dieser Bitte nicht ungerührt und schenkte nicht nur dem Pagen seine Freiheit wieder, sondern gab ihm auch reiche Geschenke für seine Herrin mit. „Junger Christ," sagte er beim Abschiede zu ihm, „melde der Königin Eleonore, dass der große Saladin nichts so sehnlich wünsche, als sie zu sehen, deren Schönheit die aller Königinen Asiens überstrahlen soll. Gib ihr diese golddurchwirkten Stoffe und diesen Ring als Zeichen meiner Bewunderung."

Die enthusiastische Schilderung, die Rimbaldo von all' dem Schönen und Wunderbaren entwarf, das er in Saladin's Lager gesehen, regte die Phantasie der Königin so auf, dass sie beschloß dem Sultan einen Besuch zu machen. Begleitet von ihrem Pagen und einigen treuen Rittern verließ sie im Dunkel der Nacht heimlich das Lager der Kreuzfahrer, um sich in das Saladins zu begeben. So entzückt und geblendet wurde sie von dem Glanze und dem zauberhaften Prunk mit welchem der Sultan sie empfing, dass sie sich verleiten ließ einen ganzen Tag in seinem Lager zu verweilen. Die Abwesenheit der Königin, die dem christlichen Heere nicht verborgen bleiben konnte, hatte dort großen Unwillen erregt. Der König wollte sie, empört über ihr Benehmen, anfangs gar nicht sehen. Allerdings versöhnten sich die Gatten scheinbar wieder, aber in Wahrheit blieben sie sich doch seitdem entfremdet.

Der König wollte Eleonore verstoßen, sie kam ihm aber zuvor, indem sie auf Grund der zu nahen Verwandtschaft die Auflösung ihrer Ehe erwirkte. Damit erhielt Eleonore auch alle Länder zurück, die sie dem König als Mitgift zugebracht hatte. Ohne Schmerz entsagte sie der Krone Frankreichs und zwei Monate später riefen die Glocken von St. Hilaire in Poitiers die Großen des Reiches zur Trauung der Erbin von Aquitanien mit Heinrich

von Plantagenet. Heinrich wurde durch diese Heirat so mächtig, daſs er dem Könige von Frankreich ernste Bedenken erregte und die Ansprüche seiner Mutter Mathilde auf den Thron von England geltend machen konnte. Während Heinrich, von seinem Ehrgeiz angetrieben, zu diesem Zwecke in England weilte, feierte Eleonore auf ihrem schönen Schlosse La Reole am Ufer der Garonne glänzende Feste; Turniere und Lustbarkeiten aller Art wechselten mit einander ab, tapfere Ritter und berühmte Troubadours wetteiferten Eleonorens Hof zu verherrlichen. Unter allen ragte aber Bernard de Ventadorn, jenes Prototyp eines Minnesängers hervor. Er war Eleonorens Lehrer in der Dichtkunst, und die erlauchte Schülerin machte ihrem Meister solche Ehre, daſs ihre Lieder den Enthusiasmus der glänzenden Versammlung in La Reole erregten. Der Meister scheint aber auch ein wärmeres Gefühl für seine Schülerin gehegt zu haben, die Lieder die er ihr weiht enthalten das Geständnis seiner Liebe, und da er Eleonoren in denselben seinen conort (Trost) nennt, so ist seine Neigung wohl nicht unerwidert geblieben.

Mittlerweile war es Heinrich von Plantagenet gelungen seine Ansprüche auf den englischen Thron durchzusetzen, und er berief nun die Gattin an seine Seite. Mit Eleonorens Scheiden von La Reole verstummte die Festesfreude an dem Ufer der Garonne und in der Königin von England erkennen wir kaum mehr die anmuthige schöne Herzogin von Aquitanien. War die Minne für diese nur Spiel und Kurzweil gewesen, so erfaſste jene die Leidenschaft mit dämonischer Gewalt und riſs sie bis zum Verbrechen hin.

Heinrich von Plantagenet hatte über Eleonorens Vorleben hinwegsehend mehr aus Berechnung als aus Liebe die Erbin von Aquitanien geheiratet, denn durch diese Verbindung wurde er Herr eines Drittels von Frankreich. Nachdem er sein Ziel erreicht und auch König von England geworden war, ließ er seine Gattin fühlen, daſs sie ihm gleichgiltig sei. Vielleicht war es die Erinnerung an Eleonorens Vergangenheit, die dem Könige seine Gattin entfremdete. Vier Söhne entsprossen dieser Ehe: Heinrich, Richard Löwenherz, Gottfried und Johann ohne Land. Leidenschaftlich und maßlos wie sich jedes Gefühl bei Eleonore äußerte, zeigte sich auch ihre Mutterliebe, und besonders ihrem Lieblingssohne Richard gegenüber. So sehr sie aber auch von diesem Gefühle beherrscht wurde, empfand sie doch die Entfremdung ihres Gatten auf das schmerzlichste. Ohne Nachsicht gegen Verirrungen, deren sie sich einst selbst schuldig gemacht, kannte ihre Erbitterung keine Gränzen, als sie erfuhr daſs der König von England in der Liebe anderer Frauen das Glück suche, das er bei seiner Gattin nicht fand. Der König hatte eine heftige Neigung zu Rosamunde Clifford gefaſst, die, wie die Dichter der damaligen Zeit singen, alle anderen Frauen und Mädchen an

Schönheit übertraf. Lang war dieses Liebesverhältnis der Königin verborgen geblieben; als sie aber davon erfuhr, suchte Heinrich seine Geliebte durch die größten Vorsichtsmaßregeln vor der Eifersucht seiner Gattin zu schützen.

Eines Tages war Rosamunde verschwunden, als hätte die Erde sie verschlungen. Eleonore erfuhr aber dennoch durch einen Mann, der ihrem Dienste sein Leben geweiht hatte, den aller Welt verborgenen Aufenthaltsort Rosamundens. Dieser Mann war der ehemalige Page Rimbaldo, der Eleonoren mit der Treue eines Hundes ergeben war und sie vielleicht umso inniger und hingebender liebte, als seine Neigung unerwidert blieb. Durch ihn erfuhr Eleonore, dass der König Rosamunden in einem Labyrinth des Parkes von Woodstock ein ebenso reizendes als verborgenes Asyl hatte erbauen lassen. Das Labyrinth, welches das Gebäude, in dem Rosamunde wohnte, umgab, war so plan- und kunstvoll angelegt dass, wer nicht in das Geheimnis eingeweiht war, ebensowenig aus demselben herauskam als den Weg zu dem Verstecke fand. Eleonore war dennoch entschlossen in dasselbe einzudringen. Welcher Mittel sie sich dazu bediente, wusste niemand außer Rimbaldo und dieser verließ noch in derselben Nacht in welcher das Verbrechen begangen wurde England, das Geheimnis mit sich nehmend. Die englischen Geschichtsschreiber erzählen nur, dass ein Knäuel Seide, dessen Faden eine verrätherische Hand durch die verschlungenen Gänge des Labyrinthes gleiten ließ, ihr den Weg zu ihrer Nebenbuhlerin wies. So viel ist gewiss, dass eines Abends, als Rosamunde allein war und der König nicht zu erwarten stand, sich plötzlich die Thür ihres Gemaches öffnete und die so schwer gekränkte Königin vor ihr erschien. Was zwischen den beiden Frauen vorging, was sie sich sagten, erfuhr niemand; aber nach einer langen und leidenschaftlich erregten Unterredung traten sie scheinbar versöhnt, Arm in Arm wie zärtliche Freundinen, aus dem Gemache um zusammen das Abendessen einzunehmen. Rimbaldo, der einzige der die Königin auf diesem Gang begleitet hatte, stand hinter dem Stuhle seiner Herrin und kredenzte den Wein.

Eleonore forderte ihre schöne Nebenbuhlerin mit zärtlichen Worten auf von dem Cyperwein zu kosten, den sie eigens zu diesem Versöhnungsmahl aus dem Morgenlande hatte kommen lassen. Wenige Augenblicke nachdem Rosamunde davon gekostet, verzerrten sich ihre Züge und deckte Todesblässe ihre Wangen. „Ich fühle mich unwohl“, sagte sie zur Königin. „Du bist vergiftet“, versetzte diese mit ruhiger Miene. Und sich an dem Anblick des Todeskampfes ihrer Nebenbuhlerin weidend, verließ die Königin erst das Gemach nachdem Rosamunde ihr Leben ausgehaucht hatte.

Schon war alles in das Dunkel der Nacht gehüllt, als Eleonore den Park von Woodstock verließ, um von Rimbaldo geführt in ihren Palast

zurückzukehren. Als die Königin in denselben treten wollte, hielt sie Rimbaldo seine Hand auf ihren Arm legend zurück.

„Was soll das?“ fragte Eleonore betroffen.

„Ich wollte Euch nur sagen“, versetzte Rimbaldo mit erloschener Stimme, „dass ich Euren Dienst verlasse“.

„Du!“ rief die Königin betroffen, „Du, mein ältester und treuester Diener!“

Rimbaldo neigte das Haupt. „Herrin“, sagte er mit noch leiserer Stimme, „Gott weiß und Ihr könnt es bezeugen, ich bin unschuldig an dem vergifteten Weine den ich der Unglücklichen reichte“.

Schweigend, ohne etwas zu erwidern, trat die Königin in den Palast. Rimbaldo folgte ihr nicht. Seit diesem Abend war er verschwunden.

Einmal auf dem Wege des Verbrechens, vermochte Eleonore ihrer Rachgier keinen Einhalt zu thun. Heinrich wagte es nicht Rosamundens Tod zu rächen; aber sich ganz dem Übermaße seines Schmerzes überlassend, ordnete er eine so prunkvolle Leichenfeierlichkeit an, als wäre die Königin von England gestorben. An allen Orten, wo der Leichenzug stille hielt um zu rasten, ließ er Kreuze setzen, auf denen folgende Verse standen:

Qui meat hac oret, signum salutis adoret,
Utque sibi detur veniam Rosamunda precetur.[1])

Heinrich ließ ihr auch ein prachtvolles Mausoleum mit folgender Inschrift erbauen:

„Unter diesem kalten Steine liegt die unvergleichliche Rosamunde, welche die Königin der Welt war, obwohl zum Unglück ihre Herrschaft nur kurze Zeit währte“.

Diese leidenschaftlichen Äußerungen des Schmerzes erbitterten Eleonore immer mehr, indem sie sie zur Erkenntnis brachten, dass sie die Liebe ihres Gatten unwiederbringlich verloren hatte. Dieser wollte sie gar nicht mehr sehen, für ihn war sie weder Gattin noch Mutter seiner Söhne, sondern nur die Mörderin Rosamundens. Da verwandelte sich die Liebe Eleonorens in den glühendsten heftigsten Hass, denn jede Leidenschaft äußerte sich bei dieser Frau maßlos.

Der Palast des Königs von England wurde der Schauplatz des schrecklichsten häuslichen Unfriedens und der verbrecherischesten Ränke. Eleonore stachelte in ihrem Hasse gegen Heinrich das Volk, den Adel, den Clerus, ja

[1]) Wer hierher gehet bete, das Zeichen des Heil's begrüß' er,
Und dass ihm Vergeltung werde, Rosamunden bitt' er!

die eigenen Söhne zur Rebellion gegen den König auf. Unglücklicherweise war das Leben Heinrich II. reich an argen Vergehen, die nun alle an das Tageslicht gezogen werden sollten. Das Volk wurde daran erinnert, daſs er der Mörder des heiligen Thomas von Canterbury war. Die Barone wurden daran gemahnt, daſs Heinrich ein Tyrann sei der ihre Vorrechte aufzuheben trachte, und dem Clerus rief man die schweren Sünden des Königs in's Gedächtnis. Ja so weit riſs die wilde Rachgier die zur Furie gewordene Königin hin, daſs sie selbst in die Hände ihrer Söhne die Waffen drückte, die sie gegen ihren Vater erheben sollten. Eine allgemeine Rebellion brach aus. Heinrich sah sich von Allen verlassen, die Schotten fielen in England ein, Ludwig VII. von Frankreich und der Graf von Flandern bedrohten die Normandie, Richard warf sich in Aquitanien zum Herrscher auf, der kaum sechzehnjährige Gottfried riſs die Bretagne an sich und der älteste Sohn Heinrich, den der Vater zum Mitregenten ernannt hatte, begab sich an den Hof von Frankreich und forderte seinen Vater auf, all' seinen Kronen zu entsagen, während er selbst von den französischen Baronen als König von England, Herzog der Normandie und Graf von Anjou anerkannt wurde.

Dies war alles das Werk Eleonorens, die überall die Flammen des Hasses gegen Heinrich II. schürte und an allen Orten Proselyten warb. In Aquitanien hatte sie an dem berühmten Troubadour und tapferen Ritter Bertrand de Born einen mächtigen Bundesgenossen, dessen blutdürstige sirventes (Kriegslieder) alle zum Kampf aufriefen.

Als Eleonore, um sich nach Aquitanien zu begeben und an die Spitze der Bewegung zu stellen, in Männerkleidern England verlassen wollte, gerieth sie in die Gewalt der Truppen ihres Gemahles, wurde als Gefangene in den königlichen Palast zurückgeführt und von da nach Salisbury gebracht. Eleonorens Gefangennehmung stellte aber die Ruhe im Reiche nicht her. Der Kampf wurde im Gegentheil mit noch mehr Erbitterung fortgeführt, besonders in Aquitanien, wo man Eleonore mit Sehnsucht erwartet hatte. Die Nachricht ihrer Gefangennehmung wurde zu einem Kriegs- und Racheruf für das ganze Land. Alles Volk griff zu den Waffen. Die Troubadours zogen von Hof zu Hof, von Schloß zu Schloß, überall zum Kampf aufmunternd und die Stimme von Bertrand de Born übertönte die aller andern.

Die ganze Welt schien sich gegen Heinrich II. zu waffnen, der mit männlichem Muthe seinen Feinden die Stirn bot. Seine volle Energie zusammenraffend reiste er plötzlich von Irland ab und landete in der Normandie, wo er sich auf das französische Heer das Verneuil belagerte warf und es zum Rückzuge zwang. Dann fiel er in der Bretagne ein, nahm den An-

führer der Rebellen Grafen Chester gefangen und ohne sich Ruhe zu gönnen, eilte er wieder nach England zurück, wo er den König von Schottland schlug. Bald in England bald in Frankreich erschien er immer wo die Gefahr am größten war und erzwang überall Erfolge die wahrhaft staunenswerth waren. So gelangte er bis vor die Thore von Poitiers, wo zwischen dem Vater und den Söhnen endlich Friede geschlossen wurde.

Aber bei der Politik der damaligen Zeit fehlte es nicht an Anlass zu neuen Streitigkeiten. Die misrathenen Brüder bekriegten sich erst untereinander und lehnten sich dann erst vereinzelt, später zusammen wieder gegen den Vater auf. Bertrand de Born schloß sich dem Prinzen Heinrich an und nährte den Hass unter den Brüdern und vor allem gegen den Vater mit seinen Liedern. Deshalb läßt ihn Dante in seiner „Hölle", den vom Rumpfe losgetrennten Kopf wie eine Laterne in der Hand tragend, erscheinen. Der Krieg war kaum von neuem ausgebrochen, als Prinz Heinrich am 12. Juli 1183 in Martel von einer Krankheit dahingerafft wurde. Bertrand de Born, der als sein treuer Freund und unzertrennlicher Gefährte bis zum letzten Augenblick bei ihm wachte, verfasste zu seinem Andenken ein plonh oder Klagelied, das zu dem schönsten gehört was in dieser Art in der provenzalischen Poesie gedichtet wurde. Gottfried hatte die Absicht, den Krieg gegen den Vater fortzusetzen; aber als wollte Gott diesem vatermörderischen Krieg ein Ende machen, starb er bei einem Tournier in Paris 1186, ehe er noch mit seinen Rüstungen zu Ende gekommen war. Nun blieb nur noch Richard Löwenherz, damals Herzog von Aquitanien, der einen geheimen Vertrag mit Philipp August von Frankreich, dem Nachfolger Ludwig VII., gegen Heinrich von England abgeschlossen hatte. Der Hass dieser Söhne gegen ihren Vater war ein wahrhaft unversöhnlicher und wurde durch die Gefangene von Salisbury noch genährt, die Mittel fand, durch die Gitterstäbe ihres Kerkers ihren Söhnen und vor allem Richard Ermahnungen zukommen zu lassen, in ihren Feindseligkeiten gegen den Vater auszuharren. Erst der Tod Heinrich II. machte 1189 diesen widernatürlichen Kämpfen ein Ende.

Die erste Handlung Richard's Löwenherz, als er den Thron bestieg, war die, seiner Mutter die Freiheit zu schenken. Nach der Aussage einer Chronik soll sie trotz ihrer fünfundsechzig Jahre noch eine schöne Frau gewesen sein. Dass ihre Energie eine noch ungebrochene war, bewies sie in der That der Selbstverleugnung und Aufopferung, welche ihre Verirrungen und Verbrechen sühnen sollte.

Als Richard Löwenherz auf der Rückkehr von dem heiligen Lande, wohin er mit anderen Fürsten einen Kreuzzug unternommen, allein und verkleidet durch Österreich reiste, wurde er von Herzog Leopold, den er schwer beleidigt hatte, gefangen genommen und auf dem Schloße Dürrenstein an

der Donau in sichern Gewahrsam gehalten. In England wufste man nicht wo der König sei, die Einen hielten ihn für todt, die Anderen für gefangen, aber weder nach Aquitanien noch nach England war eine Kunde von ihm gedrungen. Eleonore, ganz erfüllt von ihrer Liebe zu Richard, suchte ihm vergebens das Reich zu erhalten, die Ansicht dafs er gestorben sei gewann immer mehr Boden und sein jüngerer Bruder Johann ohne Land wufste dieselbe zu seinen Gunsten auszunützen, um die Krone Englands an sich zu bringen. Eleonore aber wollte an den Tod ihres Lieblingssohnes nicht glauben, auf alle Vorstellungen mit denen man sie davon zu überzeugen suchte, hatte sie nur die eine Antwort: „Mein Herz kann nicht daran glauben."

Aber auch als endlich die Nachricht, dafs Richard noch am Leben sei und in Gefangenschaft schmachte, nach England kam, wollte niemand die Klagen und Bitten der Mutter erhören und sie bei der Befreiung ihres Sohnes unterstützen. Johann's Partei war zu mächtig und für Richard schien alles verloren zu sein, nur seine Mutter war ihm noch geblieben und dieser war es vorbehalten seine Freiheit zu erwirken. Weder bei den Großen des Reiches oder beim Volke noch bei fremden Monarchen hatte sie Gehör gefunden; da richtete sie ihre Blicke nach Aquitanien, dem Stammlande ihrer Ahnen. Allerdings stand Richard dort in keinem guten Andenken, aber vielleicht gelang es ihr dieses Hindernis zu besiegen, indem sie an die alte Liebe des Volkes zu seinem angestammten Herrscherhaus appellirte. Eines Tages sahen die Aquitanier eine Frau in Trauerkleidern von Ort zu Ort, von Schloß zu Schloß ziehen, überall um Almosen bitten, um das Lösegeld für ihren gefangenen Sohn aufzubringen. Und diese Frau war die Witwe der Könige von Frankreich und England, die Erbin ihrer Herzoge, die Mutter von Richard Löwenherz. Ein hohes Lösegeld war für den König begehrt worden, es handelte sich daher um die Beischaffung einer großen Summe. Die Zeiten waren schlecht, das Volk konnte kaum die Steuern aufbringen, Adel und Clerus waren dem Könige feindlich gesinnt; aber trotz all dieser ungünstigen Verhältnisse wagte Eleonore sich an dieses Unternehmen, das niemand außer ihr begonnen und mit solchem Erfolge wie sie zu Ende geführt hätte.

Das allezeit getreue Aquitanien blieb bei diesem Schmerzensschrei der Mutter nicht ungerührt und erfüllte die Bitte der Tochter seiner Herzoge. Alle wollten ihr beistehen und so kam bald eine ungeheuere Summe zusammen. Die Kirchen und Klöster schmolzen ihre Kreuze und Kelche ein, die Bischöfe, Äbte und Adeligen gaben den vierten Theil ihres Einkommens her und der niedrige Clerus steuerte den zehnten Theil seines Zehents bei. So kam die für die damalige Zeit ungeheuere Summe von 150.000 Mark zusammen, die der deutsche Kaiser als Lösegeld für den in seinen Gewahrsam übergegangenen Richard verlangte. Als die Summe beisammen war, machte sich

die Königin auf die Reise nach Deutschland, um sie dort selbst abzuliefern. Der armen Mutter standen noch schwere Prüfungen bevor. Philipp von Frankreich bot dem deutschen Kaiser Heinrich VII. seine Tochter zur Gemahlin an, wenn er Richard ein Jahr länger in Gefangenschaft behalten wollte, und der Kaiser schwankte schon ob er nicht darauf eingehen sollte. So schwebte Eleonore zwischen Furcht und Hoffnung bis sie endlich den geliebten Sohn an ihre Brust drückte.

Doch schon fünf Jahre später entriss ihr der Tod 1199 den mit so vieler Anstrengung befreiten Sohn. Mit seinem Tode war alle Lebenslust in Eleonores Brust erstorben. Sie zog sich in ihren Palast in Poitiers zurück, um dort wo ihre Wiege gestanden auch ihren letzten Seufzer auszuhauchen. Sie widmete die letzten Jahre ihres Lebens nur dem Volke, das unter der Regierung ihres Gemahls und Sohnes so viel gelitten hatte, Gutes zu thun, und aus dem Jahre 1199 stammen die Privilegien und Freiheiten die sie den Einwohnern von Poitiers verlieh. In ihrem letzten Lebensjahre verließ Eleonore den Palast nur, um in der Abtei von Monterneuf zu beten.

Es war zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts 1203, als eines Nachts die Diener der Königin Eleonore ungestüm und laut an die Thore der Abtei pochten. Eleonore lag in den Zügen und ein frommer alter Mönch, den man in der ganzen Umgebung wie einen Heiligen verehrte, wurde gerufen der Königin in ihrer letzten Stunde beizustehen. Als der Mönch hörte zu wem man ihn rief, bemächtigte sich seiner eine tiefe Bewegung, aber im nächsten Augenblick war er schon gefasst und bereit den Dienern der Königin zu folgen.

Er kam gerade noch zur rechten Zeit, um seines heiligen Amtes zu walten. Als renige Sünderin, versöhnt mit ihrem Gott, starb Königin Eleonore, ohne zu ahnen dass der Mönch, der ihr in ihrer letzten Stunde beistand, in der Welt den Namen R i m b a l d o geführt hatte und einst der Page der leidenschaftlichen minneholden Eleonore von Aquitanien gewesen war.

Ein Brüderpaar.

Original-Erzählung.

Im Hause des Fabriksherrn Moser feierte man den heiligen Abend. Ein riesiger, fast bis an die Decke des Zimmers reichender Tannenbaum stand im Salon und am Fuße desselben lagen die Geschenke für die Kinder hochaufgestapelt. Da gab es große und kleine Puppen, Schränkchen und zierliche

Toilettetische, ja ganze Puppeneinrichtungen, Soldaten und Schaukelpferde, Menagerien und Küchen, kurz alles, was sich ein Kinderherz ersehnt. Auf kleinen Tischen, von denen jedes ein Tannenbäumchen trug, befanden sich die Geschenke für die Erwachsenen.

Den halben Tag war Herr Moser schon mit dem Aufputz des Baumes beschäftigt gewesen und hatte es ebensowenig an Mühe als an Geld fehlen lassen, um denselben recht glänzend zu gestalten.

Voll Ungeduld harrten die festlich gekleideten Kinder des ersehnten Klanges der Glocke, die sie in den Salon rufen sollte. Schon waren Onkel Friedrich und die „neue Tante“, so nannten die Kinder dessen ihm erst vor kurzem angetraute Gattin, gekommen, ja auch die anderen Gäste waren alle eingetroffen, aber weder die Mama erschien dieselben zu empfangen, noch das Glöcklein erklang. Frau Moser hatte so viel mit den Vorbereitungen zu dem Souper zu thun gehabt, dass sie erst spät dazu kam Toilette zu machen, und diese nahm immer viele Zeit in Anspruch. Sie hatte ihre Schwägerin Rosa bitten lassen, sie einstweilen bei den Gästen zu vertreten und die Rolle der Hausfrau zu übernehmen. Die schüchterne junge Frau wurde durch dieses Ansinnen in keine geringe Verlegenheit versetzt, die Gäste waren ihr fast alle fremd, und ungewöhnt wie sie an den Verkehr mit der Welt war, hätte sie sich ihrer Aufgabe nicht gut entledigt, wenn sie nicht ihr Gatte, der jüngere Bruder und Compagnon Ludwig Moser's dabei auf das beste unterstützt hätte. Nach seinem Sinne war allerdings die Art, wie sein Bruder das Christfest feierte, auch nicht, und nur um ihn nicht zu kränken war er mit seiner jungen Frau zu demselben gekommen, nach seiner Neigung würde er es viel lieber still mit Rosa daheim begangen haben.

Wie aber alles im Leben, so nahm auch schließlich die Zeit des Wartens ihr Ende, Frau Moser rauschte in einer langen heliotropfarbigen Seidenrobe in das Zimmer und im selben Augenblick ertönte auch das erlösende Zeichen, der schrille Ton des Glöckleins. Die Kinder stießen einen lauten Jubelruf aus und aller Etikette zuwider stürmten sie den Erwachsenen voran in den Salon, aus dessen weitgeöffneten Flügelthüren ein Lichtmeer strömte. Ganz geblendet davon, wußten die Kinder anfangs gar nicht, wohin sie zuerst die Blicke lenken sollten; der Papa ließ ihnen jedoch keine Zeit sich zu sammeln, denn so sorgfältig er erst alles hergerichtet, so hastig räumte er nun alles weg und reichte den Kindern die Geschenke, als wären es Waaren die schnell nach dem Magazin befördert werden sollten, ohne den Kleinen Muße zu gönnen sich erst an den Gaben zu ergötzen. Der praktische Geschäftsmann schien auch an dem heiligen Abende der Devise seines Standes: „Zeit ist Geld“ nicht untreu werden zu wollen.

Eine feierlich freudige Weihnachtsstimmung konnte aber dabei nicht aufkommen, und Rosa, die den ersten Christabend außer Hause verlebte, dachte mit stiller Wehmuth des Festes, das sie im Elternhause gefeiert. Einen mit so schönem Zuckerwerk und Früchten geschmückten Baum, so kostbare Geschenke und so viele geputzte Leute hatte es daheim allerdings nicht gegeben, aber dafür etwas, das sie hier vergebens suchte — die wahre dankbare Festesfreude.

Nachdem die Kinder ihre Geschenke in Empfang genommen, begann die Bescheerung der Erwachsenen. Da gab es gar schöne Dinge, lauter Luxusgegenstände von hohem Kostenpreis: Rosa erhielt einen kunstvollen Fächer und äußerst werthvolle Spitzen; dass im Grunde beides nicht zu ihrem einfachen Anzuge passte, daran schien der Herr Schwager nicht gedacht zu haben — oder nein, er hatte daran gedacht, denn er sagte lachend zu dem Bruder: „Du mußt nun für ein schönes Ballkleid sorgen und Rosa auf den Industrieball führen.“ „Da behüte mich Gott davor,“ versetzte der andere ebenfalls lachend, „dahin gehören Großindustrielle, wir aber passen nicht dorthin.“

So harmlos diese Rede auch war, den Bruder verdroß sie. Zählte er sich doch im Stillen selber zu den Großindustriellen und ärgerte sich oft genug über Friedrich's allzu bescheidenes Auftreten. Er erwiderte nichts, aber war er schon früher nervös und abgespannt von dem Aufputzen des Baumes gewesen, so war er nun noch reizbarer. „Sieh nur Paula, dass wir bald zum Souper kommen,“ raunte er seiner Gattin zu, „ich bin hungrig und müde und wozu sollen wir noch länger hier herumstehen.“

Da der Tisch schon im Speisezimmer gedeckt war, so stellte sich der Erfüllung dieses Wunsches nichts entgegen. Die Erwachsenen nahmen an der reichbesetzten Tafel Platz, während die Kinder, die eigentlich in einer christlichen Familie an dem heiligen Abend die Hauptpersonen sein sollen, abseits von den anderen ihre Tischchen gedeckt hatten. Am liebsten hätten sie noch im Salon bei dem schönen buntgeschmückten Tannenbaume geweilt; allein die Lichter waren ausgelöscht worden, da der Dunst, den sie erzeugten, Herrn Moser unangenehm war; die Fenster wurden geöffnet, die Thür geschlossen und somit war die ganze Herrlichkeit den Blicken der Kinder entzogen.

Bei dem Souper wollte trotz der köstlichen Gerichte kein fröhlicher Ton herrschen, erst als die Weine und zuletzt noch eine Bowle dampfenden Punsches an die Reihe kam, wurde es lebhafter, aber es war keine wohlthuende vom Herzen kommende Heiterkeit, welche die Lachsalven hervorrief. Allerlei Klatschgeschichten wurden erzählt, man belustigte sich auf Kosten anderer, deren Lächerlichkeiten man schonungslos preisgab. Schließlich

erwählte man sich auch unter den Anwesenden einen etwas beschränkten ältlichen Herrn zur Zielscheibe des Spottes, und suchte auf diese Weise mit albernen Neckereien die Leere des Abends auszufüllen. Rosa war immer stiller geworden, und als nun vollends Paula sie mit ihrer Schweigsamkeit zu necken begann, wurde es der armen jungen Frau noch unbehaglicher zu Muthe. Friedrich wäre am liebsten bald aufgebrochen; allein als er eine Anspielung machte, er wolle sich mit seiner Gattin zurückziehen, da fiel ihm der Bruder unwillig in die Rede: „Was fällt Dir ein! wer wird am Weihnachtsabend so früh nach Hause gehen?“ So mußte denn geblieben werden. Beladen mit Geschenken, aber innerlich keineswegs dadurch erfreut und erquickt, trennte sich die Gesellschaft lange nach Mitternacht.

„Der heutige Abend muß den Moser's enorm viel gekostet haben,“ flüsterte einer der Gäste seiner Gattin zu, als sie über die Treppe hinabgingen. „Auftischen können sie,“ versetzte diese ebenso leise, „aber ihre Gäste zu unterhalten verstehen sie nicht.“

Das war die Kritik des Abends, der Herr und Frau Moser so viel Geld und Mühe gekostet hatte. Ein Weihnachtsabend nach dem Recept der modernen Gesellschaft, ohne christliche Gesinnung und daher auch ohne Festesfreude.

Die Brüder Moser, die eine Tuchfabrik besaßen, verdankten den blühenden Stand ihres Geschäftes ihrem Fleiße und Geschicke. Mit einem unbedeutenden Capital hatten sie bescheiden angefangen, aber von Jahr zu Jahr vergrößerte sich das Geschäft, der Kundenkreis dehnte sich immer weiter aus und der Betrieb warf einen hübschen Gewinn ab. Ludwig, der sich vor sieben Jahren vermählt hatte, war durch das Vermögen, das seine Frau ihm zubrachte, in die Lage gekommen, die Vergrößerungen, die er schon lang geplant, in seinem Geschäfte vorzunehmen. Es gab sogar boshafte Leute, welche meinten, die schon nicht mehr in der ersten Jugendblüthe stehende Paula wäre bei den geringen Reizen, die sie besaß, ohne ihre Mitgift nie Herrn Moser's Gattin geworden. Wie dem auch sei, die Ehe war, ohne eigentlich unglücklich genannt werden zu können, keine glückliche. Hatte Ludwig Moser sich durch Paula's Vermögen verleiten lassen um ihre Hand zu werben, so mußte er bald erfahren, daſs sie große Ansprüche an das Leben stellte. Ihr Vermögen durfte nicht nur zum Betriebe des Geschäftes verwendet werden, sondern mußte auch zur Bestreitung eines Haushaltes nach ihrem Sinne dienen. Sie war an Eleganz und Comfort gewöhnt, ihr Heim, ihre Toilette mußten dementsprechend sein, und bei Ludwig's angeborenem Hang zum Aufwand und zum Großthun fiel es Paula nicht schwer ihren Willen durchzusetzen.

Als Friedrich anfangs davor warnte, entgegnete ihm der Bruder, man dürfe, wolle man etwas erreichen, nicht allzu bescheiden auftreten und die größeren Auslagen, die er nun habe, würden ihm durch die Stärkung seines Credites reichlich eingebracht werden. Wirklich hatte er den Erfolg für sich und alles, was er unternahm — und manches war gewagt — schlug zu seinem Besten aus. Friedrich ließ sich aber dadurch nicht beeinflußen und blieb seiner einfachen schlichten Lebensweise treu. Allerdings hatte er bei der Wahl seiner Gattin nicht auf Reichthum gesehen, sondern nur sein Herz befragt. Rosa war unbemittelt, aber nicht nur ein bildhübsches, sondern auch ein gutes frommes Mädchen, das alle Eigenschaften besaß einen Mann glücklich zu machen. Ungleichartigere Frauen als die beiden Schwägerinen konnte es nicht leicht geben, und dieses zeigte sich nicht nur in deren Haushaltungen, sondern äußerte sich auch bald in dem Einfluß, den sie auf die Gatten ausübten. Während Ludwig's ganzes Sinnen und Streben darauf gerichtet war ein reicher Mann zu werden, oder wenigstens wie ein solcher zu leben, änderte Friedrich auch jetzt nichts an seinen bescheidenen Lebensgewohnheiten und fand seine größte Freude im Verkehr mit seinem lieben Weibchen. War er früher, verleitet durch die Gesellschaft in welcher er gelebt, ein nachlässiger Kirchenbesucher gewesen, so wohnte er jetzt nicht nur jeden Sonn- und Feiertag der Predigt und der heiligen Messe bei, sondern begleitete auch jeden Morgen seine Rosa zur Frühmesse. „Wenn Du schon so früh aufstehst", hatte Ludwig zu dem Bruder gesagt, als Paula den Schwager seiner Frömmigkeit wegen neckte, „so thätest Du klüger, diese Zeit für unser Geschäft auszunützen, das wäre jedenfalls profitabler." „Dieser Ansicht bin ich nicht", versetzte ihm Friedrich mit ruhiger Bestimmtheit, während die sanfte Rosa vom Unwillen über diese gottlose Rede bis an die Schläfen erröthet war, „ich meine, zuerst kommt das Gebet und dann die Arbeit."

Ein inniger dankbarer Blick aus Rosa's blauen Augen entschädigte ihn reichlich für das spöttische Auflachen Paula's, die eine solche Ansicht „zu komisch" fand.

Dass der Verkehr zwischen den beiden Paaren sich zu keinem lebhaften gestaltete und sich bald nur auf wenige Besuche der Frauen im Jahre beschränkte, ist begreiflich, wenngleich die Brüder sich im Geschäfte täglich sahen. Paula hatte ihrem Gatten erklärt, es setze sie in Verlegenheit, die so überaus einfach gekleidete Frau an ihren Gesellschaftsabenden zu empfangen, in Wahrheit aber war sie voll Neid und Eifersucht auf Rosa, die trotz des Mangels einer glänzenden Toilette durch ihre Reize sie in Schatten stellte. So fern es Friedrich's Gattin auch lag zwischen den Brüdern Unfrieden stiften zu wollen, so war sie doch sehr erfreut, dass sie von jedem intimeren Verkehr mit Paula verschont blieb. Nicht nur die Schwägerin, auch der Ton der in ihrem

Hause herrschte missfiel ihr; es fehlte dort an jeder Gemüthlichkeit, die Gatten zankten nur zu oft mit einander, und die Kinder wurden nicht wie in anderen Familien als ein Segen des Himmels betrachtet, sondern wie eine Last angesehen. Paula wollte sich ihretwegen nicht die kleinste Entbehrung auferlegen, mit ihrer Obhut und Pflege sich keine Mühe geben, deshalb wurden die Kinder auch immer so schnell als möglich nach den Mahlzeiten in ihre Stube verwiesen. Rosa hatte sich gleich zu Anfang das Misfallen ihrer Schwägerin zugezogen, indem sie durch ihre jüngeren Geschwister an den Umgang mit Kindern gewöhnt, sich mit dem Knaben und den zwei kleinen Mädchen, deren Tante sie nun geworden, unterhalten wollte. Nach Paula's Ansicht war aber nichts so langweilig als der Verkehr mit Kindern, und wer daran Vergnügen fand, galt in ihren Augen für blöde.

Ein Jahr ist vergangen und wieder ist es Christabend; diesmal aber feiern ihn Friedrich und Rosa nach ihrem Sinne zu Hause, und ein doppelt schönes Fest ist es für sie, denn ein herziges Knäblein ist ihnen bescheert worden. Nun, meinen sie, sei ihr Glück erst vollständig. Friedrich hat für die junge Mutter ein Tannenbäumchen geschmückt, keinen riesigen bis an die Zimmerdecke reichenden Baum, auch sind die Geschenke, die er seiner Gattin gibt, nicht kostbar, dafür aber sind es Dinge, die sie sich schon lang gewünscht. Und den ersten Rang darunter nimmt ein schöner Kupferstich das Bild des heiligen Aloysius, des Namenspatrons ihres Sprößlings, ein. Dem Kinde können sie noch nichts schenken, die kleinen Äuglein vertragen ja noch kaum den Glanz der Lichter, aber während noch alle geistigen Fähigkeiten des Knaben schlummern, denken die Eltern schon wie sie ihn erziehen wollen, um ihn zu einem frommen und guten Erdenbürger — und dereinst zu einem Erben des Himmels zu machen. Rührend ist es, wie diese zwei selbst noch so jungen Menschen nun ganz von der Sorge um ihr Kind erfüllt sind, wie alles was das Leben ihnen heut nur in Bezug auf dieses für sie von Interesse ist. Friedrich hat sich nie noch so über das Gedeihen des Geschäftes gefreut als jetzt. „Unser Kind“, sagte er, „wird eine sorgenlose Jugend haben, die er seiner Ausbildung, nicht aber zum Erwerb des täglichen Brotes verwenden soll.“ „Und der heilige Aloysius wird ihn beschützen,“ versetzte Rosa, den Blick auf das Bild des Heiligen heftend, „damit er die Reinheit und Unschuld seines Herzens bewahre.“

Das trauliche Gespräch der Gatten wurde durch die eintretende Magd unterbrochen, die ein Packet brachte, das Herr und Frau Moser gesandt. Es war ein Christgeschenk für den Kleinen, ein Polichinel, fast von der Größe des Wickelkindes, der infolge eines künstlichen Mechanismus die possirlichsten Sprünge und Bewegungen zu machen im Stande war. Ein Schreiben Ludwig's

begleitete das Geschenk, in welchem er dem Bruder ankündigte, dass er ihn morgens zwischen zwölf und ein Uhr einer wichtigen geschäftlichen Angelegenheit halber im Comptoir zu sprechen wünsche.

„Was mag er nur wieder planen," sagte Friedrich, den der Inhalt dieses Briefes keineswegs angenehm berührte. „Ludwig gönnt doch sich und anderen keine Ruhe, ein Project jagt das andere und ist ihm auch bis jetzt bei seinen oft sehr gewagten Unternehmungen das Glück günstig gewesen, so wünsche ich, seit ich für ein Kind zu sorgen habe, mehr als je, dass er vorsichtiger zu Werke gehe." „Und dass er sogar am heiligen Abend seine Gedanken von dem Gewinn des Geldes nicht losreißen kann," meinte Rosa, „ist doppelt zu beklagen, um so mehr als er damit auch anderen die reine Freude vergällt." „Ich kann es nicht leugnen," sagte Friedrich, „ich hatte mich wie ein Schulknabe auf die Weihnachtsfeiertage gefreut, an denen ich kein Geschäftsmann, sondern," fügte er mit einem glückseligen Lächeln hinzu „vor allem ein christlicher Familienvater sein wollte — und nun macht mir Ludwig mit seinem Schreiben einen Strich durch die Rechnung. Freilich darf ich auch nicht vergessen," fügte er in ruhigerem Tone hinzu, „dass eben seine unermüdliche Thätigkeit, seine glücklichen Combinationen dem Geschäfte solchen Aufschwung gaben."

„Weißt du," sagte Rosa, „ich kränke mich oft, dass ich dir nicht auch sowie Paula eine reiche Mitgift mitbrachte." „Närrchen," unterbrach sie Friedrich, „darüber darfst du dich nicht grämen, es wäre denn du beneidetest deine Schwägerin um ihre seidenen Kleider und ihr blitzendes Geschmeide — aber warte nur," fügte er lächelnd hinzu, „du sollst sie auch bekommen."

„Still! still!" rief Rosa und schloß dem Gatten mit einem Kuß den Mund, „nun bist du boshaft und strafst mich, aber ich will Paula alles gönnen und Gott danken, dass er mich so glücklich gemacht hat."

Friedrich und Rosa machten am Christtag, nachdem sie voll Andacht dem heiligen Gottesdienst beigewohnt, noch einen Gang durch die Stadt.

„Sollte man nicht meinen," sagte Friedrich, „man befinde sich in keiner christlichen Stadt, wenn man alle Kaufläden wie an einem Wochentage geöffnet sieht? Ist es nicht empörend, wenn auf solche Weise dem dritten Gebote Hohn gesprochen wird? Wo bleibt da die Feiertagsheiligung? Besteht diese vielleicht in den Unterhaltungen, denen der Rest des Tages gewidmet wird? Nach zwölf Uhr, wenn die letzte Messe fast zu Ende ist, müßen die Kaufläden geschlossen werden, als wollte man damit recht deutlich sagen: Den Kirchenbesuch könnt ihr versäumen, die Unterhaltung darf Euch aber nicht gekürzt werden."

„Das soll früher anders gewesen sein," sagte Rosa; „wie mir die Großmutter erzählte, waren zu ihrer Zeit alle Kaufläden des Sonntags

geschlossen mit Ausnahme jener die Esswaaren enthielten, und doch stand es damals nicht so schlimm um die Geschäfte als jetzt."

„Nun ist's aber Zeit für mich zu dem Bruder auf das Comptoir zu gehen," meinte Friedrich als vom Stephansthurme das Mittagsgeläute ertönte, „ich führe dich nur noch nach Hause und suche sobald als möglich wieder bei dir zu sein."

Diesen gewiss aufrichtig gemeinten Vorsatz führte Friedrich jedoch nicht aus. Der Zeiger der Uhr wies schon drei Viertel auf drei und der Gatte war noch immer nicht heimgekehrt; der Braten war verbrannt, der hochemporragende Auflauf kläglich in sich zusammengesunken und der sonst so pünktliche Friedrich fehlte noch immer. Endlich ertönte der Rosa so wohlbekannte energische Zug an der Klingel — jeder Mensch fast hat seine eigenthümliche Art die Glocke zu ziehen oder an die Thüre zu klopfen. Das war Friedrich. Rosa eilte ihm entgegen, aber der Ausdruck seiner verdüsterten Miene ließ sie gleich erkennen, dass die Unterredung mit Ludwig ihn arg verstimmt hatte. Aber ehe sie ihn noch befragen konnte, kam er ihr schon mit den Worten zuvor: „Ich hatte eine heimliche Unterredung mit meinem Bruder, die zu der Auflösung unserer Compagnie führt, aber ich hoffe, du wirst mir, wenn du alles gehört, keinen Vorwurf machen." „Ich bin, noch bevor du gesprochen, überzeugt dass du im Rechte bist," sagte Rosa lebhaft.

„Du weißt wie sehr ich mich erst heute über die wahrhaft unchristliche Weise auch an Sonn- und Feiertagen die Kaufläden bis Mittag geöffnet zu lassen, ereiferte und nun erklärte mir Ludwig, er müße, um erfolgreich mit den anderen zu concurriren, auch diese Einrichtung bei unserem Geschäft einführen. Alle meine Gegenvorstellungen waren vergebens, er ließ sich nicht umstimmen und schließlich erklärte er mir, sich lieber von mir zu trennen als mir nachzugeben. „Ich könnte es," sagte er, „vor meiner Frau und meinen Kindern nicht verantworten, sie eines solchen Vorurtheils willen zu Schaden kommen zu lassen." „Und ich," entgegnete ich ihm, „könnte es vor Gott nicht verantworten, gegen sein Gebot zu handeln." „Dann sind wir geschiedene Leute," erklärte Ludwig, „überleg es dir noch bis morgen, denn du riskirst jedenfalls dabei mehr als ich." Nun sag, Rosa, bist du mit meiner Handlungsweise einverstanden?"

„Völlig," versetzte sie, indem sie dem Gatten die Hand reichte und ihn mit einem so stolzen freudigen Blick ansah, als hätte er ihr die Nachricht von einem glänzend abgeschlossenen Geschäft gebracht, „hättest du deinem Bruder beigestimmt, so wäre mir hart geschehen, denn was man mit dem Munde verdammt, soll man durch die That nicht gutheißen."

„Gott sei Dank, dass du so denkst wie ich," sagte Friedrich, „aber Eines darf ich dir nicht verhehlen, wir werden anfangs eine schwere Zeit

zu bestehen haben. Wie du weißt, hat mein Bruder ein weit größeres Capital im Geschäft als ich, mein Antheil ist viel geringer und ich werde mich gezwungen sehen meine Selbständigkeit aufzugeben. Unseres Kindes Zukunft wird unter diesen Verhältnissen sich nicht so günstig gestalten.“ „Gott wird uns nicht verlassen, weil wir ihm treu geblieben sind,“ sagte Rosa.

Da Ludwig auf seinem Entschlusse beharrte, so vollzog sich wirklich die Auflösung der Compagnie, was er im Grunde schon lang gewünscht. Des Bruders einfacher biederer Sinn war ihm bei dem immer mehr um sich greifenden Reclamewesen oft unbequem gewesen. Daſs die Trennung für Friedrich unangenehme Folgen nach sich zog, ließ sich nicht leugnen, er mußte sich mit einem bescheidenen Posten in einem fremden Handlungshause begnügen, wo er vom Morgen bis zum Abend zu arbeiten hatte, so daſs er sein Kind fast immer nur schlafend sah. Ludwig's Wohlstand schien hingegen nur zuzunehmen, und da die Welt immer nach dem Erfolg urtheilt, so meinten die meisten, Ludwig müße ohne Vergleich gescheiter, Friedrich aber ein etwas beschränkter Kopf sein. Dieser ließ es sich aber wenig kümmern, wenn so Manche mit einem halb mitleidigen halb geringschätzenden Blick auf ihn herabsahen, hatte er doch das frohe Bewuſstsein wie ein wahrer Christ gehandelt zu haben.

Der Verkehr zwischen den beiden Familien Moser hörte ganz auf und auch die Brüder sahen sich nur selten.

* * *

Zehn Jahre waren vergangen und zu dem kleinen Aloys, der nun ein stämmiges Bürschlein geworden war, hatte sich ein Schwesterchen gesellt. In den ersten Jahren war es Friedrich und Rosa noch ziemlich knapp gegangen, aber später gestaltete sich ihre Lage viel günstiger. Friedrich war Procuraführer in einem Handlungshause ersten Ranges geworden, seine tüchtige Arbeitskraft und Gewissenhaftigkeit fanden die gebührende Anerkennung. Dafür hatte Ludwig Moser mit der Ausnützung des Sonntags keinen Gewinn erzielt. Freilich, urtheilte man nach dem Aufwande den er in seinem Hause machte, so mußten seine finanziellen Verhältnisse brillant sein, allein in commerciellen Kreisen dachte man anders darüber und die Firma Ludwig Moser hatte viel von ihrem Credit eingebüßt. Unter den Fabriksarbeitern gab es viel böse Elemente, Strikes unterbrachen oft den Betrieb und führten dadurch große Verluste herbei. Frau Paula brauchte für den Haushalt und ihre Toilette Unsummen. Wagte es Ludwig dagegen Einwendungen zu erheben, so hielt Paula ihm vor, daſs das Vermögen von ihr stamme und es seine Schuld wäre, wenn er es in seinem Geschäfte nicht besser zu verwerthen wuſste. Durch die Sorglosigkeit, mit der sie die Kinder der Obhut der Dienstleute

überließ, war viel Unglück über diese gekommen. Afra, das jüngste Kind, war infolge eines Sturzes zu einem Krüppel geworden, Elsa, das zweite Mädchen, war durch einen Rückfall bei einer Lungenentzündung siech und kränklich geworden, der Knabe endlich hatte beim Bolzenschießen ein Auge eingebüßt. Hatten die Eltern schon früher an den gesunden Kindern keine Freude gehabt, so konnten sie nun diese drei verkümmerten Wesen nicht ohne ein Gefühl des Vorwurfs sehen und suchten sie daher noch mehr als früher von ihrer Seite fernzuhalten.

So war das Haus Ludwig Moser's trotz der Feste, die man dort feierte, doch ein recht trübseliges.

Es war am Neujahrstag 1889, dass Friedrich einer alten Gewohnheit treu dem Bruder seinen Glückwunsch brachte. Schon im Vorzimmer erfuhr er, dass Frau Moser schwer erkrankt darnieder liege, und als er dann in das Zimmer des Bruders trat, sah er diesen mit bleicher verstörter Miene vor seinem Schreibtische sitzen.

„Wenn du gekommen bist mir zum neuen Jahre zu gratuliren, so wünsche mir nur, dass ich das Ende desselben nicht erlebe," rief er Friedrich entgegen.

„Weshalb so verzweifelt?" fragte dieser betroffen, „ich habe wohl gehört, dass deine Gattin krank ist, allein —"

„Wohl ihr, wenn sie stirbt," rief Ludwig voll Bitterkeit, „was hat sie vom Leben zu erwarten, wenn ich wie ein Verbrecher in's Gefängnis geführt werde?"

„Um Gotteswillen was sagst du?" rief Friedrich bestürzt, „was könntest du gethan haben, um ein solches Schicksal zu verdienen?!"

„Wozu soll ich vor dir länger die Maske bewahren, die ich morgen vor aller Welt fallen lassen muß," versetzte Ludwig. „So wisse denn," fuhr er mit heiserer Stimme fort, „mit meinem Geschäfte steht es schon lang nicht mehr gut, die Betriebskosten sind zu groß, mein Credit ist untergraben, morgen soll ich einen Wechsel zu 20.000 Gulden einlösen, und da ich dies nicht im Stande bin, muß ich mich insolvent erklären."

„Man wird dir eine Prolongirung zugestehen und mittlerweile wirst du das Geld auftreiben," suchte ihn Friedrich zu beruhigen.

„Der Wechsel ist schon prolongirt worden," versetzte Ludwig, „es ist der letzte Termin, als ich ihn ausstellte, war ich schon nicht mehr zahlungsfähig."

„Wie konntest du Gelder aufnehmen, wenn du schon wusstest, dass du nicht im Stande wärest sie zurückzuzahlen?"

„Kommst du mir nun auch noch mit Vorwürfen!?" rief Ludwig wüthend. „Die mache ich mir schon selber, ohne dass sie meine Lage verbessern. Frag' die Kranke, weshalb ich es that. Um Paula's Anforderungen zu genügen, habe ich so fortgelebt, als stünde alles gut; als mir aber nun das Wasser immer näher rückte, hab ich es ihr endlich gesagt. Darauf geberdete sie sich erst wie eine Wahnsinnige, dann forderte sie, statt sich zu erbieten mir durch den Verkauf ihres Schmuckes zu helfen, ihr Geld von mir und als ich ihr erklärte, dass, nachdem wir Gütergemeinschaft gemacht hatten, ihr Geld mit dem meinen von dem Geschäftsbetrieb und anderen unglücklichen Combinationen aufgezehrt worden sei, verfiel sie in einen Weinkrampf. Seit gestern liegt sie im heftigen Fieber und wie mir der Arzt heute sagt, wird sich daraus wahrscheinlich ein Nervenfieber entwickeln. Sie ist fast immer im Delirium und ich kann ihr nur wünschen, dass sie aus demselben nie mehr zum Bewusstsein ihrer Lage erwache. Wäre nur auch ich schon so weit!"

Diese Worte, die Verzweiflung, die aus denselben sprach, erfüllten Friedrich mit einer entsetzlichen Angst. „Du sollst keinen Vorwurf mehr von mir hören," sagte er, seine Hand auf Ludwig's Schulter legend, „sondern ich will soviel in meinen Kräften steht, thun, um dir zu helfen. Die Summe, die du morgen brauchst, beläuft sich also auf 20.000 Gulden?"

Ludwig nickte. „Und wie soll ich sie herbeischaffen, wenn mir niemand mehr Credit gibt?" sagte er düster.

„Laß mich für dich handeln," versetzte der andere. „Die Hälfte der Summe kann ich herstellen, den zweiten Theil hoffe ich von meinem Principal oder von Geschäftsfreunden entlehnen zu können. Die Zeit drängt, es darf kein Moment versäumt werden. Gib mir nur," setzte er im bittenden Tone hinzu, indem er ihm mit einem traurigen liebevollen Blick ansah, „dein Wort, dass du dich beherrschest und, bis ich komme, nichts unternimmst."

Ludwig sank weinend an des Bruders Brust; dass Friedrich, gegen den er im Glück so schonungslos gehandelt, ihm mit solch aufopfernder Liebe entgegenkam, rührte ihn auf das tiefste und er vermochte nur die Worte: „Deine Kinder — dein Weib" hervorzustammeln.

„Gott wird uns nicht verlassen," erwiderte der andere voll Zuversicht, „gib mir nur dein Wort keinen verzweiflungsvollen Schritt zu machen und ich eile fort, damit meine Hilfe nicht zu spät komme."

„Ich schwöre dir, nichts ohne deine Beistimmung zu thun," versetzte Ludwig.

Wie einst vor zehn Jahren, als er sich von dem Bruder trennte, Rosa mit seinem Vorgehen ganz einverstanden gewesen, so billigte sie auch jetzt

seine Handlungsweise. Diese Übereinstimmung der Gatten wurzelte in ihrem strengen Pflichtgefühl. Nach ihrer Auffassung mußten sie so, konnten sie nicht anders handeln.

Der gute Ruf, dessen sich Friedrich in der Geschäftswelt erfreute, machte es ihm möglich in so kurzer Zeit die fehlende Hälfte der Summe aufzutreiben. Mit freudestrahlender Miene eilte er am Morgen des andern Tages zu dem Bruder und brachte ihm das Geld, das diesen vor Schmach und Entehrung bewahrte. Und nicht dabei ließ er es bewenden, sondern mit ruhigem Blick nahm er Einsicht in die Geschäftsbücher Ludwigs um die zerrütteten Verhältnisse zu ordnen. Paula's Krankheit hatte sich nicht nur verschlimmert, sondern auch Afra, das verkrüppelte Mädchen, war davon ergriffen worden und, um die beiden anderen Kinder vor Ansteckung zu bewahren, hatte Rosa sie zu sich genommen. Zum erstenmal in ihrem Leben erfuhren die Armen, was es sei von mütterlicher Liebe gehegt und gepflegt zu werden.

Friedrich war bald zu der Erkenntnis gekommen, daſs sein Bruder vor einer Crida nicht zu bewahren sei und daſs es sich nur mehr darum handle, dieselbe zu keiner strafbaren zu machen.

Eine düstere Macht, die sonst nur Unglück bringend in das Schicksal der Menschen eingreift, schien hier als Verbündete Friedrich's aufzutreten. Der Tod raffte an einem Tage Paula und ihr Kind dahin. Die Existenz beider wäre für Ludwig eine schwere Sorge gewesen, die lieblose genußsüchtige Frau hätte sich nie in die veränderten Verhältnisse gefügt und die arme verkrüppelte Afra würde einer doppelt traurigen Zukunft entgegen gegangen sein.

Indem nun Alles, was sich von Werth vorfand, verkauft, der Haushalt aufgelöst wurde, kam noch so viel Geld zusammen, daſs Ludwig seine Verpflichtungen zu einem ehrenhaften Ausgleich bringen konnte. Er war seinen am Neujahrstag ausgesprochenen Worten nicht nur treu geblieben, sondern hatte dem Bruder ganz die Leitung seiner Angelegenheiten überlassen und unterzeichnete alles, was dieser ihm vorlegte. Seine Energie war wie gelähmt und dann wuſste er auch, daſs niemand so gut für ihn sorgte als Friedrich.

„Was soll ich nun beginnen, wohin die Kinder, die deiner Frau nicht länger zur Last fallen dürfen, bringen?“ fragte er seinen Bruder, als er mit diesem am Tage der Versteigerung seiner Mobilien in den nun so traurig verödeten Räumen stand.

„Ich habe schon einen Plan entworfen, nur bitte ich dich zu demselben deine Zustimmung zu geben, wie du bisher bei allen meinen Anordnungen gethan hast.“

„Ich gebe dir im voraus meine Zustimmung und danke dir, dass du für mich gedacht, denn ich bin keines Beschlusses fähig," versetzte Ludwig.

„Rosa," erwiderte der andere, „will sich nicht nur um keinen Preis von deinen Kindern trennen, sondern bittet dich zu uns zu ziehen. Wir wollen fortan eine Familie bilden und so lang du noch so angegriffen bist, mußt du mich allein für Euren Unterhalt sorgen lassen; bist du wieder hergestellt, dann findet sich wohl eine Anstellung für dich — ja vielleicht sogar im Comptoir meines Principals."

„Friedrich, dieses neue Opfer, das Ihr mir bringen wollt, wäre zu groß, ich kann und darf es nicht annehmen," rief Ludwig.

„Und mußt es annehmen," versetzte der Bruder, „wenn du nicht wortbrüchig werden willst, denn du hast mich im voraus deiner Zustimmung versichert."

Friedrich war so zartfühlend in seiner Großmuth, dass Ludwig seinen Antrag nicht zurückweisen konnte ohne ihn zu kränken. Und wie gern fügte er sich dieser Nothwendigkeit!

In Friedrich's Hause lernte er zum erstenmal erkennen, welch ein Segen von einer wahrhaft christlichen Familie ausgeht. Von der Eleganz, dem Überfluße, wie sie in seinem Heim geherrscht, war hier freilich keine Spur — aber war Ludwig deshalb glücklich gewesen? Hier im Kreise dieser Menschen, zu deren Zufriedenheit so wenig genügte, weil sie das beste, ein reines Gewissen und einen gottergebenen Sinn besaßen, überkam auch Ludwig ein Gefühl des Friedens. Hier erschienen ihm auch die eigenen Kinder, für die er sonst kaum Zeit gefunden, liebenswürdig. Jetzt da nicht jede etwas zu laute Bemerkung mit einem unfreundlichen Scheltworte gerügt wurde, entfaltete sich ihre kindliche Unbefangenheit auf das anmuthigste. Dabei war Rosa in ihrem liebevollen hausmütterlichem Wesen so recht der Mittelpunkt, um der sich alles versammelte. Hier mußte auch Ludwig gesunden und es währte nicht lang, so erwachte in ihm der Thätigkeitstrieb wieder. Er verlangte jetzt nicht mehr in der Welt zu leben, er strebte nicht nach Reichthum, aber er wollte so viel erwerben, um mit seinen Kindern dem Bruder nicht länger zur Last zu fallen. Und dieser Wunsch sollte ihm bald erfüllt werden; in demselben Handlungshause, in welchem sein Bruder angestellt war, fand auch er Aufnahme. Als er das erstemal mit dem Bruder aus dem Comptoir heimkehrte, sah er wie ein veränderter Mensch aus. Er wusste es, dass jetzt ein neues Leben für ihn begann, und wie viel er auch an äußeren Glücksgütern verloren, was er an innerer Klarheit und Zufriedenheit gewonnen, überwog dies weit.

Ludwig war nun im Stande sich wieder ein eigenes Heim zu gründen. Sehr bescheiden war seine jetzige Häuslichkeit; doch gewährte sie ihm, was er bei dem geräuschvollen Aufwand und dem Luxus seiner verstorbenen Frau nie genossen hatte, Seelenruhe und innern Frieden. Seine Kinder waren ihm jetzt keine Last, sondern ein Trost; die freudenvolle Sorge, die er ihrer Erziehung widmete, hob und stärkte ihn. „Die Arbeit ist ein Segen,“ sagte er wenn Rosa ihm freundlich zum Willkomm die Hand reichte, „das empfinde ich täglich. Aber vor der Arbeit kommt das Gebet, darum sollen unsere Kinder das dritte Gebot nie übertreten, sondern den Sonn- und Feiertag heiligen.“

Graf Leo Thun

k. k. Gubernial-Präsident in Böhmen.

Von Jos. Alex. Frhr. v. Helfert.

Vorbemerkung.

Der geneigte Leser, der den bisherigen Darstellungen aus dem Leben des Grafen Leo Thun — „Lehr- und Wanderjahre“, „Im kaiserlichen Justiz- und Verwaltungsdienste“, „In Galizien“ — freundliche Beachtung geschenkt hat, wird in dem folgenden Abschnitte auf einen Schauplatz geführt, wo es Leo Thun zum erstenmal vergönnt war eine selbständige Wirksamkeit zu entfalten, und zwar in viel umfassenderem Maße als er nur gedacht — hatte er sich doch in seinen Wünschen vorläufig nicht weiter als bis zu einer Kreishauptmannstelle in Böhmen verstiegen! Nun aber kam er in seine Heimat als politischer Leiter ihrer Geschicke zurück, und dies unter so von Grund aus veränderten, in allem und jedem neuen Zuständen und Verhältnissen, dass von einem Anknüpfen an die früheren von altersher gewohnten kaum zu denken war. Ohne einen klaren Einblick in diese so überraschend eingetretene Umwandlung ist es schwer, das Auftreten Leo Thun's als Chef des in einer so unglaublichen Gährung begriffenen, in allen seinen Elementen aufgewühlten Landes einigermaßen zu verstehen, und geradezu unmöglich sein Wirken in vollem Umfange zu würdigen. Wir werden daher für einige Zeit von der Persönlichkeit unseres Helden absehen und uns mit jenen Vorgängen und Ereignissen und den aus ihnen hervorgegangenen Zuständen und sie begleitenden Stimmungen vertraut machen müßen, wie sich dieselben bis zu dem Zeitpunkte ausgebildet hatten, wo Thun berufen war in das Gewirre einzugreifen, um die Dinge aus dem Chaos,

in das sie gerathen waren, doch vielleicht noch einer befriedigenden Lösung entgegenzuführen.

Den früheren Abschnitten unserer Darstellung war der Beisatz angefügt „Größtentheils nach Briefen und handschriftlichen Aufzeichnungen“, womit, wie nicht gesagt zu werden braucht, die Thun'schen gemeint waren. Dieser Beisatz mußte für den folgenden Abschnitt entfallen, weil hier Behelfe dieser Art gar nicht benützt werden konnten, und überhaupt die gedruckten Quellen so reichlich fließen, dass die handschriftlichen dagegen in zweite Linie treten. Gleichwohl spielen letztere keine unbedeutsame Rolle, weil es mir gelungen ist von so manchen der noch lebenden, nun schon sehr wenigen Zeitgenossen jener Tage werthvolle Aufklärungen zu erhalten, die über verschiedene Phasen der Ereignisse ganz neues Licht verbreiten. Ich werde sie an betreffender Stelle gelegenheitlich anführen.

Von eigenem Werth waren für mich die handschriftlichen Mittheilungen des Herrn Dr. Edmund Schebek, nicht blos wegen ihres mir großentheils neuen Inhalts, sondern auch wegen der Persönlichkeit des Verfassers. Schebek ist damals, wie sich aus der folgenden Darstellung ergeben wird, durchaus pari passu mit den Nationalen gegangen, hat sich aber in späteren Jahren von ihnen losgesagt und der deutschen Partei angeschloßen, und eben aus dieser letztern Zeit stammen jene Mittheilungen, die er mir auf meine Anregung freundlichst hat zukommen lassen. Schebek hat in allen Verhältnissen eine besonnene maßvolle für Genossen und Gegner gleich achtenswerthe Haltung beobachtet, und wenn er, zurückblickend auf eine Zeit die längst entschwunden, und auf eine Partei der er längst nicht mehr angehört, eben diese Partei viel milder und gerechter beurtheilt, als es bis auf den heutigen Tag von seinen nunmehrigen Gesinnungsgenossen zu geschehen pflegt, so ist auf ein solches Zeugnis, meine ich, ein mehr als gewöhnliches Gewicht zu legen.

Schebek hat sich damals Šebek geschrieben und drucken lassen, und in dieser Form werde ich von seinem Namen fortan Gebrauch machen, weil mein Bemühen dahin geht, dem Charakter jener Zeit selbst in gewissen Äußerlichkeiten, also auch in der Orthographie möglichst treu zu bleiben. Damals gab es keinen Havlíček und keine „Národní Noviny“, sondern einen Hawlíček und „Národní Nowiny“, keinen Professor Jan Pravoslav Koubek, sondern Prawoslaw Kaubek, keinen Ferdinand Mikovec, sondern Mikowetz, keinen Dr. Pražák, sondern Praschak (selbst im constituirenden Reichstage noch) ꝛc. Nur was unsern berühmten Historiographen betrifft, finde ich neben Palatzky und Palazky mitunter, selbst bei Deutschen wie Alfred Meißner, das correcte Palacký. Ob mir bei diesem meinen Bestreben nicht hie und da ein unwillkürlicher Lapsus unterlaufen ist, dafür kann ich allerdings nicht gutstehen.

Erster Abschnitt.

Der 11. März und die Allerhöchsten Verwilligungen vom 8. April 1848.

1.

Anbruch einer neuen Zeit.

Nachdem die königlich böhmischen Stände seit schier undenklicher Zeit an einer Art Mundsperre gelitten hatten, wurden sie unerwartet im Landtage von 1847 laut. Man hatte die seitherigen ständischen Versammlungen als Postulat-Landtage bezeichnet, weil die Regierung dabei regelmäßig ihre Forderungen stellte und die Stände diese regelmäßig bewilligten; auch der Landtag von 1847 war ein Postulat-Landtag zu nennen, nur in umgekehrter Ordnung und mit anderem Ausgang: die Stände waren es welche Forderungen stellten, und die Regierung war es welche diese — nicht bewilligte. Noch mehr! Nicht blos die Stände insgesammt bekamen einen allerungnädigsten Verweis, sondern Graf Salm als Gubernial-Präsident erhielt überdies den Auftrag, dem Fürsten von Lamberg als einem der Hauptsprecher „die verdiente Rüge auf eine den Ständen kund werdende Weise zu ertheilen". Fürst Lamberg zog sich auf seine Besitzungen in Ober-Österreich zurück[1]).

Die böhmischen Stände hatten sich vordem als blose Ja-Herren begreiflicherweise keinerlei Volksthümlichkeit zu erfreuen. Schaulust und Aufmerksamkeit, aber durchaus kalte und theilnahmlose, erregten allein bei festlichen Gelegenheiten ihre Uniformen von tadellosem Roth und die Auffahrt der obersten Landes-Officiere in vier- und sechsspännigen Prachtkutschen bei Eröffnung des Landtages. Jetzt waren sie auf einmal populär geworden, man blickte auf die Männer einer bisher ungeahnten Opposition und sprach von ihnen mit einer gewissen achtungsvollen Scheu, ohne dass man sich recht klar darüber war, worin denn eigentlich ihre Opposition bestand und wohin sie zielte.

---

[1]) (Falk) Der böhmische Landtag im Jahre 1847; Hamburg, Hoffmann und Campe 1848.

Überhaupt hatte man in den letzten Jahren im Prager Publicum Gelegenheit gehabt, wenn nicht gerade Opposition, doch mancherlei über die Gränzen des gewohnten Alltaglebens hinausgehende Demonstrationen wahrzunehmen die in vielen Kreisen eine erwartungsvolle Spannung erregten. Die äußeren Verhältnisse waren dieselben wie in den vorangegangenen Jahrzehnten, aber der Geist der Bevölkerung war ein anderer. Die Censur-Beschränkungen hatten gegen früher keine Erleichterung erfahren, aber wirksam und mitunter recht drückend äußerten sie sich nur auf die inländische Production; für den Bezug verbotener Waare aus dem Auslande waren sie gleich null. Das heranwachsende strebsame Geschlecht, Studenten und junge Beamte, bekam ohne große Schwierigkeit in die Hände, was sie wollten; sehr freisinnige, selbst aufreizende Schriften, von der Behörde mit „non admittitur“ oder gar „damnatur“ belegt, circulirten fast offen und nährten Stimmungen und Gelüste, von denen die im Abblühen begriffene Generation nichts gewusst hatte. Im slavischen Theile der Bevölkerung reifte seit Jahren das nationale Bewusstsein mächtig heran, erstarkte und griff immer weiter um sich. Die Wlastenci[1]) patriotisch begeistert, uneigennützig, opferwillig, zeigten manches kindliche, selbst wirklich kindisches in ihrem Thun und Treiben; allein es lag dem Ganzen unverkennbar ein Ernst zu Grunde und haftete eine Zähigkeit an, die zu denken geben konnten. Wenn man nachmals behaupten wollte, die Ereignisse die dann so unerwartet hereinbrachen seien von langer Hand vorbereitet gewesen, so war das gewiss nicht der Fall; allein der Boden dazu war bereitet, die Stimmung und Gemüthsverfassung war da, die nur eines äußern Anlasses bedurfte, um mit elementarer Gewalt durchzubrechen. Eine Verschwörung gab es nicht; aber ein stilles Einverständnis, noch unbewusst und unklar in dem Gedanken was und wie es geschehen wolle, aber stark in dem Drange, in der ungestillten Sehnsucht, den Bann zu brechen der durch das herrschende System auf die Geister gelegt war. Vorderhand stand dieses System dem Anscheine nach in seiner ungebrochenen Kraft da, und es waren nur sehr bescheidene Zugeständnisse an denen man sich hie und da erfreuen konnte. So galt dem nationalen Wlastenceuthum die Gründung der böhmischen Bürger-Ressource = beseda měšťanská, die 1846 behördlicherseits gestattet wurde, als eine Errungenschaft von hohem Werthe und bedeutungsvoller Zukunft.

---

[1]) Wlastenci = Vaterlandsfreunde, Patrioten.

Immer reger und lauter ging es im „Verein zur Ermunterung des Gewerbefleißes in Böhmen" zu, der in dieser Zeit in Prag ebenso den Tummelplatz der verschiedensten Agitationen abgab, wie die Sitzungen der medicinischen Facultät in Wien; denn was ließ sich nicht alles hier mit Wissenschaft und Volkswohlfahrt, dort mit Handel und Gewerbe in Verbindung setzen?! Der Prager Gewerbeverein hatte, wie früher erzählt worden [1]), schon in den letzten dreißiger Jahren aus Gründen des Bedürfnisses die Pflege der böhmischen Sprache in den Kreis seiner Bestrebungen gezogen, eine Richtung die um die Mitte der vierziger Jahre um so wuchtiger in den Vordergrund trat, als sich ein ganzer Schub von Wlastencen, größtentheils Ingenieure der neuen Prag-Wiener Eisenbahn, als Mitglieder meldeten. Die nächste Folge davon war die Aufnahme zweier der ausgesprochensten Wlastenci, des Dr. Karl Amerling [2]) und des blutjungen Dr. Franz Ladislaus Rieger in das Directorium; Secretär wurde Dr. Wenzel Bielský, seiner Gesinnung nach gleichfalls ein Nationaler. Es gab seither manche hitzige Sitzungen, wo auch mehrere deutsche Mitglieder dem Fürsten Salm als Vorsitzenden und dem Baron Christian Kotz als Geschäftsleiter das Leben sauer machten. Es wurde da mit großer Ungebundenheit und lebhafter Beredsamkeit gesprochen, wobei der bewegliche Corda, eine Celebrität auf naturwissenschaftlichem Gebiete, und der berechnende Kreuzberg, Vertreter industrieller Interessen, oft hart aneinander geriethen. Es erstarkte dabei das Selbstgefühl derjenigen die sich gewachsen fühlten den Herren am grünen Tische Widerstand zu leisten, und man übte die Waffen die man dereinst auf einem andern Felde gebrauchen könnte. Im Jahre 1847 standen die Grafen Ernst Harrach als General-Director und Albert Deym als Geschäftsleiter an der Spitze des Vereins.

Einen Knotenpunkt eigenthümlichen Charakters und sehr bescheidenen, im Prager Leben fast verschwindenden, von den Behörden wohl ignorirten Daseins bildete eine Anzahl von Studenten und anderen jüngeren Leuten. Es war eine ganz lose, an keine Regeln oder Statuten gebundene Genossenschaft; ihre Zusammenkünfte in der unter den Lauben am Grünmarkt gelegenen Kneipe „zur goldenen Wage" überschritten nicht die Schranken harmloser Unterhaltung, wobei manches literarische Thema

[1]) Ö. Jb. 1891, S. 190.
[2]) Ebenda S. 191.

angeregt, seltener die Tagesereignisse besprochen wurden. Anders wurde die Sache in der zweiten Hälfte 1847, als Karl Hawlíček, Redacteur der „Pražské Nowiny“, in einem unter die Rubrik „Irland“ gestellten, doch unverkennbar auf die heimischen Verhältnisse gemünzten Artikel Gedanken wachrief, die bis dahin geschlummert hatten. Die Wirthshausgesellschaft nahm jetzt den Namen Repeal an, ursprünglich wohl mehr scherzweise; es wurde aber unvermerkt Ernst daraus, als sich reifere Männer unter sie mischten und an ihren Debatten theilnahmen, namentlich Karl Sabina und der ehemalige herrschaftliche Beamte Emanuel Arnold, zwei ausgesprochene Agitatoren-Naturen.

Ähnlich harmlosen Ursprungs bestanden gewisse Arbeiter- und Gesellen-Verbrüderungen von streng nationaler Färbung, die in Wirthshäusern zusammenkamen, in der schönen Jahreszeit gemeinsame Ausflüge veranstalteten, an denen auch ihre Familien theilnahmen, wobei Fahnen in den Landesfarben vorangetragen, böhmische Lieder gesungen wurden. Von politischen und socialistischen Tendenzen scheinen sie anfangs frei geblieben zu sein, bis der Umschlag, den der Repeal durch das Eindringen aufreizender Elemente erfuhr, auch auf diese Handwerkerverbindungen seine Rückwirkung äußerte und dieselben ohne Zweifel mit den Repealisten in Fühlung brachte [1]).

Am 16. November ging der hochverdiente Joseph Jungmann mit Tode ab. An dem großen Requiem und an den vielen kirchlichen und profanen Todtenfeiern, die nicht blos in der Hauptstadt sondern auch an vielen Orten im Lande begangen wurden, ließ sich ermessen, welche Macht und welchen Umfang eine Bewegung gewonnen hatte, die man bis dahin als von einer „handvoll Čechen“ ausgehend deutscherseits gering zu achten, mitleidig zu belächeln, wohl gar zu bespötteln beliebt hatte. Eine dieser Trauerfestlichkeiten wurde von dem Gutsherrn zu Střížkow bei Beneschau veranstaltet. Von Haus aus ein armer Cavalier, der auf der militairischen Laufbahn sein Fortkommen gesucht hatte, erfreute sich seit kurzem Baron Karl Drahotin Villani de Pillonico, einer uralten Peruginer Patricierfamilie entsprossen, eines glücklichen Haushaltes an der Seite einer schönen und geistvollen Frau und im Besitze eines zwar mäßigen Gutes, dessen landtäfliche Eigenschaft aber ihm einen Sitz unter den

---

[1]) Vgl. mein (anonym erschienenes) „Aus Böhmen nach Italien“ S. 9—11.

Großen des Landes sicherte[1]). Er hatte sich durch einen Band Gedichte in die böhmische Literatur eingeführt und so fand sich jetzt ein Kreis nationaler Gäste aus Prag, Dr. Brauner, Müller Slawik, Sänger Strakatý, der Director der Sophien-Akademie Aloys Jelen u. a. zur Jungmann-Feier ein, die mit einem Trauergottesdienste am Vormittage begann, um abends mit Musik und Tanz, mit dem Vortrag von nationalen Chören und Volksliedern zu schließen.

In dieser Zeit machte sich ein junger Westphale Dr. Anton Schütte in Prag bemerkbar, der, vom Banquierhause Grund protegirt, in wohlhabenden Häusern Unterricht ertheilte und von dem es hieß dass er in ausländische Blätter schreibe. Er war in den meisten europäischen Sprachen zu Hause und wusste über alles so trefflichen Bescheid wie ein ausgezeichnetes Lexikon. Er besaß ein gewinnendes Äußere und gute Manieren, lächelte immer und hatte die außerordentlichste Suade zu eigen, von welcher er besonders im Kaffeehaus unter bewundernden Zuhörern Proben ablegte. Während viele von diesen weltschmerzerisch angelegt waren, an einer Besserung der öffentlichen Zustände schier verzweifelten, war er stets guter Laune und sprach von einem baldigen Umschwung mit einer die Andern verblüffenden Zuversicht. „Ich bin überzeugt", sagte er vor seinem Abgang von Prag zu Alfred Meißner, „dass wir uns im Februar oder März in Wien treffen; denn eine politische Katastrophe steht bevor"[2]).

In Prag waren für eine solche vorderhand keine Anzeichen vorhanden. Als gegen Mitte December 1847 Graf Rudolf Stadion, der neu ernannte Oberstburggraf und Gubernial-Präsident von Böhmen[3]), eintraf, schien die Prager nichts zu interessiren als die Prachtcarrosse, die Laufer und Kutscher mit gepuderten Perrücken, und andere aristokratische Schrullen mit denen er auftrat und unter denen, meines Erinnerns, ein

---

[1]) Alfred Meißner, Geschichte meines Lebens II. 38 schildert ihn als „ein kleines putziges Männchen mit einem wilden Gesichte das ein riesiger Schnurrbart in zwei Hälften theilte". Die Schilderung ist nicht zutreffend. Villani war, was man einen hübschen Mann nennt, unter Mittelgröße und elegant, das „wilde Gesicht" und der „riesige Schnurrbart" existirten nur in Meißner's Phantasie; Villani trug ein Schnurrbärtchen, klein und zierlich wie seine ganze Erscheinung.

[2]) Meißner a. a. O. II. 4—6.

[3]) Ö. Jb. 1893 S. 103. Die erste von Stadion unterzeichnete in der Prager Zeitung abgedruckte Kundmachung datirte vom 11. December 1847.

silbernes Stäbchen eine Rolle spielte, das ihm beim Einsteigen in den Wagen hingehalten werden mußte, um nicht mit den Händen des Lakaien in unmittelbare Berührung zu kommen.

* * *

Mit Eintritt des neuen Jahres 1848 schwelgten die „oberen Zehntausend" Prags d. h. die Vermöglicheren an Geld und Gut, oder an Witz und Geist, in den erwarteten Carnevalsfreuden, in deren Genuß sie sich selbst durch die aus Paris nun Tag für Tag bedenklicher einlaufenden Zeitungen nicht stören lassen wollten. Am 19. Februar ging die lang besprochene und erwartete Oper „Bianca und Giuseppe, oder die Franzosen vor Nizza" zum erstenmal über die Bretter; Text von Richard Wagner, Musik von Johann Friedrich Kittl, dem liebenswürdigen landsmännischen Compositeur und Director des Musik-Conservatoriums. Der Erfolg war durchschlagend. Der Franzosenmarsch im zweiten Act wurde bald auf den Gassen gesungen und auf „Werkeln" gespielt, welches letztere der große Nestroy für das entscheidende Merkmal musikalischen Erfolges erklärte. Dazu kam nun die wo möglich noch größere Erwartung auf den letzten Februar, den Tag der großen Fastnacht-Redoute, wo ein in Prag nie gesehenes Schauspiel, ein von Künstlern, Schriftstellern, Kunstfreunden und Kunstgönnern geplanter charakteristischer Maskenzug zur Ausführung kommen sollte. Veranstalter desselben war die Concordia, eine gesellschaftliche Verbindung von Künstlern und Kunstfreunden deutscher wie böhmischer Nationalität, dem auch einzelne Personen aus andern Berufskreisen, wie Palacký, Karl Hawlíček, Dr. Brauner, der Schauspieler und dramatische Schriftsteller Joseph Georg Kolár, Ferdinand Mikowetz[1]) angehörten. Mikowetz scheint es auch gewesen zu sein, welchem ein hervorragender Antheil an den Vorbereitungen des Festes zufiel, an welchem selbst Herren vom Adel, zum Theil in prachtvollen Costümen theilnehmen sollten. Die Spannung in den interessirten Kreisen stieg von einem Tag zum andern; hart vor dem Feste besonders über

[1]) Ein gutes Bild von letzterem liefert Meißner II S. 9 f. Nur dass Mikowetz seine Dramen deutsch verfasst und dann heimlich ins böhmische übersetzen lassen habe, möchte bezweifelt werden und zwar um so mehr als er seit 1846 fleißiger Mitarbeiter der „Kwěty" war. Mikowetz hatte bis dahin allerdings nur in deutsche Zeitschriften „Bohemia", „Ost und West", geschrieben, und dass er sich seine ersten böhmischen Versuche von einem sattelfestern Genossen durchsehen und corrigiren lassen, mag wohl vorgekommen sein.

die Frage, ob die darzustellenden Personen, von denen viele nach dem Gebrauch ihrer Zeit bewehrt erscheinen sollten, nur fictive Degen und Schwerter oder wirkliche tragen würden, da ja von sicherheitswegen auf einer Redoute keine Waffen getragen werden durften. Ein schwieriger Casus für die Stadthauptmannschaft, die sich in letzter Stunde durch die Vorhaltung erweichen ließ, daſs ja die Polizei den Veranstaltern des Festes Dank wissen müße, da die allgemeine Aufmerksamkeit auf das was es bringen sollte bis zur Stunde das Eindringen eines Brennstoffes verhindert habe, der den Thron Louis Philippe's in Asche verwandelte [1]). So wurde denn in letzter Stunde die Erlaubnis gegeben, und der malerisch-sinnreiche Zug konnte in möglichst historischer Treue vorgeführt werden, treu im Abbild auch deshalb, weil es gelungen war für eine ganze Reihe der dargestellten Persönlichkeiten, wie Dante, Shakespeare, Sebastian Bach, Skreta ꝛc. Repräsentanten zu finden, die eine auffallende Portrait-Ähnlichkeit erzielten [2]).

Gleichwohl sollte in diese Freuden und Wonnen der Ernst dessen, was nicht ausbleiben konnte, hineinspielen. Um Mitternacht, so raunte man sich in Prag zu, würden alle Schwerter plötzlich gezogen und Freiheit und Gleichheit ausgerufen werden. Das geschah nun wohl nicht, aber gewiſs in keiner andern Stadt ist der Gegensatz des heitern Carnevals zu dem gerade diesmal so furchtbaren Ernst der Fastenzeit so ohne allen Übergang, so grell hervorgetreten wie in Prag. Es kamen zuerst die Tage mehr der blosen Neugierde, die Zeit der Gast- und Kaffeehäuser mit den auf Tische oder Billards gehobenen begeisterten Vorlesern und den sie umdrängenden, Spiel und Trank vergessenden aufgeregten Zuhörern. Doch da waren andere die sich mit solch passiver Auf- und Theilnahme nicht begnügten. Es wurden Maueranschläge aufreizenden Inhalts gefunden [3]); es kamen an verschiedene Personen versiegelte Briefe mit

---

[1]) Hansgirg Physiognomie der Stadt Prag in den März- und Apriltagen 1848 S. 2.

[2]) Bohemia 1848, Nr. 35 f.

[3]) In meiner Sammlung befindet sich ein von Emanuel Arnold aus Prag in böhmischer Sprache an „Theuere Freunde, liebe Brüder!“ gerichteter, vom 10. März 1848 datirter Aufruf, worin die Böhmen ermahnt werden von der Freiheit der Presse möglichst ausgedehnten Gebrauch zu machen, das Lesen von Büchern, Zeitschriften und Zeitungen thunlichst zu fördern, u. dgl. Zum Schluße wird vor den Ausartungen der Freiheit, vor den Übergriffen des Pöbels (chatra a luza), aber auch vor militairischem Einschreiten gewarnt, gegen das man sich

Mahnungen die Freiheit erringen zu helfen; es fanden geheime Zusammenkünfte statt, besonders der Repealisten, und bald liefen geheimnisvolle Zettel durch die Stadt, die zu einer Versammlung im Wenzelsbade für Samstag 11. März abends einluden.[1])

Es war ein kühnes Wagnis! Alles in Österreich lag noch in den Banden der hergebrachten Ordnung, in Wien war alles ruhig — was hatten die Veranstalter für Bürgschaften des Gelingens? was hatten sie zu gewärtigen wenn das Unternehmen fehlschlug? Graf Stadion berichtete nach Wien, doch keineswegs in alarmirendem Sinne; Maßregeln zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung seien getroffen, keine Besorgnis von Störung derselben sei zu hegen[2]). In der That beorderte am Abend des 11. die Stadthauptmannschaft ihre Polizeileute an die bedrohten Punkte, das Stadt-Commando consignirte die Soldaten in die Casernen, der Bürgermeister Appellationsrath Joseph Ritter von Müller schlug seinen Sitz im Neustädter Rathhaus auf, um den zu erwartenden Ereignissen so nahe als möglich zu sein.

Um die anberaumte Stunde fanden sich in dem kümmerlich erleuchteten Saale allmälig mehrere hundert Leute ein, während sich andere vereinzelt oder in Gruppen im Garten aufhielten oder in den anliegenden Straßen hin und her bewegten und die abenteuerlichsten Gerüchte umherliefen. Gegen acht Uhr erschienen auf dem Podium, wo ein Tisch mit einer Kerze stand, einige Herren, darunter der Gastwirth Peter Faster von der „Goldenen Gans" am Rosmarkt und der Rechts-Practicant Aloys Prawoslaw Trojan, welche den Anwesenden in böhmischer, dann in deutscher Sprache erklärten, dass es sich darum handle die Forderungen der Nation zu formuliren, die durch eine Adresse und Deputation an Se. Majestät den König gebracht werden sollten: Brüderlichkeit und Gleichberechtigung beider

beizeiten wahren und waffnen müße: „Bedenkt dass in Eueren Adern das Blut der Taboriten rollt!" 2c. Da jedoch in dem Aufsatze von der Preßfreiheit „die uns gegeben wurde", von der „durch unsern gütigen König uns verliehenen (constitutionellen) Freiheit" die Rede ist, so kann er unmöglich am 10. März 1848 geschrieben, muß vielmehr in der Datirung ein Schreibfehler des Verfassers oder ein Druckfehler des Setzers unterlaufen sein. — Das in meiner Sammlung befindliche Exemplar (1 Bl. Folio ohne Druckort) ist böhmisch; ob auch solche in deutscher Sprache ausgegeben wurden, weiß ich nicht.

[1]) Die Einladungszettel wurden in einem Gelasse des ersten Stockwerkes „zur Goldenen Wage" geschrieben; Černý Boj za právo (Prag Buršík & Kohout 1893) S. 1.

[2]) Der Bericht, am 11. concipirt und mundirt, am 12. expedirt, gelangte erst am 13., also post festum an den Ort seiner Bestimmung.

Nationen, staatsrechtliche Einigung der Länder der böhmischen Krone, Volksbewaffnung, Aufhebung der Censur, Gleichberechtigung der Confessionen 2c. Sie wurden punktweise vorgetragen und punktweise durch Zuruf angenommen. Zuletzt wurde eine Anzahl Personen aus beiden Volksstämmen und allen Ständen, welche die Petitionspunkte genauer zu formuliren und die Adresse an den Monarchen zu entwerfen hätten, von der Empore herab benannt und von den Versammelten gutgeheißen. Nachdem schon eine Anzahl gewählt war, hieß es unter den Tonangebern oben: „Schlagen wir auch den bekannten Čechenfresser vor, damit wir Unparteilichkeit zeigen — Ponavrhněme známého Čechožrouta, abychom ukázali nestrannost!" Es war damit Dr. Adolf Maria Pinkas gemeint, ein Mann von Geist und Witz, beredsam und federgewandt, von dem alle Welt wußte, dass die Prager Briefe in den grünen Heften der „Grenzboten", in denen die „Čechen" und die „Wlastenci" bespöttelt, ihre Versuche und Schritte ins lächerliche gezogen wurden, von niemand anderem waren als von ihm, dem „Čechenfresser". So wurde denn, „um Unparteilichkeit zu zeigen", der Name Pinkas hinabgerufen und, gleich den andern, ohne Einsprache von den Versammelten angenommen.

Der Bürgermeister hatte vor Beginn der Versammlung Trojan beschworen, alles aufzubieten dass nichts gesetzwidriges unternommen werde — waren doch die Versammlung und ihr Zweck an und für sich nach den geltenden Normen gesetzwidrig! —, hatte sich dann von Viertelstunde zu Viertelstunde durch vertraute Boten unterrichten lassen wie es drüben stehe, und schloß jetzt Trojan, als ihm dieser berichten konnte alles sei gut und ruhig abgelaufen, in überwallender Freude in seine Arme. Stadion's Voraussicht hatte sich bewährt; der ruhige Verlauf der Versammlung, schrieb er nach Wien, habe ein Einschreiten der Behörden als ganz unstatthaft erscheinen lassen. Und doch war es etwas außerordentliches, nach damaligen Begriffen unerhörtes, was im Wenzelsbade geschehen war! „Die Anerkennung muß gemacht werden", sagt ein ober-österreichischer Zeitgenosse dieser Begebenheiten, „dass, bevor in Wien ein offener Schritt zur Kundgebung der Volkswünsche versucht ward, in Prag zuerst die Initiative ergriffen wurde, um in einer Versammlung der Stimme der Bevölkerung Gelegenheit zum Aussprechen ihrer Anliegen zu verschaffen" [1]).

[1]) Holenia Erinnerungen S. 59.

Am 12. März war Prag wie umgewandelt. Ein frisches munteres Leben äußerte sich auf den Gesichtern, in den Bewegungen; freie Gedanken, bis dahin ins Innere verschloßen, traten über die Lippen. Wohl gab es manche denen die Abweichung vom gesetzlichen Wege bedenklich erschien, und die da meinten, man könne nicht von Wünschen der Prager Bürgerschaft reden, wo der Bürgermeister und die Stadtverordneten daran keinen Antheil genommen hätten. Solche vereinzelte Stimmen konnten aber die Vertrauensseligkeit der Mehrzahl nicht beirren. Auch mußte jenes Bedenken schwinden, als der Bürgermeister den Gewählten vom gestrigen Abend gleich am Vormittage des 12. ein Gelaſs im Altstädter Rathhause einräumte, wo sich der Petitions-Ausschuß constituirte und den Grafen Albert Deym zum Obmann wählte, der seine freudige Rührung nicht bemeistern konnte [1]). Obmann-Stellvertreter wurde Peter Faster. Der Ausschuß nannte sich „Ausschuß der Bürger und Bewohner Prags, Výbor měšťanstva Pražského“, kürzer „Bürger-Comité“, auch „St. Wenzels-Comité“, und verstärkte sich auf Trojan's Antrag, „um auch einen Mährer in ihrer Mitte zu haben“, durch Zuwahl des Dr. Eduard Sebek; er hatte vor Jahren im Augustiner-Kloster zu Alt-Brünn an sonntäglichen Morgenstunden mit Peter Ritter von Chlumecký, den Grafen Laurencin und Serenyi u. a. zu Füßen des gefeierten Klácel gesessen und war jetzt Advocaturs-Concipient bei Dr. Walther. Trojan und Dr. Wilhelm Gabler wurden zu Schriftführern gewählt, letzterer ein Deutschböhme aus Wartenberg bei Niemes, der einige Jahre in Paris zugebracht und die dortigen Verhältnisse genauer kennen gelernt hatte.

Mit der Abfassung der Petition wurden auf Vorschlag Villani's die beiden Schriftführer und Dr. Pinkas betraut. Die drei kamen am Abend des 13. in Pinkas' Wohnung zusammen. Jeder von ihnen hatte einen Entwurf vorbereitet; Trojan, für den der witzige Hawlicek den Beinamen „der endlose“ erfunden hatte, erschien mit einem großen Actenbündel, bei dessen Anblick Pinkas sichtlich erschrak. Pinkas trug seinen Aufsatz vor, der schwungvoll mit den Worten begann: „Ein großes Ereignis im Westen Europas leuchtet, ein drohend Meteor, zu uns herüber“. Dann folgte Trojan, der eine sehr langathmige Adresse las; als er aber daran schreiten wollte die einzelnen Petitionspunkte acten-

---

[1]) „radosti plakal“; Nebeský 13. März an Jan Krouský in Katusic bei Kovaň; Osvěta 1883 str 208.

mäßig zu belegen, fiel ihm Gabler in das Wort: „Das wird wohl nicht nöthig sein; ich ziehe meinen Entwurf zurück und stimme für den zuerst vorgetragenen, und da der Verfasser desselben ohne Zweifel auch dafür sein wird, so ist die erforderliche Stimmenmehrheit vorhanden". Pinkas konnte seine freudige Überraschung kaum verhehlen, und durch diesen feinen Schachzug war der eitle Mann für eine Partei gewonnen, gegen die er kaum drei Tage früher den letzten seiner giftigen Pfeile abgeschoßen hatte. Vom Petitions-Ausschuße wurde der Entwurf: „Ein großes Ereignis im Westen Europas leuchtet, ein drohend Meteor" ꝛc.[1]) beifällig angenommen und dafür gesorgt ihn mehrfältig abschreiben zu lassen.

Gleichwohl war diese lebhafte Bewegung nicht frei von schwer zu bewältigenden Zweifeln und Besorgnissen über die Aufnahme, welche der kühne Schritt an der entscheidenden Stelle finden würde. Da trafen am 14. die ersten dunklen Gerüchte aus Wien ein: Blut sei geflossen, an einem kaiserlichen Prinzen habe man sich vergriffen, Haufen von Leichen lägen auf den Straßen. Der Tag verging in erwartungsvoller Spannung, in den Gaststuben strömten die Leute unruhig aus und ein, Schaaren von Menschen eilten abends zum Bahnhof und verlangten von Passagieren, von Conducteuren mit Ungestüm, fast mit dämonischer Wildheit, sichere Nachrichten. Am 15. morgens hieß es, der Kaiser sei von Wien nach Presburg geflohen, die Truppen seien zum Volk übergangen, die kaiserliche Burg werde gestürmt.

Ungeachtet dieser beängstigenden Gerüchte nahm die Prager Bewegung ihren Fortgang. Am Nachmittag war Studenten-Versammlung im großen Promotionssaal des Carolinums. Dr. Gabler eröffnete sie mit der Bitte an die Studierenden sich zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung den Bürgern anzuschließen. Uffo Horn, „der alte Studio und Poet", wie ihn Meißner nennt, eben erst aus Dresden, wo er wegen eines Duells mit dem Maler Arthur v. Ramberg einen Verdruß gehabt hatte, angekommen, hielt eine zündende Ansprache. Der Rector Magnificus Abt Zeidler vom Strahov, der Juristen-Decan Dr. Fischer, der Director der medicinischen Studien Nadherný erschienen. Jetzt trat der Bürgermeister in den Saal und brachte als neueste Nachricht aus Wien die „Aufhebung der Censur". Jubel erfüllte den Saal und

---

[1]) Voller Wortlaut F. J. Schopf Volksbewegung in Prag I Nr. VI S. 49 f.

eine Adresse der Universität an Se. Majestät wurde beschloßen, worin um Lehr- und Lernfreiheit, akademische Rechte, Besuch ausländischer Universitäten u. a. gebeten werden sollte.

Am Abend empfing Graf Stadion eine kurze telegraphische Depesche aus Wien, er fuhr allsogleich in das ständische Theater und rief den Inhalt aus seiner Loge dem Publicum zu, improvisirte Herolde verkündeten es auf den Straßen, einer trug es in fliegender Eile dem andern zu — „Constitution!" Die zur Entwerfung der Studenten-Petition gewählten Mitglieder waren eben im s. g. böhmischen Hörsaal unter Uffo Horn's Vorsitz in Berathung begriffen, als von der Gasse der Ruf „Constitution! Constitution!" zu ihnen herauf erscholl. Nun stürmten sie jubelnd hinab und mischten sich unter die frohe Menge. Ein Fleischhauer zog einen Juristen an seine breite Brust: „Fleischhauer und Studenten haben immer zusammengehalten!" — ein Beweis, wie in der großen Masse der Prager Bevölkerung das Gedächtnis der heldenmüthigen Vertheidigung 1648 gegen die Schweden noch lebhaft nachwirkte. Im „Erzherzog Stephan" war Studenten-Versammlung, wo die im Clementinum zustandgekommene Adresse verlesen und angenommen wurde. Abermals Lärm von der Straße! Den Rosmarkt herauf wälzte sich unter Fackelschein eine riesige Volksmenge, der sich jetzt viele Studenten anschloßen, an der Spitze Fürst Camille Rohan; es galt dem Erzherzog Karl Ferdinand als dem einzigen in Prag weilenden Mitgliede des Herrscherhauses eine Ovation zu bringen. Die Wache trat ins Gewehr, der Erzherzog zeigte sich am Fenster und dankte mit gerührten Worten; Studenten und Leute aus dem Volke umarmten die Soldaten, die Volkshymne wurde begeistert abgesungen und der Zug trat den Rückweg an,[1]) wo noch für andere Persönlichkeiten Huldigungen beschloßen wurden. Eine große Anzahl ging über die Kettenbrücke auf den Grandprioratsplatz vor das Palais des Grafen Buquoy. Er war ein Sonderling und Verfasser vieler sehr tiefsinnigen d. h. mühevoll zu lesenden und schwer zu verstehenden Werke. Er war seit Jahren als politisch Misvergnügter bekannt und im letzten Landtage einer der Donnerer gegen die Wiener Regierung gewesen. Er hatte bereits sein Lager aufgesucht, als der Zug heraukam, warf nur schnell seinen Schlafrock um und zeigte sich wie er war, mit

[1]) MS. des Herrn Dr. Karl Ritter von Kißling zu Linz. Er war damals dem Schluße seiner Studien nahe und vom vierten Jahrgang der Juristen nebst Anton Bauhans in den Adreß-Ausschuß gewählt.

zerzaustem Haar, keine reizende Erscheinung; er hielt, deutsch mit einigen Brocken in schlechtem Böhmisch, eine fulminante Rede wider das gefallene System, wobei Metternich mit einem nicht sehr ehrenden Titel bedacht war. Nachdem er geendet und sich dankend zurückgezogen hatte, ertönten Stimmen „Zum Stadion!“ — K Štadionovi! Es war nicht blos Dank für die so rasche Mittheilung der aus Wien eingetroffenen Freudenpost, sondern auch dafür, dass Graf Stadion, wie allgemein versichert wurde, gleich über den entscheidenden Schritt im Wenzelsbade nach Wien in einer durchaus ruhigen und mögliche Einschreitungsgelüste beschwichtigenden Weise berichtet hatte. Allein die Mehrzahl hatte die nächtliche Wanderung satt und trat, als man in die Brückengasse einbog, den Heimweg über die steinerne Brücke an, so dass, wenn der Vorsatz dennoch ausgeführt wurde, es nur ein kleines Häuflein sein konnte, das dem Obristburggrafen, der sich gewiss auch schon zur Ruhe begeben hatte, seine „Hoch“ und „Ať žije“ ausbrachte [1]).

Am andern Tage nahm alles einen flottern Gang. Die Petition der Bürger und Bewohner Prags mit Bögen für Unterschriften lagen in allen Theilen der Stadt auf: im Altstädter Rathhaus, beim Buchhändler Scheib in der Brückengasse der Kleinseite, im Gewerbe-Verein, in der Bürger-Ressource, in Faster's Gaststube, in den Buchhandlungen Calve, Pospissil, Ehrlich, welch letztere ihr Gewölbe am kleinen Ring mit Fahnen geschmückt hatte: ein Besucher folgte auf den andern, wer nur schreiben konnte setzte seinen Namen auf den Bogen. In der Aula lag die Petition der Studenten auf, und es war ausgemacht dass die böhmischen Studenten ihre Namen deutsch unter den deutschen Text, die deutschen böhmisch unter den böhmischen Text setzen sollten. Alles war in lebhafter Bewegung. Als sich vor der Wohnung des Bürgermeisters in der Breiten Gasse eine frohe Menge sammelte, trat Ritter von Müller an's Fenster und rief hinab: „Bürger, ich bin und bleibe der Eure“. Ein Freudenrausch hatte die ganze Bevölkerung ergriffen. Weiße und rothe Cocarden allenthalben, Frauenhände hefteten sie lächelnd

[1]) Holenia S. 60: „Im Laufe der Nacht mußte aber eine ganz besondere Scene sich abgespielt haben, deren Einzelnheiten nie erschöpfend in die Öffentlichkeit gedrungen sind“. Was mit diesen Worten gemeint sein kann — es soll ein Druck des St. Wenzels-Comité auf Stadion geübt worden sein — ist mir unbekannt und, aufrichtig gesagt, auch ganz unwahrscheinlich. Herr Holenia selbst hat mir auf briefliche Anfrage von meiner Seite nichts näheres mittheilen können. Es war also, wie damals so oft, wohl nur ein leeres Gerücht.

und schäckernd in die Knopflöcher der Herren; bald war in den Bandhandlungen fast der ganze Vorrath ausgegeben, was noch da war stieg im Preise auf das doppelte, auf das vierfache. Auf der Hauptwache am Altstädter Rathhause paradirte eine Abtheilung des stattlichen Bürgercorps; zur Bildung einer Volkswehr nach dem Vorbild der Pariser Nationalgarde geschahen die ersten Schritte.

„Der Tag", um die Worte des enthusiastischen Hansgirg zu gebrauchen, „war voll des Glanzes und Schimmers, auf allen Mienen strahlte die Höhe der Zeit, und wer dieselbe nicht verstand, der lächelte mit, weil er die Guten und Weisen in Freude sah. Nur wenig Leute sahen finster darein, wie eine Grille aus dem Felde, wie ein Maulwurf aus der Scholle, wie eine Kröte aus dem Sumpfe gerathen". Das waren die Leute, die über alles Besorgnisse hegten, sich vor allem fürchteten, in allem und jedem Gefahren sahen: in den neuen Manieren und nationalen Anzügen; in den „Druckern", den Arbeitern in den Kattun-Fabriken die vor einigen Jahren so schwere Unruhen erregt hatten; in den Flamendern, lungernden Burschen und Weibsbildern (flamendříce) ohne rechte Arbeit und Beschäftigung. Ja einige dieser Schwarzseher wollten Männer mit hochrothen Kreuzen am Arme bemerkt haben, die es auf ein Gemetzel aller Deutschen abgesehen hätten.

In den nächsten Tagen wurden in den Kirchen Dankesfeste begangen. Dr. Smetana hielt eine deutsche, P. Štulc eine böhmische Predigt. „Was zwei Ferdinande an Böhmen verschuldet", meinte der letztere, „das hat Ferdinand V. gut gemacht".

* * *

Für den 19. März war die Abfahrt der großen Deputation nach Wien angesagt. Vom frühen Morgen strömten die Leute gegen den Rossmarkt, wo vor der St. Wenzelsstatue ein Altar errichtet war. Alles war in gehobener Stimmung, die nur an einem Orte durch einen widrigen Auftritt verbittert wurde. Als eine Anzahl solcher die sich am Zuge betheiligen sollten im St. Wenzels-Comité versammelt war, fiel ein älterer Herr plötzlich auf die Knie, hob die Hände flehend zum Himmel und rief mit greller Stimme: „Mein Gott verzeihe mir! Erhalte mein Vaterland!", sprang dann in die Höhe und auf einen der Anwesenden zu, den er packte und vielleicht erdrosselt haben würde, wenn sich ihm dieser nicht entwunden und durch einen turnerischen Sprung

über mehrere Sessel gerettet hätte, während einige starke Männer den Rasenden festnahmen und in ein Seitenzimmer schleppten, von wo er dann nach Hause geschafft wurde [1]). Die Scene machte auf die Anwesenden einen erschütternden Eindruck, manchem galt sie als eine schlimme Vorbedeutung. Doch der Eindruck war bald verwischt und die Feierlichkeit auf dem Rossmarkt ging in erhebender Weise vor sich. Der Fürst-Erzbischof Aloys Joseph an der Spitze einer zahlreichen Geistlichkeit flehte den Segen des Himmels für das Gelingen des großen Werkes herab, die Chöre Jelen's stimmten das „Svatý Vacslave" und „Hospodine pomiluj" an, Faster überreichte dem Kirchenfürsten ein Prachtexemplar der Petition, worauf dieser aus dem Altarzelt heraustrat und mit lauter Stimme rief: „Ať žije král! Sláva konstituci!" Tausendfach wurde der Ruf wiederholt, und die Deputation mit ihrem Geleite bewegte sich nun nach dem Bahnhof, von wo der Zug — die Locomotive und der Waggon der Deputirten mit Kränzen, Fahnen und böhmischen Wappenzeichen geschmückt — unter dem begeisterten Zuruf, unter Thränen und Segenswünschen der tausendköpfigen Menge in langsamem Tempo abfuhr. Ähnliches wiederholte sich im kleineren Maßstabe an jedem Haltpunkte, wo seitens der Deputation Ansprachen an die versammelten Leute gehalten wurden. Dabei kam es zu einem komischen Intermezzo. Den Redner sollte Peter Faster, der gefeierte Mann des Tages, abgeben; allein der beweglichere Trojan wusste ihm auf den ersten Stationen den Vorsprung abzugewinnen, worüber sich Faster heftig beklagte, so dass nun ausgemacht wurde, auf der nächsten Station, ich glaube es war Běchowitz, sollte nun sicher Faster sprechen. So geschah es auch; doch den redseligen Prawoslaw ließ es nicht ruhig und, während nun jener zur einen Seite des Zuges die Leute haranguirte, trat Trojan an ein Fenster der andern Seite und that von hieraus desgleichen.

[1]) Es war der reiche Tischlerwaaren-Fabrikant und Hausbesitzer Franz Feigl aus der Convictgasse, der sich schon am Abend zuvor sehr aufgeregt gezeigt hatte, da ihn Gewissensbisse plagten, ob er nicht an etwas theilnehme was gegen den Willen Sr. Majestät sei u. dgl. Feigl wurde nach dem Vorfall ernstlich krank; er mußte mehr als vierzehn Tage das Bett hüten, wo er dann Dr. Gabler, sein Angriffsobject vom 19., zu sich bitten ließ um von ihm Verzeihung zu erlangen, und die Reue die er jetzt bezeigte war so stürmisch, dass Gabler ein zweitesmal zu fürchten hatte erwürgt zu werden, diesmal aus zerknirschter Rührung, wie zwei Wochen früher in besinnungsloser Wuth!

Diese Ovationen waren wie abgeschnitten als der Zug den mährischen Boden betrat[1]); denn dort war man der von Prag aus geplanten staatsrechtlichen Vereinigung der Länder der böhmischen Krone von allem Anfang nicht hold, weil selbst national-gesinnte Patrioten darin eine Einbuße der Selbständigkeit und Landes-Autonomie Mährens erblickten. Um so mehr freuten sich die Deputirten auf die Ankunft in Wien, die sie sich in den glänzendsten Farben ausmalten; in ihren Köpfen spielten Bilder von einer sie erwartenden zahllosen Menge, ja von Hof-Equipagen die sie vom Flecke weg in die kaiserliche Burg führen würden.

2.

Im Wonnerausch der jungen Freiheit.

An einer günstigen Erledigung der großen Petition zweifelten in Prag selbst die Kleingläubigen nicht, wie denn überhaupt Frohmuth und Vertrauensseligkeit das Gepräge der schönen Tage waren, in denen die Stadt jetzt schwelgte. Man könne sich, meint ein Zeitgenosse, von der allgemeinen Rührung und Freude, von dem unbeschreiblichen Jubel einigermaßen eine Vorstellung machen, „wenn man sich von dem Gefühl, das die Glieder eines Hauses bei einem glücklichen Familienereignisse beseelt, die Bevölkerung einer ganzen Stadt ergriffen denkt“.[2])

Wer Prag aus früherer Zeit kannte, ja wer es nur erst vor vierzehn Tagen gesehen hatte, der faßte es beim Wiedersehen kaum, so rasch wie auf einen Zauberschlag, so groß und vollständig war die Umwandlung. In den Schaubuden der Buchhandlungen Heine und Börne, Anastasius Grün und Lenau, Georg Herwegh und Hoffmann von Fallersleben, kurz alles was die Firmen seit Jahren als verbotene Waare im Schubfach gehalten und nur an verläßliche Kunden auszuliefern gewagt hatten. An allen Straßenecken Weiber und Kinder die Zeitungen feilboten und Flugblätter ausriefen, darunter — und dies waren die einzigen Mistöne die sich in den sonst so wohlthuenden Einklang mischten — allerhand Pamphlete, Spottgedichte, Caricaturen, auf armseligem Papier, roh in der Zeichnung, gemein in der Idee, gegen den Fürsten „Mitternacht“, gegen den Magistrat,

[1]) Holenia, der die Fahrt als Mitglied der Studenten-Deputation mitgemacht, S. 66 f.

[2]) Sebel MS.

gegen den Bürgermeister Müller. Denn dieser hatte die Popularität, die er im ersten Augenblicke genossen, schnell verloren, weil die Bevölkerung gegen ihn in ähnlicher Weise und aus ähnlichen Beweggründen, wie in Wien gegen Czapka, verhetzt wurde. Appellationsrath Müller hatte sich auf seinem Posten um Prag und dessen Bewohner, namentlich um den ärmern Theil derselben, wahre Verdienste erworben; doch das war nun alles vergessen, oder vielmehr wurde von seinen Feinden absichtlich verschwiegen, er selbst als Bureaukrat, als Werkzeug des vormärzlichen Regiments, als unterthäniger Diener Metternich's hingestellt, und erfuhr so hämische und bittere Angriffe, dass der wackere Mann tief gekränkt an seinen Rücktritt dachte.

Alles sollte ja jetzt anders, sollte frei und neu werden! Hin war die altgewohnte Alltäglichkeit, hin war die Stille und Grabesruhe, hin der schweigsame düstere Charakter von ehedem, alles war jetzt Rührigkeit und Eile, so die Zeit wie der Mensch. Welches Gewoge auf der Straße, welch' Lärm und Getümmel! Alle Augenblick ein Zusammenlaufen oder ein Zusammenstehen der Leute, in der Mitte ein jugendlicher Redner der seine Begeisterung, seine kühnen Ideen den aufmerksam lauschenden Zuhörern mittheilt, die ihm zurufen und Beifall klatschen. Denn kein Tag, ja keine Stunde des Tages die nicht etwas neues brachte, das einer dem andern mitzutheilen, über das sich jeder auszusprechen, das er mit seinen Auslegungen, mit seinen Wünschen und Rathschlägen zu begleiten hatte, das in allen Gast- und Kaffeehäusern, an allen öffentlichen Orten zum Gegenstande lebhaftester Erörterungen wurde. Die nächste Folge, wie ein Zeitgenosse launig bemerkt, war „eine allgemeine Heiserkeit, hervorgerufen durch den Drang Aller, ihrer Freude, ihren Ansichten über den Lauf der Dinge, was da kommen werde und zu thun geboten sei, in lautester Weise Ausdruck zu geben.“ Um das Ausland kümmerte man sich nicht, man war von dem Eigenen vollauf in Anspruch genommen. „Montesquieu's Ausspruch hat eine Änderung erfahren“, ließ sich Kuranda aus Prag schreiben, „nicht der Staat ist der beste und der glücklichste von welchem man am wenigsten spricht — der ist es der am wenigsten von andern spricht! Leben Sie wohl“, so schloß der Correspondent, „Ein Freier grüßt einen Freien! Ein freies Volk grüßt ein freies Volk! Vive la fraternité!“[1])

[1]) Grenzboten 1848, I. 603 f. Der Aufsatz ist vom 24. März.

Der Jean-Paul- und Beethoven-begeisterte Ambros schrieb an seinen Freund Hanslik in Wien: „O Eduard, o Mensch, o Freund, kannst Du denn noch ruhig herumgehen, oder ist Dein Gang ein unaufhörlicher Longitudinar-Walzer? Preßfreiheit, Constitution, keine Naderer mehr, und der ‚Urquell alles Übels‘ mit Gestank abgezogen! Da reichen Worte nicht mehr aus, sondern etwas wie:


2c.

wäre noch der würdige Ausdruck unserer Empfindungen“[1]). Und wie hart fiel ehemaligen Pragern das jetzige Fernsein von ihrer Vaterstadt! Wie schwer trug es der seit Jahren in der Fremde lebende Čelakowský, jetzt nicht in Prag zu sein! „Kaum vermag sich der Mensch zu entscheiden, soll er das alles für einen Traum nehmen oder für Wirklichkeit, und es ist mir manchmal wirklich so als ob ich fürchtete aus einem schönen Traum aufzuwachen!“ Er schildert dann, wie die ersten Nachrichten vom 15. aus Wien eintreffen, wie er aufs tiefste ergriffen kaum sich fassen kann um sie den Seinen vorzulesen, wie sich seine Frau in heftiges Schluchzen ergibt: „O, was für ein Jubel muß erst in unserem Prag sein!“[2])

Aus Krakau lief ein begeistertes, ja überschwängliches Schreiben des dortigen k. k. Hof-Commissairs Grafen Moriz Deym „an alle Bewohner der Hauptstadt Prag“ ein, an die er jetzt „unter einem andern Regierungssystem“ die Frage richtete, ob er in ihre Mitte zurückkehren solle: „Ein aufrichtiges und treu gehaltenes Pereat jeder Geheimniskrämerei“![3]) Als das Schreiben im Bürger-Comité, das seine Sitzungen im Gewerbvereinssaale im St. Galli-Gebäude abzuhalten pflegte, verlesen wurde, beantragte Moriz Hartmann eine freundliche Antwort: Deym möge zurückkommen, doch nicht als Polizei-Director, sondern als Mitbürger und Freund. „Böhmen“, rief er, „seid mistrauisch, wie alle freien Völker mistrauisch sind“! Dr. Edmund Šebek benützte diesen Anlaß, um sich in einer längern Auseinandersetzung über die Stellung der

[1]) Hanslik. Aus meinem Leben; Rodenberg's „Deutsche Rundschau“ 1893 I. S. 358.

[2]) An Wáclaw Staněk Breslau 17. März Č. Č. M. 1872 str. 323.

[3]) Bohemia Extra-Nr. z. 25. März. Über Deym s. Öst. Jb. 1893 S. 94 f. 101, 122, 138; er wurde im Hof- und Staats-Handbuch noch immer als Prager Stadthauptmann fortgeführt.

Polizei im constitutionellen Staate auszulassen. Der Saal war bis auf das letzte Plätzchen vollgepfropft, im Hintergrunde standen die Leute auf Tischen und Bänken. Šebek's Rede wurde mit großer Befriedigung aufgenommen, besonders von den Repealisten, den Männern des Thatendranges, die sich überall am stärksten vernehmbar zu machen wussten. In seiner Nähe bemerkte Šebek einen kleinen untersetzten Mann, der nicht müde wurde mit seinem Stocke Beifall zu stampfen; es war Emanuel Arnold der, nachdem der Sprecher geendet, auf ihn zuschritt und ihm mit den Worten: „Herr Doctor, Sie sind einer der unsrigen!“ die Rechte entgegenhielt.[1]) Vielleicht war es dieselbe Rede Šebek's, welche die Stadthauptmannschaft veranlasste, den Stock bei den Polizeileuten abzuschaffen; sie sollten weißrothe Armbinden tragen, zum Zeichen dass sie ihren Dienst im vollen Einverständnisse mit dem Ausschusse der Prager Bürgerschaft ausübten . . .

Was dem jetzigen Leben gegen die früheren Zustände den Reiz der Neuheit lieh, das war die Freiheit und Öffentlichkeit der Äußerung in Wort und Schrift, die Gemeinsamkeit und Ungebundenheit der Berathung in frei gewählten Körperschaften oder Vereinen, auch wohl in Versammlungen unter freiem Himmel, besonders in jenem Wenzelsbade, von dessen Räumen die ganze Bewegung ausgegangen war. Der „Repeal“ hatte zwar jetzt, wo es nichts mehr zu verheimlichen gab, seine frühere Bedeutung verloren; allein die „goldene Wage“ wurde noch immer besucht und bildete in ihren oft gedrängt vollen, von Tabaksqualm erfüllten Räumlichkeiten einen Knotenpunkt der radicalen Bewegung. Dort konnte man Ludwig Ruppert peroriren hören, wie er eines Tages ausrief: „Mit meinen Armen kann ich Euch nicht nützen, aber eine Zunge habe ich wie ein Schlachtschwert, die steht Euch zu Diensten“.

Frei und constitutionell wollte jetzt alles sein oder doch sich so zeigen. Die Medau'sche „Prager Zeitung“ nahm den Titel „Prager Constitutionelle Zeitung“ an; bei Gottlieb Haase Söhne erschien vom 2. April an das „Constitutionelle Blatt aus Böhmen“, gleich der „Bohemia“ von Franz Klutschak redigirt. Der Franzens-Quai sollte fortan Constitutions-Platz heißen, die Mitte desselben statt des Franzens-Monuments eines für Ferdinand den Gütigen einnehmen; der Rossmarkt wurde in St. Wenzels-Platz, die große und kleine Jesuiten-Gasse in Karlsgasse umgenannt. Auch die Musik blieb von der neuen Strömung

[1]) MS. Šebek.

nicht unberührt. Nichts mehr von der melancholisch-rührenden Weise so vieler ächten Volkslieder, nur die lebendigen munteren, die trotzigen und spottenden ließen sich hören. Die Musikbanden spielten das Fuchs- und das Husiten-Lied, die Marseillaise und die Parisienne, den Rakóczy-Marsch und mit besonderem Beifall den Franzosen-Marsch aus der Kittl'schen Oper, die eigentliche Fest- und Feldmusik der jetzigen Bewegung; dazu die verschiedenen Nationalgarde- und Constitutions-Märsche, von Fr. Mathilde Ringelsberg eine Constitutions-Polka 2c. Und damit auch der Nährstand in diesem constitutionellen Weltlauf nicht zurückbleibe, kündigte ein ehrsamer Bäckermeister Constitutions-Kipfel an.

Ähnlich war es in nationaler Richtung der nun alle Welt huldigte. Elegante Damen in feinster Toilette die sich vom Bedienten ihr Gebetbuch nachtragen ließen, Leute die sich in ihrem Leben nicht um die andere Landessprache gekümmert hatten, klaubten jetzt ihr bischen böhmisch zusammen, um sich damit hören zu lassen und dem ausgesprochenen Grundsatze der Gleichberechtigung ihren Tribut zu zollen. Über den Kaufmannsläden erschienen Schilder mit böhmischer Aufschrift und wo möglich in den Landesfarben gemalt, an den Straßenecken Proclamationen in böhmischer und deutscher Sprache; denn auch den hohen Behörden kam es jetzt in Erinnerung, dass es neben ihrer Amts- und Geschäftssprache eine zweite gebe der die Mehrheit der Bevölkerung angehörte.

Ein schönes Beispiel gegenseitiger Anerkennung und Achtung gaben die Schriftsteller Prags, die auf des Dichters Karl Egon Ebert Anregung gleich in den ersten Tagen nach dem Umschwung im Gasthofe „zum Erzherzog Stephan" zusammengetreten waren. Es befanden sich darunter Palacký, Ignaz Kuranda, Cajetan Tyl, Ambros, Ferdinand Mikowetz, Hanka, Victor Hansgirg, Alfred Meißner, Karl Hawliček, W. W. Tomek, auch einige ganz junge Literaten wie Joseph und Hermenegild Jireček. Sie wählten durch Zuruf Šafařik zum Vorsitzenden und sprachen ihren ernsten Entschluß aus, in Schrift und Wort dem Grundsatz vollständiger Gleichberechtigung beider Volksstämme des Landes treu zu bleiben, „so dass weder die Böhmen vor den Deutschen noch die Deutschen vor den Böhmen irgend einen Vorzug genießen sollten" [1]).

[1]) Jireček Paul Joseph Šafařik. Ein biographisches Denkmal. Öst. Revue VIII. 1865; auch Sonderabdruck S. 40 f. Vgl. Schopf I Nr. XXIV S. 66. Nachträgliche Zustimmungen sandten ein: Brauner, Baron Villani, Hamernik, Gutt, Franz Klutschak u. a.; dann aus Krakau die Professoren Helfert, Eberhard Jonák, Makowiczka, Theodor Michel, Schmidt-Goebel.

Auch die Officiere der neu gebildeten Nationalgarde in ihren verschiedenen Abtheilungen traten zusammen und veröffentlichten Erklärungen, dass sie, um dem Gebote der Gleichberechtigung zu genügen, deutsches und böhmisches Comando einzuführen beschlossen hätten[1]). Graf Stadion zollte in einem eigenen Placate diesen Bestrebungen seinen Beifall[2]), und in der That schien das gegebene Beispiel vortheilhaft zu wirken. Jan Wáwra (Schriftstellername Lomnický), Official der Staatsbuchhaltung, eröffnete einen Cursus zur Erlernung der böhmischen Sprache, Johann Neubauer für die Beamten des Fiscalamtes einen über böhmischen Geschäftsstyl. Ähnliches geschah in Jičin, in Leitmeritz; selbst in dem urdeutschen Eger zeigte sich das Bestreben sich die andere Landessprache eigen zu machen[3]). In gleichem Geiste sprachen die Führer der Deutsch-Böhmen in Prag. Moriz Hartmann sagte: „Wir müßen einig sein, damit wir die Freiheit bewahren. Das geschichtliche Los hat die Deutschen und die Slaven in diesem Lande zusammengeführt, das ein Bindeglied zwischen dem Osten und dem Westen Europas sein soll. Wir müßen uns die Hände reichen und im einträchtigen Verkehr miteinander leben. Ich habe mich selbst überzeugt, dass die böhmische Partei der unsern aufrichtig entgegenkommen will; wir haben keinen Grund ihr zu mistrauen"[4]). Dr. Franz Klier legte es seinen böhmischen Landsleuten ans Herz, dass sie auch andere Überzeugungen zu achten haben; doch läugnen könne er nicht, dass sie es waren, die ihren deutschen Brüdern mit dem Anstoß zur Freiheit vorangegangen und dass ihnen dafür Dank gebühre. In gleich versöhnender Weise sprachen Uffo Horn, Ludwig Ruppert, Graf Franz Thun d. J., der überhaupt vom ersten Augenblicke den regsten Antheil an der Bewegung nahm und durch Muth und Beredsamkeit überall zu finden war, wo es kräftigen Manneswortes bedurfte. „Er hat", äußerte Fürst Joseph Lobkowitz von ihm, „seiner Vaterstadt wesentlichen Nutzen gebracht."

Die alte Ordnung war beiseite geschoben, alles war jetzt anders! Neue Ämter, neue Namen, neue Autoritäten — eigentlich eine einzige: das

[1]) Schopf Nr. XXXIV S. 74 f. vgl. Nr. XXXIX S. 79 Erklärung der beiden Compagnien „Concordia", Hauptmann Christoph Ruben, und „Swornost", Hauptmann Baron Villani.

[2]) Schopf I Nr XXXV S. 75 f.

[3]) Černý Boj za pravo 11.

[4]) Frič Paměti III 21—23.

St. Wenzels-Comité, das für den Augenblick alles in allem war; es vertrat die zur Stunde noch mangelnde „constitutionelle" Stadtvertretung mit dem noch nicht neu gewählten Bürgermeister, es vertrat den alten nunmehr unmöglichen und den neuen noch nicht einberufenen Landtag; alles verlangte von ihm Auskünfte, Belehrungen, Verhaltungsbefehle.

Und so gab es denn auch eine neue bewaffnete Macht! Für die Prager Nationalgarde wurden zunächst drei Bataillone gebildet: Altstadt und Judenstadt Major Kaufmann Pleschner; Neustadt Major Graf Franz Thun Sohn; Kleinseite Major Fürst Carlos Auersperg. Zum Oberst wurde der Buchdruckerei- und Fabriksbesitzer Andreas Haase, zum Oberst-Lieutenant der Wachszieher Schebelka gewählt, die sich Franz Ellenberger Sohn zum Adjutanten nahmen. Die Bataillons zerfielen in Compagnien mit je einem Hauptmann, einem Ober-Lieutenant und einem Lieutenant. Diese trugen graue Röcke, graue Calabreserhüte mit weiß-rother Cocarde; die Mannschaft behielt ihre bürgerliche Kleidung, doch mit einem weiß-rothen Tuchband um den linken Oberarm; das kaiserliche Zeughaus lieferte ihnen außer Gebrauch gesetzte Militair-gewehre und Pallasche. Auch die Studenten behielten ihren gewöhnlichen Anzug; nur war der Cylinder verpönt, und der Jurist Edmund Holenia, mit Professor Redtenbacher Mitglied der Studenten-Deputation nach Wien, bekam von seinen Studiengenossen Vorwürfe zu hören, weil er sein Haupt mit einem philisterhaften Hute bedeckt hatte[1]). „Wie schnell die Bursche", meint Hansgirg, „schmuck, bärtig blos-halsig lockenkraus, mit langer Pfeife bewaffnet, aus dem Boden gewachsen sind! Hätte man glauben können, daſs die Autorität des Fracks, der Glacéhandschuhe und der steifen Cravatte in dem Sturm weniger Stunden zum Fall kommen würde!" Das ganze Corps hieß Legion, die einzelnen Studienabtheilungen bildeten Cohorten mit je einem Tribun, die einzelnen Jahrgänge Centurien mit je einem Centurio an der Spitze, unter welchen mehrere Decurionen als Unter-Officiere fungirten. Die Facultäten unterschieden sich durch die Farbe ihrer Mützen, von denen das hellrothe der Juristen zu großer Beliebtheit gelangte und besonders den Beifall der Frauenwelt eroberte; die Mediciner trugen schwarze, die Philosophen grüne, die Techniker blaue Kappen. Das Commando sollte von den deutschen Studenten in böhmischer, von den böhmischen in

[1]) Holenia Erlebnisse S. 74.

deutscher Sprache erfolgen. Selbst Knaben der obersten Gymnasialclassen wollten nicht zurückbleiben und nahmen statt der Bücher Büchsen in die Hand, wenn sich solche für sie fanden, sonst irgend ein anderes Wehrstück, bis zu „Bratspießen" herab[1]). Und die Herren Professoren? Noch vor kurzem die gefürchteten Tyrannen und Plagegeister der Studenten, mischten sie sich jetzt unter sie, hielten zu ihnen, setzten das rothe oder grüne Käppchen auf und ließen sich zu Tribunen wählen: Kaubek von den Philosophen und Wessely von den Juristen mit Dr. Eduard Bruna und Dr. Karl Leopold Claudy als Subtribunen, Patruban von den Medicinern, Wiesenfeld von den Technikern mit Adolf Brádka als Subtribun, Dominik F. K. Kratochwile von den Gymnasiasten. Bei feierlichen Ausrückungen mußten die jüngeren Kräfte herhalten; so commandirte dann hoch zu Ross unter den Juristen Dr. Claudy und hatte Karl Kißling als Adjutanten, so dass dieser für gewöhnlich Corporal (Centurio) war und an Festtagen Lieutenantsrang bekleidete.

Auch der Künstlerverein „Concordia" beschloß sich als bewaffnete Cohorte zu bilden, trat für diesen Zweck im Gasthofe „zu den drei Linden" am Graben zusammen und wählte den Akademie-Director Ruben zum Hauptmann. Es entstand aber Zwiespalt wegen der Commandosprache; die Deutschen trennten sich und wählten erst das Dormitzer'sche Haus am Graben zu ihrem Sammelplatz, später den Salm'schen Palast in der Herrengasse der einen großen Hofraum hatte. Die in den „drei Linden" zurückgebliebenen Böhmen, unter denen der Maler Karl Swoboda und Karl Hawlíček das große Wort führten, stellten sich unter den Schutz des Grafen Albert Deym als „Inhabers" und wählten den Baron Villani zum Hauptmann, der ihnen mit Beihilfe Tomek's und Wotzel's eine böhmische Commandosprache zusammenstellte. Sie nannten sich anfangs St. Wenzels-Corps = Swatowácslawský sbor, und trugen am linken Oberarme ein rothes Kreuz. Als aber daraus dummes Gerede entstand, es bedeute dies den Tod für alle Deutschen, legten sie nicht blos dieses Abzeichen ab, sondern änderten auch ihren Namen und wählten dafür „Swornost", also den böhmischen Ausdruck für das lateinische „Concordia". Sie hatten eine einfache und schmucke Tracht: graue nach polnischer Art zugeschnittene weiß und roth verschnürte Röcke, schwarze Beinkleider mit weiß-rothen Streifen und rothe mit grauem Pelz-

---

[1]) Max von Wachstein, Zweiundachtzig Jahre, S. 264.

werk verbrämte Mützen mit einer Hahnen- oder andern Feder. Der Name ihres Corps gelangte rasch zu einer gewissen Popularität, im guten, aber auch im schlimmen Sinne. Da viele von ihnen den unteren Schichten des Volkes entstammten und alle dessen Sprache sprachen, so genoßen sie große Vorliebe bei der Menge die ihnen auf den Wink folgte, was für die Angstmaier zu einer neuen Quelle von Befürchtungen wurde. So ganz ungegründet waren übrigens diese Bedenken nicht, da Deym und Villani nicht wählerisch bei der Aufnahme waren und sich daher manche Subjecte von zweifelhaftem Ruf in die Reihen des Corps einschmuggeln konnten.

Von der Swornost verschieden war die Slawia. polnische Konfederatki auf dem Kopf und phantastische von Maler Swoboda entworfene Anzüge am Leibe. Die Slawia genoß den Ruf einer edlere Ziele anstrebenden Körperschaft, wofür auch die Namen Karl Jaromir Erben's, Vilém Dušan Lambl's, Jan Krejči's, die in ihrem Ausschuße saßen, zu sprechen schienen. Neben diesen gab es wohl Elemente andern Gepräges, wie Johann Wotka und Joseph Frič Sohn, zwei junge Leute von radicalster Richtung, jener weil er, eine ernst und tief angelegte Natur, das bessere noch nicht erkannt hatte, dieser weil er von Haus aus ein unruhiger Geist, ein überspannter Kopf und Phantast war.

Neben diesen neu geschaffenen bewaffneten Corps bestanden die alten privilegirten Prager Bürgercorps in ihrer alten Weise fort: die bürgerlichen Scharfschützen, die Escadron berittener bürgerlicher Scharfschützen, die Bürger-Grenadiere in ihrer stattlichen Erscheinung; seit den letzten Jahren auch eine Abtheilung bürgerlicher Infanterie, der zumeist eine zwischen Meister und Gesellen stehende Kategorie von Gewerbsbefugten s. g. Decreter angehörte. Es gab also, wenn man die verschiedenen Waffengattungen des Militairs einbezieht, damals in Prag der Uniformen genug.

Aber auch wer keinem bewaffneten Corps angehörte, wollte an der Kopfbedeckung, in der Kleidung etwas buntes haben, ein Bändchen, eine Schleife, eine Cocarde. Wie bei den Studenten, so waren auch bei der übrigen Männerwelt Cylinder kaum mehr zu sehen, „wahrscheinlich aus instinctiver Abneigung gegen die kanonenrohrähnliche Form dieser Kopfbedeckung"; es gab höchstens „Constitutions-Hüte", weiß, niedrig mit breiter zur Seite hinaufgeschlagenen Krämpe, daran die Cocarde. Um auch die Umgangsformen neu zu gestalten, hatte sich in den ersten Tagen

ein Verein gegen das Hutabnehmen beim Grüßen gebildet; er war bald gegenstandslos geworden, da es ja keine Hüte mehr gab, die man leichthin abnehmen konnte. Was die Kleidung betraf, so hätten es die Nationalen für ihr Leben gern den Ungarn mit ihrem Attila, den Polen mit ihrem Kontusz nachgethan. Allein woher ein Nationalcostüm nehmen, wenn keines da war? Čelakowský behauptete, seit dem 14. Jahrhundert, also seit Karl IV. Zeiten habe es keine Tracht gegeben die als charakteristisch böhmisch gelten konnte, weil sich die elegante Welt erst nach deutschem, dann nach spanischem, zuletzt nach französischem Muster gerichtet habe [1]). Da mußte nun die Phantasie herhalten, mußten sich Künstler à la Swoboda und erfindungsreiche Schneider abmühen abenteuerliche Moden zu entwerfen. Ein Gedenkmann, der der Legion angehörte, schildert das damalige Straßenleben Prags als einen Mummenschanz, „da die abenteuerlichsten Bekleidungen und Kopfbedeckungen zum Vorschein kamen. Ich selbst", fährt er fort, „trug einen Sammtrock mit Schnüren, abwechselnd die rothe Legionair-Mütze oder ein Sammtbarret mit einer Feder, zur Mütze einen Säbel, zum Barret einen Schläger mit einem breiten Lederriemen, auf dem mein Name und die Worte ‚der Gott der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte' zu lesen waren" [2]). Den Vogel schoß Aloys Prawoslaw Trojan der sich, wie es scheint nach selbsteigenem Belieben, in folgender Weise trug: schwarze Pudelmütze, Schnürrock, den er Čamara hieß, der aber ganz etwas anderes war als der der Polen, um den Leib einen rothen Gurt, an den Beinen Pumphosen die in hohen Stiefeln steckten. „Man konnte sich", sagt Meißner, indem er uns das farbige Bunterlei in den damaligen Prager Trachten schildert, „nach Venedig versetzt glauben, und zwar in das Venedig der allerbesten Zeit, in den venetianischen Carneval mit seiner schrankenlosen Maskenfreiheit".

3.

Podepsal.

Am 22. März veröffentlichte Graf Friedrich Deym in der „Bohemia" (Extrablatt) einen Aufruf „Die Stände des Königreichs", worin er auf Einberufung eines General-Landtages für Böhmen Mähren

[1]) In einem Schreiben an Staněk Č. Č. M. 1872 str. 331.

[2]) MS. Kißling.

und Schlesien drang, eine Mahnung die für den Augenblick ziemlich wirkungslos verhallte [1]).

Am Tage darauf erfolgte in Prag der Rücktritt des Bürgermeisters Ritter von Müller, und in Wien die Allerhöchste Entschließung über die Prager Petition.

Dem Bürgermeister, der gegen den künstlich angefachten und um sich greifenden Unwillen nicht länger zu halten war, hatte es Graf Stadion selbst nahe gelegt seine Resignation einzureichen, was Müller in einer würdevollen Ansprache an die Bewohner Prags that. Der Obristburggraf verfügte die Wahl eines großen aus hundert Personen bestehenden Bürger-Ausschußes, aus dessen Mitte gleichfalls durch Wahl ein kleinerer zwölfgliedriger Ausschuß, das Collegium der Stadtverordneten, hervorgehen sollte; die Wahl des neuen Bürgermeisters war für die nächsten Tage nach Constituirung des großen Bürger-Ausschußes in Aussicht genommen [2]). Müller's politische Gegner sandten mit ächter Schuljungenfreude Schimpf und Spott einem Manne nach, den man, wie sie höhnten, „noch vor kurzer Zeit die Bahnen zur Metternich'schen Hofrathshöhe mit gekrümmtem Rücken nach oben und mit Aristokratenhochmuth nach unten wandeln sah" [3]).

Von dem Schicksale der großen Deputation wuſste man nur daſs sie, wie Stadion der Bevölkerung kundmachte, am 22. vom Kaiser „gnädig empfangen und mit herzlich böhmischer Rede begrüßt worden", und von der kaiserlichen Erledigung erfuhr man im allgemeinen daſs sie ungemein günstig laute. Von der freudigen Begeisterung, die über diese Kunde durch das ganze böhmische Land ging, kann man sich heute schwer einen Begriff machen. Es gab mitunter rührende Auftritte. In einer böhmischen Zuschrift aus Chrudim wird erzählt, wie im benachbarten Slatinan jemand den Bauern vortrug, daſs die Herren Prager beim gnädigen König neben Einführung einer selbständigen Gemeindeverwaltung auch um Erleichterung und Loskaufung von der Robot für das Landvolk gebeten haben; da habe einer der Zuhörer gesprochen: „Wahrhaftig diese Prager müßen gute Leute sein, da sie auch unser gedachten und uns von

[1]) Černý Boj za právo str. 42.

[2]) Schopf I Nr. XXVIII u. XXIX S. 70—72. II Nr. LXXII S. 59.

[3]) Grenzboten 1848 I S. 602. Die „Hofrathshöhe" hat Ritter v. Müller später thatsächlich erklommen, indem er dem Gremium der Obersten Justizstelle einverleibt wurde.

der Robot, die sie nicht haben, in einer erträglichen Weise behilflich sein wollen; wir würden keiner an sie gedacht haben. Möge es ihnen Gott mit allem guten lohnen!"

Die Rückkehr der Prager Deputation glich einem Triumphzug. Beim Betreten des heimatlichen Bodens begrüßte sie eine böhmische Adresse aus Wildenschwert, eine zweite aus Groß-Ritte (Welká Řetowá) und eine deutsche von der Herrschaft Landskron; in Zamrsk feierte sie der Hohenmauter Magistrats-Expeditor Anton Enderle mit einem schwungvollen Gedicht; die Stadt Pardubitz verlieh allen Mitgliedern der Deputation das Ehrenbürgerrecht; eine Deputation aus der königl. Kreis- und Leibgedingstadt Chrudim überreichte ihnen eine schön gebundene Dank- und Vertrauens-Adresse. Immer wärmer und zahlreicher wurden die Huldigungen [1]), bis sie sich am 27. gegen 2 Uhr nachmittags der Landeshauptstadt näherten. Eine dichtgedrängte Volksmenge umlagerte den Bahnhof; bei 10.000 (?) Mann Bürgerwehr, vielleicht 2000 Studenten waren ausgerückt, die Facultäten der Universität mit den Pedellen in ihrer Amtstracht, die Stadtbehörden und das St. Wenzels-Comité, weißgekleidete Mädchen und Frauen mit improvisirten Bannern; die umliegenden Straßen prangten im Schmuck von Fahnen und grünem Reisig. Böller vom Žižka-Berg verkündeten die Ankunft des Zuges und brausende Jubelrufe begrüßten dessen Einfahrt in den Bahnhof. Von da bewegte sich der Zug auf den Rossmarkt; die Fenster aller Häuser waren offen, die Balcone dicht besetzt, von wo weiße Tücher und Fahnen winkten, während tausend Vivat und Sláva ertönten. Vor der St. Wenzelsstatue wurde vom Erzbischof in großem Ornate ein Tedeum abgehalten, Faster in böhmischer, Trojan in deutscher Sprache hielten begeisterte Ansprachen, Freude und Jubel der Massen erfüllten den weiten Platz. Sodann wurden die Deputirten in das St. Wenzels-Comité geleitet und eine allgemeine Stadtbeleuchtung für den Abend eingesagt.

Doch binnen der wenigen Stunden bis dahin hatte man Zeit die einzelnen Erledigungspunkte zu prüfen, und nun fand sich dass es durchaus allgemeine, meist hinhaltende Redensarten, halbe Versprechungen waren und dass damit in alt-bureaukratischer Weise mit lauter Clauseln und Einschränkungen keinem Begehren endgiltig willfahrt worden war. Am

[1]) Eine große Anzahl derselben im Original im Fürst Schwarzenberg'schen Archiv zu Wittingau, einer Tradition zufolge aus dem Nachlasse des Ritters von Neuberg.

meisten ärgerten sich die Studenten, dass ihren in acht Punkten formulirten Wünschen gleichfalls nur mit Vertröstung auf die Zukunft entsprochen war, und nicht einmal in einem eigenen Bescheide, sondern nur anhangsweise im letzten Punkte der Gesammt-Erledigung. Schon war Dunkelheit hereingebrochen, schon erschienen in den Fenstern der Häuser brennende Kerzen — „'s steht nicht für den Docht!" hörte man einen ältern Herrn sagen — und nun liefen die Sendboten der Aula durch die Gassen, überall das Comando „Lichter auslöschen" ausrufend. Geschah es, so wurde Beifall geklatscht; zögerten die Inwohner, so flogen wohl auch Steine in die Fenster. In den nächsten Tagen wurden von den Verschleißerinen Bilder ausgerufen: „Prags Illumination" oder auch „Festliche Beleuchtung Prags am 27. März 1848" — die Bilder zeigten einen völlig schwarzen Fleck.

Es folgten nun wieder Tage großer Aufregung, die tollsten Reden wurden vernommen: man solle das Zeughaus stürmen um der Volkswehr Waffen zu verschaffen u. dgl. In der Aula war große Studenten-Versammlung. Der Jurist Kißling bestieg den höchsten Platz und hielt eine entflammende Ansprache die mit seinem Wahlspruche: „Der Gott der Eisen wachsen ließ" ꝛc. begann und mit dem Verse aus Ebert's „Schwerting der Sachsenherzog" schloß: „Eisen muß Eisen brechen!", wobei er seinen Säbel zog und Hunderte von Klingen seiner Zuhörer aus der Scheide flogen; es war ein ungeheurer Tumult, bis einige Redner von Besonnenheit die Hitzköpfe nach und nach wieder zur Ruhe brachten.

Von oben geschah das mögliche zur Beschwichtigung der Gemüther. Stadion sprach nach gepflogenem Einvernehmen mit dem akademischen Senate und den Lehrkörpern aus eigener Machtvollkommenheit den Grundsatz der Lehr- und Lernfreiheit aus und erledigte „provisorisch" auch die anderen Punkte der Studenten-Petition in günstiger Weise; er versprach die definitive Bestätigung in Wien zu erwirken, wohin er noch in derselben Nacht abreiste; es hieß, er habe erklärt seine Resignation einzureichen, wenn er keine Gewährung finde[1]). Das Militair-Comando bewilligte die Ausfolgung von 4000 Gewehren und Patronen an die Nationalgarde, welcher die Bewachung der Stadtthore und der nächtliche Patrouillendienst abwechselnd mit dem Militair zugestanden wurde. Aus Wien erschien ein kaiserliches Patent wegen Aufhebung der Robot; viele Großgrundbesitzer, darunter Fürst Hugo Salm, die Grafen Joseph

[1]) A. A. Ztg. S. 1511 Nr. 95 vom 5. April.

Mathias Thun und Albert Nostitz, Franz Becher und Dr. Daubek, das Kloster Emaus, beeilten sich ihren Grundholden alle Schuldigkeiten nachzusehen oder Erleichterungen zu gewähren oder billige Wege zur Ablösung zu eröffnen [1]). Der für den 30. März einberufene altständische Landtag wurde „wegen dermaligem Abgang einer entsprechenden Vertretung des Prager Bürgerstandes" abgesagt [2]). Aus Teschen in Schlesien kam eine freundliche Zuschrift, unterschrieben vom erzherzoglichen Güter-Director Joseph Ritter von Kalchberg, dem Advocaten Dr. P. Klutzki, den Professoren Kollaczek und Plutzar u. a., Einigkeit und nationales Einverständnis anbietend [3]). Aus Mähren kam nichts in diesem Sinne.

Den Vorstellungen des Grafen Stadion war es ohne Zweifel zu danken, dass man sich nun in Wien mit dem Inhalte der Prager Studenten-Petition ernster zu beschäftigen anfing, um Punkt für Punkt einen klaren Bescheid zu geben. Auch die Petition des Bürger-Ausschußes wurde ohne Zweifel in neue Berathung gezogen, um auch in dieser Richtung den ausgesprochenen Wünschen thunlichst willfahrend entgegenzukommen. Doch davon wusste man in Prag nichts, oder wollte nichts wissen. Das St. Wenzels-Comité beschloß eine neue Petition, worin die Forderungen der ersten kräftiger ausgesprochen werden sollten, und betraute Brauner mit Abfassung derselben, die noch am Abend des 28. nach einer fast zweistündigen Verhandlung angenommen wurde. Den ersten Punkt bildete „die unauflösliche Verbindung der sämmtlichen zur Krone Böhmen gehörigen Länder bezüglich ihrer innern Autonomie unter gleichzeitiger Bürgschaft für deren innigen Verband mit der österreichischen Gesammt-Monarchie". Im fünften wurde „seinerzeitige Beeidigung aller Civil-Behörden und des Militairs auf die Constitution" verlangt [4]).

Am 29. März begannen die Wahlen für den großen Bürger-Ausschuß und dessen Ersatzmänner. In der dafür anberaumten Versammlung,

---

[1]) Černý 54 f. Graf Franz Thun Vater hatte bereits seit Anfang der zwanziger Jahre Übereinkommen mit seinen Gutsunterthanen zur Ablösung oder Erleichterung der Robotleistungen zu treffen begonnen; s. Johann Richter Wirthschaftliche Streiflichter. Irrthum und Wahrheit (2 Bl. 4to bei Julius Czerny in Bodenbach). Auch andere Großgrundbesitzer, wie Graf Franz Schlik auf Kopidlno, waren seit langem in gleicher Richtung thätig.

[2]) Schopf I Nr. XLII a S. 83.

[3]) Černý 52.

[4]) A. A. Ztg. A. o. Beil. 3. April S. 3. — Es ist auffallend, dass Schopf den Text dieser zweiten Petition nicht bringt; der böhmische Text findet sich bei Černý S. 58 f.

zu welcher nur Bürger zugelassen werden sollten die sich mit dem erforderlichen Ausweise legitimiren konnten, erschien ohne solchen Ausweis Trojan und erklärte auf Befragen, er sei im Auftrage des St. Wenzels-Comité da, um den regelrechten Vorgang bei der Vornahme der Wahl zu überwachen. Die Versammelten waren entrüstet über die Zumuthung einer derartigen Controle, bestritten Trojan die Berechtigung seiner Vollmachtgeber, und Andreas Haase forderte ihn mit entschiedenen Worten auf sich zu entfernen. Die Betheiligung an der Wahl war jedoch eine so geringe daſs der folgende Tag dazu genommen werden mußte, und auch an diesem brachte man kaum ein Drittel der wahlberechtigten Bürger zusammen — „ein Beweis", wie es in einer zeitgenössischen Darstellung heißt, „daſs die Mehrzahl mit den Vorkehrungen der Behörden nicht einverstanden war und sich an den Parteikämpfen nicht betheiligen wollte" [1]). Zur selben Zeit, 30. März, fand sich der aus Wien zurückgekehrte Graf Stadion im St. Wenzels-Comité ein und nahm demselben das Versprechen ab sich aufzulösen, sobald der große Bürgerausschuß zusammengetreten sein würde. Es war ein voreiliger Schritt, der neue Aufregung in der Stadt hervorrief; hatten sich doch viele daran gewöhnt in jenem Comité das einzige constitutionelle Organ, eine Art provisorischer Regierung zu erblicken! Am Abend gab es die erste Katzenmusik: sie galt jenem Manne der am Tage zuvor Trojan die Thüre gewiesen hatte.

Wohl um die böse Stimmung, die sein Vorgehen im St. Wenzels-Comité erzeugt hatte, einigermaßen zu beschwichtigen, war am 31. eine Kundmachung Stadion's zu lesen, worin er die Wahlen Haase's zum Obersten und Schebelka's zum Obrist-Lieutenant der Nationalgarde bestätigte. Doch dieses Entgegenkommen reichte jetzt nicht mehr aus. In einer stürmischen Versammlung im Sophiensaal wurde beschloßen: erstens das St. Wenzels-Comité habe zu bleiben und solle von den „aristokratischen Elementen" — worunter keineswegs blos Adelige verstanden waren — gereinigt werden; zweitens die neue Petition solle noch heute nach Wien gebracht werden, nachdem sie vom Obristburggrafen, zum Beweise daſs sie nicht Ausdruck einer blosen Fraction, sondern der gesammten Bevölkerung sei, mit unterzeichnet worden. Und nun wälzte sich der Zug, von bewaffneter Nationalgarde begleitet und von Straße

---

[1]) Schopf I S. 41; ebenda II Nr. LVIII S. 52—54 das vollständige Verzeichnis der Gewählten.

zu Straße lavinenartig anwachsend, aus den Fenstern mit Zuruf und wehenden Tüchern begrüßt und ermuntert, über die steinerne Brücke auf die Kleinseite vor das Gubernial-Gebäude, das eine größere Anzahl von ihnen, die größtentheils bewaffnet waren, betrat. Stadion empfing sie höflich und sprach begütigende Worte; doch Faster unterbrach ihn mit roher Abweisung, und man schritt in den Sitzungssaal wo nach einer kurzen Verhandlung sich der Obristburggraf entschließen mußte den Fortbestand des Bürgercomité zu bewilligen und unter die Petition seinen Namen zu setzen[1]). Im Triumph kehrten die Abgesandten zu der Menge vor dem Hause zurück, „Podepsal! Podepsal!" (Er hat unterschrieben) tönte es jauchzend aus dem Haufen, ein Nationalgarde steckte ein Blatt Papier, worauf mit großen Lettern „Podepsal" geschrieben stand, an die Spitze seines Bajonnets und rufend und johlend wandte man sich zum Rückmarsch, bis sich die Menge allmählig verlief.

Noch denselben Abend fuhren, diesmal in aller Stille und ohne jedes Gepränge, Trojan, Faster, Jur. Dr. Kliebert, Jur. Dr. Joseph Ambros Gabriel (an Stelle Brauner's der sich krank gemeldet hatte), Schieferdecker Jarosch, Ziegeldeckermeister Schulz und Baumeister Rypota mit der zweiten Petition nach Wien ab.

* * *

Graf Rudolf Stadion hatte sich bisher allen ausgesprochenen Volkswünschen gegenüber mehr als willfährig, er hatte sich entgegenkommend gezeigt, er hatte den Fürsprecher derselben in Wien abgegeben, er hatte, wo es ihm unabwendbar schien, vorläufige Gewährungen auf seine eigenen Schultern genommen. Letzteres war, wie wir uns erinnern, in Sachen der Studenten-Petition der Fall gewesen und die Wiener Erledigung, die gerade am Tage des Prager „Podepsal" erfolgte, wich mehr in der Formulirung als in dem Kern der Sache von den provisorischen Verfügungen des Obristburggrafen ab[2]). Allein mit der Massen-Demonstration

---

[1]) Eine Schilderung des Grafen Stadion und der bedauernswerthen Rolle die er bei diesem Vorgange spielte, bei Meißner II S. 33—35. Wenn nur dem phantasiereichen Patron als Geschichtserzähler mehr zu trauen wäre! Meißner ist auch als Selbstlebensbeschreiber vor allem Dichter und Schöngeist, er will unterhalten, und irgend eine amüsante Erfindung — wie II S. 26 wo er Palacký und Rieger, die in ihrem Leben nie geraucht haben, Cigarren bei sich führen läßt — oder ein chronologisches Hysteron-Proteron kosten ihn nichts.

[2]) Vgl. Schopf I Nr. XLII b S. 83 f. mit II Nr. LIX S. 47 f.

des 31. war der Geduldfaden Stadion's gerissen, und was ihn noch mehr verletzen mußte war, dass eine Kundmachung, in der er zwar seine ertheilte Einwilligung nicht zurücknahm, aber das Eindringen „mit bewaffneter Begleitung" in das Gubernialgebäude rügte, in keiner der Prager Zeitungen Aufnahme fand [1]). Ohne Zweifel hat Stadion unmittelbar darnach um die Enthebung von einem Posten gebeten, dessen zu gewärtigenden weiteren und voraussichtlich noch stärkeren Zumuthungen er aus dem Wege gehen wollte [2]).

In der That wechselten in dem äußern Gang der Prager Ereignisse Sturm und Sonnenschein. Die Gemüther der Menschen schienen in diesem merkwürdigen Jahre ersetzen zu wollen, was die Natur dem launenhaftesten aller Monate diesmal versagte: die Tage waren am Firmament und auf der sprießenden und blühenden Erde schön und herrlich wie nie; nur die von einem Moment zum andern wechselnden Stimmungen ihrer Bewohner glichen einem wechselvollen Aprilwetter.

Das zeigte sich gleich am 1. des Monats, den eine wichtige Kundmachung des Obristburggrafen einleitete. Um nämlich „für jene wichtigen Verhandlungen, welche nach unseren neuen Institutionen den Gegenstand der ständischen Berathungen bilden werden, die nöthigen Materialien und Grundlagen zu liefern" sollte eine außerordentliche Commission „aus den verschiedenen Ständen der Einwohner Prags" zusammentreten: Fürst Carlos Auersperg, Graf Albert Deym, Wenzel Ritter v. Eisenstein, Buchhändler Borrosch, Redacteur Klutschak, Dr. Helminger, die Großhändler v. Lämel und Kolb, Palacký und Šafařik, Ritter v. Neuberg, Dr. Adolf Pinkas, die Professoren Haimerl und Wessely, Gutsbesitzer Veit von Liboch, der Prager Bürger und Industrielle Franz Ellenberger d. Ä. ꝛc. Da unter den Berufenen viele waren, die schon dem St. Wenzels-Comité angehörten, so konnte es so ausgelegt werden, als habe Stadion noch immer die Idee nicht aufgegeben das St. Wenzels-Comité beiseite zu schieben, was dem

[1]) A. A. Ztg. Nr. 133 S. 2118. Die Kundmachung ist in der That, wie mir auf meine Anfrage Professor Čelakovský versicherte, in der Prager Ztg. nicht zu finden; doch brachte sie die „Bohemia" Extra-Nr. 3. April S. 2 f. S. auch Černý S 60.

[2]) Sonderbarer Weise ist Stadion's Enthebungsgesuch weder im Concept im Prager Statthalterei-, noch als Eingabe im Wiener Ministerial-Archiv vorzufinden; sollte er sich nur brieflich an Pillersdorff gewandt haben?! Aber auch in Pillersdorff's sehr reichhaltigem handschriftlichen Nachlasse habe ich nichts von Rudolf Stadion's Hand gefunden.

ruhigeren Theile der Bevölkerung ganz nach Wunsch war; auch fand die von Stadion getroffene Abtheilung der Commission in vier Sectionen für 1. Landesvertretung, 2. nationale Gleichberechtigung, 3. Ablösung der gutsunterthänigen Lasten und 4. Gemeindewesen für Stadt und Land Beifall, weil sie eine zweckmäßige und erfolgreiche Behandlung der Geschäfte erwarten ließ[1]). Allein die Neuerungssüchtigen stießen sich an der „ständischen“ Eigenschaft und dem „aristokratischen“ Charakter dieser vom Obristburggrafen als Haupt der vormaligen „Stände“ eingesetzten Körperschaft, in welcher sie überdies einige ihrer Koryphäen, vor allem den Ciceruacchio Prags, mit unverkennbarer Absicht übergangen sahen.

Am 3. April war zur Abwechslung sonniger blauer Himmel. Aus Wien war die günstige Erledigung der Studenten-Petition eingetroffen, die der Rector Magnificus Abt Zeidler in der Aula verkündigte: „Hoch“ und „Sláva“ dem Kaiser, dem Grafen Stadion, dem Minister Sommaruga, den Professoren! Am selben Tage feierliches Geleite des würdigen Šafařík auf den Bahnhof, Kaubek an der Spitze einer Abtheilung von Studenten sprach Abschiedsworte, die Šafařík aufs innigste ergriffen erwiderte, tausende von Menschen füllten die Umgebung des Bahnhofs und die Bastei oberhalb desselben, „Sláva“ und „s Bohem“ ertönten, als sich der Zug in Bewegung setzte. Šafařík war nach Wien berufen, um dem Minister des Unterrichts bei Reorganisirung des Schul- und Unterrichtswesens mit seinem Rathe beizustehen; eine gleiche Berufung hatten der Humanitäts-Professor vom Kleinseitner Gymnasium Johann Zimmermann und der allgemein beliebte und verehrte Exner erhalten, welch' letzterer eine gleich warme und theilnahmsvolle Verabschiedung erfuhr. Šafařík war insbesondere die „Vertretung der slavischen Studien und Literatur-Interessen“ zugedacht[2]).

Vier Tage später war das politische Wetter zweifelhaft, wozu die aus Wien eingelangte Nachricht beitrug, dass Kaiser Ferdinand am 2. vom Balcon der Hof-Bibliothek das schwarz-roth-goldene Banner geschwungen habe; Trojan erklärte im St. Wenzels-Comité, die Fahne sei dem Kaiser vom Professor Endlicher in die Hand gezwungen worden, über welche Äußerung man wieder in deutschen Kreisen in Harnisch gerieth.

[1]) Černý 82-84: Schopf II Nr. LVIII, LX, LXIV, LXV S. 46—51; vgl. △ Prag 5. April A. A. Ztg. Nr. 102 vom 11. S. 1622.

[2]) Bohemia Extra-Nr. 3. April S. 3.

Am 6. machte Graf **Stadion** die in Wien mit Kaiserlicher Entschließung erfolgte Berufung des Erzherzogs **Franz Joseph** zum Statthalter des Königreichs Böhmen bekannt [1]), was große Befriedigung erweckte; nur **Hawlicek** ließ in seinen Nar. Now. č. 3. einen Artikel los, der sich darüber beschwerte, dass der Prinz nur zum Statthalter, nicht zum Vice-König — „ne místowládařem, nýbrž místokrálem“ — und blos für Böhmen, nicht für den Verband der gesammten böhmischen Kronländer ernannt worden sei; wenn Ungarn seinen Palatin, das lombardisch-venetianische Königreich seinen Vice-König habe, warum nicht die Länder der böhmischen Krone? Dann hieß es weiter: „Obwohl der Erzherzog noch ein sehr junger Herr ist, zweifeln wir nicht dass er, unterstützt von freisinnigen und ihrem Volke treuen Rathgebern, unsern Bedürfnissen Verständnis entgegenbringen wird. Auch haben sich die Söhne Sr. Kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Franz Karl, als sie vor kurzem unser Land bereisten, gegen unsere Nationalität mit der möglichsten Rücksichtnahme (šetrnost) benommen. Gewiss wird unser Volk auch der geringsten Rücksichtnahme, die ihm in der Zeit seiner Erniedrigung erwiesen wurde, eingedenk bleiben, obwohl wir uns jetzt, wo die Verhältnisse sich geändert haben, mit bloßen Kleinigkeiten und Höflichkeiten nicht begnügen können.“

Ein schönes Fest voll sympathischen Einklangs beging die Universitäts-Jugend am Tage oder richtiger am Abend darauf. Am 7. April 1348 hatte Karl IV. die Stiftungsurkunde der Prager hohen Schule ausfertigen lassen, und das fünfhundertjährige Gedächtnis dieser großen Begebenheit sollte im vordern Hofe des Carolinum, des nach dem „Vater des Vaterlandes“ benannten Collegiums, auf das feierlichste begangen werden. Balcone und Freigänge waren mit Laubwerk, Draperien und Wappen der böhmischen Kreise geschmückt, alle Fenster mit Kerzen oder Fackeln beleuchtet, an einer Wand prangte unter einem mit Fahnen und Waffen geschmückten Baldachin das Brustbild Karl IV. Eine militairische

---

[1]) Merkwürdig ist, dass die amtliche Wiener Zeitung von dieser Ernennung nichts brachte, sondern nur in der Abend-Beil. Nr. 7 vom 7. April die Notiz zu lesen war: „Erzherzog Franz Joseph soll, wie wir vernehmen, an die Spitze der Landesverwaltung von Böhmen treten“; und ebenso Nr. 9: „Zufolge einer Eröffnung des Ministers des Innern an den Obristburggrafen in Böhmen ist der **Erzherzog Franz Joseph** zum Statthalter des Königreichs Böhmen ernannt worden, und wird seine Bestimmung demnächst antreten“.

Musikbande und ein Sängerchor wechselten mit einander ab, zeitweise unterbrochen von brausenden Vivats aus hunderten von jungen Kehlen, so oft sich einer der Professoren oder akademischen Würdenträger in der frohen Mitte einfand. Die Volkshymne und das Gaudeamus wurden nacheinander gesungen, ein Cylinder und ein Zopf als Symbol des Philisterthums den Flammen geopfert, und zuletzt ein Fackelzug zur steinernen Brücke, auch einem Werke Karl IV., und wieder zurück ins Carolinum veranstaltet, wo man erst gegen eilf Uhr nachts auseinander ging.

Auch am 9. war reichlich Sonnenschein. Vormittags Wahl des neuen Bürgermeisters durch den großen Bürger-Ausschuß. Das Schwenken einer Fahne aus einem Fenster des Rathhauses war das Zeichen der vollzogenen Wahl, was sogleich einen Zusammenlauf von allen Seiten zur Folge hatte, und als nun der Name Dr. Anton Strobach's hinabgerufen wurde, da ertönte Jubel, Hüte und Mützen erhoben sich zum Gruße. Denn Strobach, bis dahin Concepts-Practicant beim Prager Fiscalamt, war ein Mann, der nicht blos als Jurist wegen seines gründlichen Wissens, sondern auch als Mensch wegen seines gediegenen Charakters allgemeine Achtung genoß [1]). Minder gut wurden von Manchen die zwei Bedingungen aufgenommen, die Strobach vor Annahme seiner Wahl gestellt hatte: Ludwig Ruppert als Secretair und eine National-Belohnung für Peter Faster. Der weitverbreitete Unwille gegen den ungeschlachten und aufdringlichen, dabei, wie sich jetzt zeigte, eigennützigen Patron von der „Goldenen Gans“ war begreiflich. Minder begründet war das Mistrauen gegen Ruppert. Er war Deutscher von Herkunft, seit achtzehn Jahren in Prag angesiedelt und von billiger Gesinnung für seine böhmischen Landsleute, was viele Deutsche freilich nicht als Lob anerkennen wollten; dabei hatte sich Ruppert, ungeachtet seines Schwadronirens und wohl auch Bramarbasirens, bei gegebenem Anlasse stets bereit gezeigt auf die Massen, besonders die Arbeiter, beschwichtigend einzuwirken [2]). Ungeachtet dieser nebensächlichen Bedenken war das vormittägige Ereignis des 9. ein glückliches zu nennen, und so verlief auch der Nachmittag und Abend in günstiger Weise: ein Baumgartenfest, veranstaltet von der Studentenschaft zur fünfhundertjährigen Jubelfeier ihrer Alma Mater. Schaarenweise zogen sie hinaus mit ihren rothen, grünen, blauen Mützen die sich, nach

[1]) Die Aufmerksamkeit Trojan's und dadurch des Bürger-Ausschußes auf Strobach hatte Dr. Edmund Šebek gelenkt; MS.

[2]) Šebek MS.

Hansgirg's dichterischem Ausspruch, „wie wandelnde Blumen aus-nahmen", mit blinkenden Waffen, mit ihren Liedern und ihrer Fröhlichkeit. Chöre und Orchestermusik wechselten ab, das „Gaudeamus" wurde an-gestimmt, die Volkshymne mit Begeisterung gesungen, der Kittl'sche Marsch aus den „Franzosen vor Nizza" auf stürmisches Verlangen abgespielt. Es war vielleicht der letzte völlig ungetrübte Tag!

* * *

In der That, die Wonnetage der jungen Freiheit schienen vorbei zu sein, die ernste Politik heischte mehr und mehr ihr Recht, es häuften sich trübe Anzeichen innerhalb und außerhalb der Stadt, es gab Unord-nungen aller Art. An einem Abend in der ersten Hälfte April gab es drei Katzenmusiken in Prag: eine unter Mikowetz' und Dušan Lambl's Anführung[1]) vor den Fenstern des Baron Christian Kotz, weil er als Kreishauptmann des Bunzlauer Kreises in einem Erlasse die Wirksamkeit des Prager Bürger-Comités herabgesetzt habe; die zweite vor denen des Banquiers Fiedler, weil er angeblich einen Brief nach Wien geschrieben und darin vor der Gewährung der zweiten Prager Petition gewarnt habe; die dritte vor der Wohnung eines Professors aus einem nicht näher bekannten Grunde. Bald kamen Juden-Krawalle auf: jetzt gegen den jüdischen Kaufmann Moriz Wehli, der seit Jahren mit Bewilligung des Magistrates ein Gewölbe im Eckhause vom Graben zum Rossmarkt, also „in der Christenstadt" eröffnet hatte, bald gegen den jüdischen Tandel-markt bei St. Galli, ja bis in die Judenstadt hinein, wo den Juden die Hüte angetrieben, ihre Auslagen und Gewölbe angegriffen wurden[2]).

Aus dem offenen Lande vernahm man Fälle wilder Lynchjustiz gegen Diebe oder vermeintliche Brandleger, oft mit einer empörenden Grausamkeit ausgeführt[3]). Die Landbevölkerung wurde nach den ver-schiedensten Richtungen verhetzt. „Ihr Dummköpfe", redete der Roztoker Beamte Joseph Homolka seine Bauern an, „die ihr euch zur Freiheit drängt und nicht wisst warum? Wenn ihr dann zwei Gulden werdet zahlen müßen statt eines, dann werdet ihr eure Freiheit haben!" Ein Gegenstück zu dieser Kundgebung vom Standpunkte der Pleonekten bildete

---

[1]) Frič Paměti III 25 f.

[2]) Näheres Ö. Jb. 1883 S. 193 f.

[3]) Siehe z. B. „Bohemia" Nr. 62 aus Hlinsko 15. April, Nr. 68 aus Hühnerwasser, an welch' letzterer Stelle die Regierung auf „solche sich jetzt öfter wiederholende Fälle von Volksjustiz" dringend aufmerksam gemacht wird.

das Constitutionsfest von Worlik, wo einige Prager Swornoster, darunter Sabina und Slavomil Wáwra, in das Gedenkbuch auf der Ruine Klingenberg die Verse einschrieben:

Wo das Volk herrscht, da Liebe ist —
Wo der Adel, dort Verrätherei!
Verdirb Adel, verdirb, auf dass verende
List, Betrug, Irrthum, Sclaverei! [1])

Wenn das ganze Corps dem sie angehörten von solchem Geiste erfüllt war, dann mußte man sagen, machte es seiner Benennung „swornost = Eintracht" Ehre!! Es kam aber auch vor, dass Leute die sich fälschlich für Swornoster ausgaben im Lande herumzogen, das Volk gegen die Obrigkeiten aufhetzten und allerhand Unfug trieben; die Nationalgarde von Münchengrätz nahm zwei derselben fest und lieferte sie den Behörden aus [2]). Kein Wunder dann, wenn unter dem deutschen Landadel hin und wieder Besorgnisse aufstiegen, die böhmische Bevölkerung habe es auf sie abgesehen, wolle sie aus dem Lande treiben u. dgl. [3]). In all diese Wirren tönten die Hilferufe aus dem Erzgebirge und bald auch aus dem Riesengebirge herüber und riefen das allgemeine Mitleid wach; es bildete sich in Prag ein Frauenverein „zur Linderung des Nothstandes"; es wurden Sammlungen am Eingange zur steinernen Brücke veranstaltet, wobei sich ein garstiger Fall zutrug, der in der Stadt großes Aufsehen machte weil dabei eine achtbare Familie comprommittirt war, und bald auch im Bilde veröffentlicht wurde.

Doch das waren kleinere und größere Übel, wie sie in jener wüsten Zeit auch anderwärts vorkamen. Ungleich wichtiger, ja von unabsehbar folgenschwerem Einfluße war eine Erscheinung, die nach dem so wohlthuenden Einklang in den ersten Wochen der Freiheit erst vereinzelt zutage trat, dann aber rasch um sich griff und in unglaublich kurzer Zeit als gigantisches Unheil vor den Augen aller aufrichtigen Patrioten da stand: der nationale Riss zwischen den beiden Volksstämmen die seit Jahrhunderten friedlich im Lande nebeneinander wohnten.

[1]) Černý S. 28. Die böhmischen Verse lauten:
Kde wládne lid, tam láska jest —
kde šlechta, tam je zráda!
zhyň šlechto, zhyň, ať zhyne lest,
otroctví, klam a wáda!

[2]) Schopf II Nr. LXIX S. 53.

[3]) Vzpomínky F. Pravdy (Vojt. Hlinky); Vlasť 1890/1 VII 820 f.

Es ist ganz und gar unrichtig, wenn man meint dass die Ausbreitung der deutschen Bevölkerung in den nördlichen und westlichen Gegenden Böhmens nur eine Folge des dreißigjährigen Krieges war. Wenn sie auch in dieser Zeit bei der Herabminderung der einheimischen Volkszahl von 3,000.000 auf 800.000 Seelen wesentlich gefördert wurde und erstarkte, so datirt doch ihr Ursprung um zwei Jahrhunderte zurück und gehört mit zu den Folgen der Husitenstürme. Diese Zeit staunenswerther Kraftentwicklung und Siegeszuversicht des böhmischen Volkes war zugleich eine Zeit schrecklicher Verwilderung der Sitten, eine Zeit der Verwüstung und, besonders in jenen Gränzgebieten die unter den Einfällen der Deutschen und der blutigen Abwehr derselben durch Žižka und Prokop zu leiden hatten, vielfacher Verödung des Landes. Das bot Verlockung für Einwanderer, und wieder kamen die Deutschen, aber diesmal nicht feindselig mit Mordwaffen, sondern friedfertig mit Werkzeugen der Arbeit. Auf solche Weise gewann das deutsche Element besonders in der nördlichen Strecke schon mit Beginn des XVI. Jahrhunderts festen Boden und war gegen Ende desselben, also lang vor Beginn des dreißigjährigen Krieges, bereits zu einer achtunggebietenden Macht angewachsen, wovon die rasche Entwicklung der deutschen Literatur auf böhmischen Boden Zeugnis ablegt. Doch diese Literatur war keine der böhmischen grollende oder feindselige, die Gemüther schied damals nicht die Sprache sondern das Glaubensbekenntnis, und so stoßen wir in den Kirchengesängen und erbaulichen Liedern der deutsch-böhmischen Protestanten auf häufige Entlehnung aus den Gesangbüchern ihrer böhmischen Glaubensverwandten, namentlich der böhmisch-mährischen Brüdergemeinden [1]). Auch in allen anderen Richtungen bildete sich ein Verhältnis nachbarlicher Gegenseitigkeit heraus; der Böhme im Lande empfand das Bedürfnis der deutschen Sprache als eines weiter greifenden Umgangsmittels; der Deutsche das der böhmischen als der Sprache der Mehrheit des Landes in welchem er wohnte und wirkte. Hieraus entstand jene weitverbreitete Sitte des

---

[1]) Siehe R. Wolkan Böhmens Antheil an der deutschen Literatur des XVI. Jahrhunderts; Prag, Haase 1890/1. Der erste Band enthält die Bibliographie, und nach dieser läßt sich das stufenweise Anwachsen und Erstarken des deutschen Elementes ermessen: in den beiden ersten Jahrzehnten vereinzelte, wie schüchterne Versuche; von den Zwanziger-Jahren bis 1570 86 Numern; von da jedes Jahrzehnt reicher, das letzte 1590—1599 zählt allein 69 Numern. Die Bücher sind, was nicht minder bezeichnend ist, überwiegend jenseits der böhmischen Gränze verlegt, zumeist in Leipzig und Nürnberg, aber auch in Hamburg, Speyer, Rostock, Bremen u. a.

„Wechsels“, wo deutsche und böhmische Familien ihre Kinder zur Erlernung der andern Sprache für ein oder zwei Jahre auf Tausch in böhmische und deutsche Gegenden gaben. Deutsche wie Böhmen nannten das Land ihre Heimat, deren Wappen der böhmische Löwe, deren Farben weiß und roth, deren Sagen und Geschichte ihnen allen geläufig waren. „Das Reich draußen“ — wie man von Deutschland selbst dann noch sprach, als es kein Reich mehr, sondern nur einen Bund gab — war ihnen beiden ein geographischer Begriff und galt ihnen nicht minder als Ausland wie Italien oder Frankreich. Man befand sich damals in Böhmen selbst im Gegensatze zu Wien und Österreich — Moriz Hartmann's „Böhmische Elegien“ —, mit Ausnahme der nordböhmischen Fabriksbezirke die aus Gewerbsinteresse mehr nach Wien, und der südwestlichen Gränzstriche von Hohenfurt bis Oberplan, die stark nach Linz und dem Lande ob der Enns gravitirten. Das was wir heute den staatsrechtlichen Standpunkt nennen, war damals selbstverständlich; das Bewusstsein der Eigenart und Würde ihrer königlichen Heimat war bei den Deutsch-Böhmen gleich lebendig wie bei ihren slavischen Landesgenossen, in den oberen Schichten der Gesellschaft vielleicht in noch höherem Grade als anderwärts. Als einst in Gegenwart des FML. Fürsten Windisch-Grätz davon gesprochen wurde, dass die böhmischen Stände sich dagegen sträubten ihr Land als „Provinz“ bezeichnen und behandeln zu lassen, sagte er: „Böhmen ist auch keine Provinz!“ [1])

Völlig ungetrübt blieb jenes Verhältnis allerdings nur bis in die Zeit, wo die Sprache und die Literatur der numerischen Mehrzahl der Bevölkerung auf die unteren Classen derselben, auf deren häuslichen Herd und die gottesdienstlichen Übungen in der Kirche beschränkt waren; wo der angesehene Slavist Abbé Dobrowský die böhmische Sprache als ein zukunfts- und für höhere Zwecke aussichtsloses Idiom behandeln und sich an ihr gleich dem Anatomen an einem Cadaver üben konnte; wo Dichter und Gelehrte die wechselvollen Schicksale ihres Heimatlandes nur als die einer todten Vergangenheit behandelten — Cornova, August Gottlieb Meißner, Ebert („Wlasta“, „Čestmir“, „Bretislaw und Jutta“), Anton Müller („Horimir“), Alfred Meißner („Žižka“), Uffo Horn („König Otokar“) u. a. Mit dem Aufkommen der Wlastenci in den dreißiger und vierziger Jahren, mit dem Wachsen ihrer Zahl und ihres Einflußes, mit ihren Ansprüchen auf Geltendmachung ihrer Muttersprache in Schule

[1]) Meine „Geschichte Österreichs“ I 68.

und Amt keimte allerdings und wuchs in gleichem Maße auf deutscher Seite ein gewisses Mistrauen in die Rührigkeit einer zwar immer noch kleinen Partei, deren Ziele aber als Eingriffe und Übergriffe galten. Immer jedoch überwog noch das Gefühl landsmännischer Gemeinsamkeit, und gerade die Märzbewegung brachte dieses Gefühl zu erhöhter Geltung. Der Ruf nach Eintracht, nach gegenseitiger Anerkennung und Willfährigkeit ertönte in Prag lauter als je, und willig erkannten, wie wir gesehen haben, die Deutschen der Landeshauptstadt das größere Verdienst an, das sich ihre anderssprachigen Heimatgenossen um die Erringung der lang ersehnten Freiheit erworben hatten.

Anders war es wohl in manchen der entlegeneren deutschen Gegenden, vor allem in dem von jeher auf Prag eifersüchtigen und neidischen Reichenberg. Schon in den ersten Apriltagen brachte das „Reichenberger Anzeigeblatt" mit großen Buchstaben eine Alarmnachricht aus Prag:

> Die czechischen Ultras oben an, doch im Kampfe untereinander, aber in den lächerlichsten — wenn jetzt etwas lächerlich sein könnte! — Anzügen. Aufgepaßt! Einigkeit ihr deutschen Brüder!

Eben erst hatte das St. Wenzels-Comité — Graf Albert Deym, Uffo Horn, Riedl Trojan ꝛc. — ein Manifest „an die Deutschen Böhmens" ergehen lassen, und gaben jetzt die Prager Schriftsteller mit Ebert, Alfred Meißner, Hanka, Bernhard Gutt an der Spitze eine „Erklärung" ab, worin sie zur Ruhe und Versöhnung mahnten und in feierlicher Weise das Versprechen erneuten, stets bemüht sein zu wollen „die Freiheit und die gleiche Berechtigung der beiden Nationalitäten zu wahren" [1]). Doch es kamen immer wieder Dinge dazwischen, welche den einen oder den andern Theil reizten und die Mahnung zur Eintracht wirkungslos verhallen ließen. Die Prager Deutschen, Gutt, Dr. Franz Klier, Med. Dr. Karl Zimmer als Chorführer, bildeten zu Anfang April einen Verein, der im „sächsischen Hof" (Hôtel de Saxe) zusammenkam und dort eine schwarz-roth-goldene Fahne aussteckte. Sie wurde von böhmischer Seite beschimpft, und die Aufregung war so groß, daß sich die Stadtbehörde an die Veranstalter mit der Vorstellung wandte diese Demonstration „zur Vermeidung von Reibungen" aufgeben zu wollen, was denn auch der Verein mit der Erklärung that, sich mit Vorbehalt seines verfassungsmäßig anerkannten Rechtes bis auf weiteres des Tragens deutscher Farben enthalten zu wollen. Auch nannte sich der Verein, offenbar

---

[1]) Der Wortlaut des Reichenberger Hetz-Artikels Schopf I Nr. LVI S. 92 f., II Nr. LXVII S. 52, vgl. Černý S. 91 f.

um nicht an der Stirn das Losungswort nationaler Scheidung zu tragen, nicht „deutscher", sondern „constitutioneller Verein". Auch die in Prag am meisten gelesenen auswärtigen Blätter, Kuranda's „Grenzboten" und die Augsburger „Allgemeine Zeitung" nahmen anfangs eine versöhnende Haltung ein, von der sie leider mehr und mehr abließen und bald durch ihre Artikel nicht wenig zur Aufreizung der Deutschen gegen die Böhmen beitrugen [1]).

Doch nun kamen die Nachrichten aus Deutschland, der Ruf aus Frankfurt nach deutscher Einigkeit und Einheit, und jetzt gewann bei der Mehrzahl der Deutsch-Böhmen das Stammesgefühl die Oberhand über das Heimatsgefühl. War ihnen noch vor kurzem das böhmische Wlastencenthum mehr ein Gegenstand mitleidigen Herabsehens gewesen, hatte sie das Auftreten des böhmischen Elements in den Märztagen als politischer Factor stutzig gemacht, so erblickten sie jetzt in dem Verlangen nationaler Gleichberechtigung eine ihnen angethane Unbill, eine Verkürzung und Verdrängung der deutschen Nation aus ihrer bisherigen beherrschenden Stellung, ein anmaßliches Widerstreben gegen das was ihnen als das angeborne Recht der Deutschen und des Deutschthums in allen dem ehemaligen und nunmehr wieder erstandenen deutschen Reiche gehörigen Ländern — und dazu zählten ja die österreichischen Erblande — Achtung und Fügsamkeit zu fordern schien.

So war es die deutsche Frage in nationaler, in politischer und in staatsrechtlicher Hinsicht, die von jetzt an die beiden Volksstämme des Landes trennte, jedem von ihnen einen gesonderten Standpunkt

---

[1]) Die A. A. Ztg. brachte Nr. 116 vom 25. April Beil. S. 1852 f. eine Prager Correspondenz ┬ vom 16. „Die Tschechen und die Deutschen", im Geiste der Billigkeit und Gerechtigkeit nach beiden Seiten gehalten und mit den Worten Schiller's schließend „Seid einig, einig!"; eine Redactions-Anmerkung erklärte dem Verfasser, „dass uns die Fortsetzung seiner Beiträge willkommen ist". In den „Grenzboten" 1848 II S. 83—88 erschien ein Aufsatz „Der Czechismus und die deutschen Befürchtungen", dessen Verfasser Cz. eingangs erklärte: „Ich gehöre weder als Czeche noch als Deutsch-Böhme zu den Ultras"; die Redaction fügte eine dessen Gesinnungen anerkennende Zustimmung bei. Allein ich habe in den folgenden Numern der beiden Blätter weder das Zeichen ┬ dort noch die Chiffre Cz. mehr gefunden, sondern gleich die nächsten die Zustände in Böhmen schildernden Artikel waren von einem durchaus entgegengesetzten Geiste erfüllt; z. B. Grenzboten S. 135—139 „Ein böhmisches Kaiserreich" von E. Mi . . . er (Milauer?). Nach Frič Paměti III 11 wäre es Moriz Hartmann gewesen, der viele der Hetzartikel der A. A. Ztg. einem Herrn v. Rochow in die Feder dictirt.

anwies: die Deutsch-Böhmen verlangten den engsten Anschluß ihres Landes an Deutschland, ja Aufgehen jenes in diesem, die slavischen Böhmen, die „Čechen", wie man sie jetzt von deutscher Seite zu nennen begann, waren für die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des österreichischen Kaiserstaates, für Lossagung vom deutschen Bunde [1]). Die Deutsch-Böhmen waren von jetzt an auch gegen die staatsrechtliche Verbindung von Böhmen Mähren und Schlesien, welche die Prager Deutschen zugleich mit ihren slavischen Landsleuten sowohl in der ersten als in der zweiten Prager Petition befürwortet hatten.

4.

Dr. Franz Ladislaus Rieger.

Am 9. April wurde unter dem Vorsitze des neuen Bürgermeisters aus dem großen Prager Bürgerausschuße der zwölfgliedrige kleinere gewählt, den man das Collegium der Stadtverordneten nannte; es waren Graf Franz Thun d. j., Borrosch, v. Helly, Jur. Dr. Advocat Johann Roskoschny, die Müllermeister Johann Slawjk und Johann Wiskočil, die Braumeister Adalbert Wischin und Franz Wanka, Ziegeleibesitzer Franz Ellenberger d. ä., Lohgärber Franz Pstroß, Baumeister Johann Rypota und der unausweichliche Peter Faster.

Aufregung herrschte noch immer wegen der vom Obristburggrafen geplanten Auflösung des St. Wenzels-Comité. Gleich am Morgen des 10. fand eine bewegte Volksversammlung im Garten des Wenzelsbades statt: die Redner sprachen vom Perron des Gebäudes, ihnen gegenüber besetzte eine wohl 2000 Köpfe zählende dicht gedrängte Menge den amphitheatralisch ansteigenden Gartengrund. Hawliček beantragte, daſs ungeachtet der Constituirung des großen Bürger-Ausschußes das St. Wenzels-Comité nicht blos fortbestehe, sondern sich erweitere und verstärke, was sich nach Strobach's Vorschlag am besten durch Verschmelzung mit der obristburggräflichen ständischen Commission ausführen ließe. Uffo Horn und Brauner unterstützten den Antrag und nun verlas Wotka eine Liste von Personen die neu in das Comité zu wählen wären; die ersten Namen wurden einzelnweise, die weiteren aber, weil nicht jeder die berufenen Personen kenne, durch allgemeinen Zuruf angenommen: es

---

[1]) S. die Artikel „Korauhew naše" (Unsere Fahne) Pražské Nowiny č. 23; „Rakausko a Německý spolek" (Österreich und der deutsche Bund) Kwěty č. 35 u. a. m.

waren darunter Bolzano, Šafařik und Palacký, Weinhändler Czarda, Müller Wáwra, die Med. Doctoren Čejka und Hamernik die Advocaten Daniček und Horaček, Jur. Dr. Eduard Brzorad, Pastor Friedrich Wilhelm Košuth, Wenzel Štulc und Pfarrer Krolmus, Ritter von Neuberg, die Grafen Buquoy, Friedrich Deym, Albert und Erwein Nostitz, die Dichter Egon Ebert, Moriz Hartmann und Alfred Meißner, Karl Jaromir Erben, Wenzel Nebeský und Joseph Wenzig, Fabricant Przibram ꝛc. — wie man sieht aus allen Ständen und aus den dem Lande angehörigen zwei Nationalitäten und drei Confessionen[1]). Auch die Cohorten der Studentenschaft sollten ihre Vertretung haben und es erging diesfalls eine Einladung an die Universität. Bei den Juristen schwankte die Wahl zwischen Joseph Jireček den die slavischen, und Anton Banhans den die deutschen haben wollten, bis die Mehrheit für den erstern entschied; immerhin sprach es für einen merkwürdigen Instinct dieser jungen Leute, der sie zwei ihrer Commilitonen herausfinden ließ die zu einer so bedeutungsvollen Zukunft berufen sein sollten. Unter den Vertretern der Studentenschaft war auch der Techniker Wenzel Kleinert, der sich vorlaut und keck, eine Natur à la Vansen, mehrfach an den Verhandlungen betheiligte, während Jireček nur selten dabei erschien.

Am 11. April gab Stadion seine Zustimmung zu der neuen Schöpfung, und so war der große National-Ausschuß (Národní Wýbor), das National-Comité gebildet, in welchem der Obristburggraf den Vorsitz führen sollte und das sich von allem Anfang als eine Körperschaft kundgab, welche die gesammten Angelegenheiten des böhmischen Landes in die Hand nehmen würde.

* * *

Unter den Gewählten vom 10. April fand sich der Name eines jüngern Mannes, der zur Stunde nicht in Prag weilte, von dem es aber

---

[1]) Vollständiges Verzeichnis bei Schopf II Nr. LXXXI S. 72. S. auch „Bohemia" Nr. 58 „Die zweite Prager Volksversammlung"; der Berichterstatter schätzt die Menge auf 2000 Köpfe: „dennoch war die Haltung der Versammlung eine unter Berücksichtigung der Umstände bewundernswerth feste und ruhige". S. auch Meißner II S. 27—33; nur knüpft er an diese Versammlung im Wenzelsbade den Massenzug auf die Kleinseite, der nicht an diesem Tage sondern am 31. März stattgefunden hat; s. oben S. 125 Anm.; die Versammlung am 10. April ging ganz ruhig auseinander.

in den letzten Tagen bekannt geworden war daß er sich auf der Heimkehr befinde: der Name Rieger's.

Seine Voraltern stammten aus Deutschland, waren aber längst bohemisirt. Urkundliche Andeutungen lassen vermuthen daß sie schon im XVI. Jahrhundert aus Nürnberg, wo dieser Name häufiger vorkommen soll, nach Prag eingewandert waren und hier zumeist das Goldschmiedgewerbe getrieben hatten. Es haben sich deutsche und böhmische Schriftstücke erhalten, wo der Name gleichzeitig von einer und derselben Person Rieger, Ryger, auch nach böhmischer Schreibweise, in der man den G-Laut nicht kennt, Ryker geschrieben erscheint. Im XVII. Jahrhundert tauchen sie im nordöstlichen Böhmen auf den Gütern der Waldsteine auf. Ein Zacharias Ryger oder Ryker ist Burggraf auf Bělohrad (Neudorf) bei Neu-Paka und gräflicher Regent aller Waldstein'schen Herrschaften; ein Joseph ist Burggraf des Grafen Berthold Waldstein auf Altenbuch und Marschendorf und wird, als Graf Berthold als Kreishauptmann in Königgrätz fungirt, dessen Kreissecretär. Gegen Ende des Jahrhunderts betreibt ein Zweig der Familie das Müllergewerbe in Bělohrad, in Tample bei Lomnic, in Semil bei Eisenbrod. Es sind wohlhabende und angesehene Männer, in den Matriken erscheinen sie als „gestrenge Herren" (urozený pán), als „wohlbestellte Burggrafen", führen Wappen und Insiegel.

In der Semiler Mühle erblickte unser Rieger am 10. December 1818 das Licht der Welt und erhielt in der Taufe den Namen Franz Xaver. In seinem sechsten Lebensjahre wurde er, da ihn sein lebhaftes Temperament in der Mühle wiederholt in ernste Gefahr gebracht hatte, zu seinem Taufpathen Pfarrer Kramař in Hochstadt gegeben, wo er die böhmische Schule besuchte. Mit acht Jahren kam er zu dem Schullehrer Karášek in Schumburg bei Gablonz, wo er bei seiner großen Begabung ein doppeltes Deutsch erlernte, die Schriftsprache bei seinem Quartierherrn und den Dialekt von seinen Spielkameraden. Er gebrauchte den Dialekt noch in der Gymnasialzeit als Sport mit Mitschülern aus der Gablonzer Gegend, und eignete sich anderseits Geist, Rhythmus und Aussprache des reinen Deutsch in solchem Grade an, daß es ihm in seinem spätern Leben nicht selten widerfuhr, daß man ihn für einen gebornen Deutschen hielt und sein Böhmischthun für blose Affectation erklärte. Während seiner Universitätsjahre — das erste privat in Semil, da sein Vater den Plan nicht aufgeben wollte ihn zum Besitz- und Gewerbsnachfolger seiner Mühle

heranzuziehen, das zweite in Wien, das dritte und vierte in Prag — nahm er, nach damaliger Wlastencenart, zu seinem Taufnamen den selbstgewählten Ladislaus an und trat nicht blos mit allen böhmischen Celebritäten jener Zeit, sondern auch mit hervorragenden polnischen Patrioten, Lesław Lukaszewicz, Betkowski, den Brüdern Longchamps, dem Fürsten Georg Lubomirski in strebsame Berührung. Beziehungen der letztern Art waren es, die ihm bei der Polizei den Verdacht staatsgefährlichen Treibens zuzogen; er machte durch sechzehn Tage Bekanntschaft mit den Nicht-Bureau-Räumen der Prager Stadthauptmannschaft, und obwohl er zuletzt als straflos, höchstens einer Unvorsichtigkeit schuldig, freigelassen wurde, hatte dieser Zwischenfall doch zwei Folgen, die für seinen ganzen künftigen Lebenslauf entscheidend blieben. Die eine war die nicht abzuweisende Überzeugung dass ihm durch jene Comprommittirung der Weg zu einem Staatsdienst versperrt sei, daher er sich entschloß die Advocatur zu ergreifen. Die andere Folge aber war die einer plötzlichen Berühmtheit; sein Haupt umstrahlte in den Augen aller Wlastenci männlichen und weiblichen Geschlechts der Glorienschein eines Märtyrerthums für die nationale Sache und er genoß in frühen Jahren das nicht ganz ungefährliche Behagen des Horazischen „digitis monstrari et dicier hic est“.

Mit der Advocatur hatte es bei ihm vorderhand keine Eile; sein Vater hatte, dem ausgesprochenen Drang seines Sohnes nach höheren Zielen gegenüber, seinen Lieblingsplan mit der Semiler Mühle zuletzt aufgegeben. Der Sohn verfügte über ausreichende Mittel für ein anständiges Fortkommen, legte mit Muße seine strengen Prüfungen ab und erregte neuerliches Aufsehen durch seine Disputation und Promotion, bei denen er, was bis dahin unerhört war, den Gebrauch der zweiten Landessprache öffentlich zur Geltung brachte. Bei der Disputation gab sich zum erstenmal das Feuer, aber auch mancher Unbedacht seiner Beredsamkeit kund. Unter den Sätzen zur Vertheidigung hatte er — in der damaligen Sedlnitzky'schen Zeit ein kühnes Wagnis! — auch den gewählt, dass Repressiv-Maßregeln gegen Misbrauch der Presse Präventiv-Maßregeln vorzuziehen seien. Es mag manchem der älteren Herren auf den Professoren- und Doctoren-Bänken schon über dieses Thema etwas heiß geworden sein. Als aber der Herr Doctorand gar das Argument gebrauchte: „Wenn Jesus Christus seine Lehre dem Kaifas und Pontius Pilatus zur Censur hätte vorlegen müßen, so hätten wir heute kein Christenthum“, da

war es dem fungirenden Decan Dr. Mudroch gerade genug; inmitten der sichtlichen Bewegung, die darüber unter den Zuhörern entstand, gab er den Bläsern und Paukern mit heftiger Gesticulation das Zeichen, der solenne Tusch erfolgte, und die akademische Feierlichkeit hatte ein Ende.

Neben diesen Doctoratsstudien hatte sich Rieger eifrig mit böhmischer Literatur befasst, sie vielfach unterstützt, und zeitweise längere Fußtouren durch fast alle Gebiete des Kaiserstaates unternommen. Dabei mochte er seinen Kräften in jugendlicher Überschätzung zu viel zugemuthet haben; ein vernachläßigter Katarrh entwickelte sich zu einem Bluthusten, so dass er auf den Rath des Med. Dr. Joseph Čejka, auch eines Wlastenec, im Herbst 1847 einen längern Aufenthalt in Italien antrat. Um die Mitte März 1848 befand er sich in Rom, als er im Palazzo di Venezia vom Botschaftsrath v. Ohms die überraschende Kunde von der Ertheilung der Constitution erhielt. Allsogleich war sein Entschluß gefasst; er reiste mit einem Grafen Amadei, der in Rom eine Erbschaftsangelegenheit betrieben hatte, und dem landsmännischen Bildhauer Johann Meixner auf dem schnellsten Wege nach Wien und traf dort mit der zweiten Prager Deputation zusammen, die ihn sogleich als Mitglied aufnahm.

In Wien ging zur Zeit ein wichtiger Personenwechsel vor sich. Am 3. April dankte der Hofkammer-Präsident Baron Kübeck, am 4. Graf Kolowrat, am 5. Erzherzog Ludwig ab; die Hauptpersonen im Ministerium waren jetzt Graf Ficquelmont als Minister des Äußern und Baron Pillersdorff für das Innere; die Finanzen übernahm Baron Philipp Kraus, das Kriegswesen FML. Peter Zanini. Diesen Veränderungen war es wohl mit zuzuschreiben dass die Regierung, beim besten Willen den böhmischen Landeswünschen entgegenzukommen, mit der Erledigung derselben noch immer nicht fertig geworden war. Auch hatte sie mit Gegnern derselben zu rechnen. Die in Wien weilenden Deutsch-Böhmen — die Jur. Doctoren Emil Rößler und Hermann Suttner, Med. Dr. Ludwig v. Löhner, wohl der Diabolus rotae, Joseph Rank, Julius Seidlitz (von Haus aus Itzig Jeiteles) u. a. — überreichten Pillersdorff eine Adresse gegen die Prager Petition; der Verein hielt häufige Sitzungen und ließ es an Aufrufen und Sendboten in die Heimat nicht fehlen. So brachte denn Rieger mit seiner imposanten Persönlichkeit, seiner Rednergabe, seinem gewinnenden Wesen seinen etwas in die Enge getriebenen Genossen erwünschten Succurs. Er konnte an der Verhandlung Trojan's mit dem Minister Pillersdorff theil-

nehmen und den böhmischen Text des Entwurfes der Kaiserlichen Entschließung abfassen. Dieselbe erfolgte am 8. April, am 10. traten die Deputirten den Heimweg an, hielten sich ein paar Stunden in Olmüz auf, wo Rieger nach einem ermüdenden Vortrage Trojan's die mährischen Zuhörer einigermaßen erwärmte, und trafen am 11. morgens in Prag ein, diesmal in aller Stille, ohne Zuruf, ohne jedes Gepränge, nur eine Abtheilung Nationalgarde war ausgerückt.

Dafür war der thatsächliche Erfolg um so erfreulicher. Die Deputirten begaben sich zuerst in das Altstädter Rathhaus, vor welchem eine Tribüne errichtet und eine Abtheilung Swornost als Ehrenwache ausgerückt war. Rieger[1]) las den Text der Allerhöchsten Entschließung, die mit stürmischem Sláva, mit Fahnenwehen und Trommelwirbel aufgenommen wurde. Denn es war darin, nicht mehr verclausulirt und auf die Zukunft vertröstend wie in dem Bescheide vom 23. März, sondern bestimmt und klar den Hauptpunkten der Petition volle Rechnung getragen: nationale Gleichberechtigung, nächstens einzuberufender böhmischer Landtag, Errichtung verantwortlicher Central-Behörden in Prag, selbständige Gemeindeverfassung, Aufhebung aller Patrimonial- und privilegirten Gerichte; nur die „Vereinigung der Länder Böhmen Mähren und Schlesien unter einer Central-Verwaltung in Prag und einem gemeinschaftlichen Landtage" war an den nächsten Reichstag verwiesen, „wobei die eben genannten Länder vertreten sein werden" [2]). Eine abermalige Verlesung erfolgte in den Räumen des Gewerbevereines bei St. Galli an den neu gebildeten National-Ausschuß — auch hier große Befriedigung. Am 12. wurde im St. Veits-Dom ein feierliches Hochamt abgehalten, welchem die Generalität mit dem Erzherzog Karl Ferdinand, der sich von da an großer Beliebtheit erfreute, das Gubernium mit dem Grafen Stadion, das Appellations-Gericht, die Stadtvertretung ꝛc. beiwohnten. Abends glänzende Stadtbeleuchtung — diesmal ohne Finsternis!

* * *

---

[1]) „Rieger trat anfangs bescheiden auf. Er war ein hübscher Mann von sanften einnehmenden Gesichtszügen, auch sein Organ war angenehm, er sprach besonnen und hatte das Zeug dazu eine einflußreiche Rolle zu spielen". So schildert ihn Emanuel Max Zweiundachtzig Lebensjahre S. 264; nur wenn der Verfasser hinzufügt: „Später wandte er sich ganz von seiner deutschen Abstammung ab und wurde Führer und leidenschaftlicher Vertreter der tschechischen Nation", so beweist Max damit dass er über Herkunft und Vorleben Rieger's schlecht unterrichtet ist.

[2]) Wortlaut bei Schopf II Nr. LXXXII S. 72—75.

Noch ein zweiter folgenschwerer Schritt sollte am 11. erfolgen: es war Palacký's offenes Schreiben an den Frankfurter Fünfziger-Ausschuß, worin er die Einladung desselben, die deutsche National-Versammlung aus Böhmen zu beschicken, aus geschichtlichen und staatsrechtlichen Gründen ernstgemessen zurückwies. Das Schreiben erschien am 13. im „Constit. Blatt aus Böhmen" Nr. 11[1]), wo am Tage zuvor ein Aufsatz Dr. Anton H. Springer's „Böhmen und das Frankfurter Parlament" zu lesen gewesen war. Palacký's Schreiben machte ungemeines Aufsehen und erregte begreiflicherweise bei der einen Partei ebenso großen Beifall, als sich die andere dadurch verletzt und abgestoßen fühlte. Von dieser letztern Seite erhoben sich sogleich Gegenstimmen, so Alfred Meißner's „Brief an Herrn Franz Palacký" in demselben Blatte Nr. 15 vom 18., „Eine deutsche Antwort an den Slaven Palazký" von M. W. in A. A. Ztg. Beil. zu Nr. 123 u. a. m. Immerhin waren das nur private Kundgebungen; man mußte abwarten was von maßgebend berufener Seite erfolgen würde.

Die entscheidende Stimme im Lande hatte, wie jetzt die Dinge standen, ohne Frage der National-Ausschuß, der bereits regelmäßig functionirte[2]). Am 12. April wurde im Altstädter Rathhause die erste Sitzung abgehalten, wo man Rieger mit dem Entwurf einer Geschäftsordnung betraute; am 13. übersiedelte er auf die Kleinseite, hielt dort einige Tage im alten Landhause seine Sitzungen und ließ sich dann bleibend im St. Niclas-Gebäude, in dem gegen den Ring gekehrten Tracte, nieder. Die einzelnen Sectionen traten wohl auch anderwärts zusammen; so jene für die Verfassung, kurzweg Constitutions-Ausschuß genannt, im Palais ihres Obmannes, des Grafen Albert Nostitz, der in der Regel auch das Referat führte.

Der Constitutions-Ausschuß, welchem die bedeutendsten Männer angehörten, hatte in erster Linie die künftige Zusammensetzung des Landtages zu berathen. Die Aufgabe war nicht leicht. Es galt festzustellen in welcher Weise die Masse der Bevölkerung am Landtage theilzunehmen habe; welche Geltung den bisher privilegirten Ständen und Städten zu belassen, wie das Wahlrecht zwischen den Städten und dem offenen

---

[1]) S. auch Schopf II. Nr. LXXXIII S. 76—80.

[2]) Die dem National-Ausschuß ursprünglich angehörigen Mitglieder, die am 2. und dann am 10. dazu gewählten, sowie die Eintheilung in 12 Sectionen s. Černý 119—124; auffallend ist daß der Name des Dr. Edmund Šebek nicht vorkommt.

Lande zu vertheilen wäre. Es bestand damals keine Eintheilung Böhmens die sich den zu schaffenden Wahlbezirken zugrunde legen ließ, die Gutsherrschaften waren unmöglich, die Kreise zu groß, neue Bezirke zu schaffen fehlte es an Zeit; man entschied sich zuletzt — wenn ich nicht irre, auf Palacký's Vorschlag — für die auf Jahrhunderte zurückreichenden bischöflichen Vicariate. Nicht minder wichtig war die Frage der Stellung Böhmens im Kaiserstaate und zu demselben. Was die Beschickung des allgemeinen Reichstages betraf, so beantragte Šebek dass die Abgeordneten dahin aus und von dem böhmischen Landtage gewählt werden sollten; Palacký neigte sich zu ihm hinüber und sagte: „Darin liegt der Schwerpunkt“. Palacký war es wohl auch der die Gesammtgestaltung des österreichischen Kaiserstaates nach Nationalitätsgruppen anregte: Deutsch-Österreich, das Gebiet der böhmischen Krone, Galizien mit der Bukowina, die magyarischen, die süd-slavischen Länder, Lombardo-Venetien.

Auch in den andern Sectionen, für Gemeinde-Ordnung (III), für Schulangelegenheiten (IV), für Unterthänigkeits-Verhältnis und Robot (VII) rc. wurde fleißig gearbeitet; sie saßen mitunter, mit der nothwendigen Unterbrechung, von 8 Uhr morgens bis in den sinkenden Abend. In der Section für bäuerliche Angelegenheiten stellten Branner und Strobach den Antrag: die Section möge ihre Protocolle in den von Karl Hawliček kurz zuvor gegründeten „Národní Nowiny“ (erste Nr. 4. April) veröffentlichen und alle böhmischen Gemeinden hierauf aufmerksam machen, was Stadion in einem amtlichen Rundschreiben that. Man hat dem National-Comité von manchen Seiten Zersplitterung vorgeworfen, es habe sich oft mit Kleinigkeiten befasst, darüber viel Zeit verloren, die es ausschließlich seinen großen Geschäften widmen sollte[1]). Die Thatsache war richtig, doch der Vorwurf ungegründet, da es die Lage der Dinge so mit sich brachte. Der National-Ausschuß war jetzt, wie früher in kleinerem Maßstabe das St. Wenzels-Comité, so ziemlich alles in allem, er wurde mit Anfragen und Anliegen jeder Art bestürmt, alles wandte sich an ihn. Er war ein vorläufiges Surrogat des constitutionellen Staatslebens, er vertrat, oder wurde so angesehen als ob er sowohl den Magistrat als die Polizei, deren Ansehen und Machtsphäre vielfach gelähmt waren, vertrete. Dazu kamen Wortkämpfe in Geschäftsordnungssachen, Gränzstreitigkeiten über den Wirkungskreis der einzelnen

[1]) Nebeský Od 11. března do 11. července Č. Č. M. 1848 II str. 105—108.

Sectionen, wie dies bei neu entstandenen Gewalten und in noch ungeübten Versammlungen vorzukommen pflegt und überall vorgekommen ist[1]).

Im Ganzen kann der im National-Comité herrschende Geist als vorwaltend conservativ bezeichnet werden; selbst unter den liberalen Mitgliedern waren die meisten entschieden für Ruhe und Ordnung. Den Vorsitz in den allgemeinen Versammlungen führte der Obristburggraf. Doch Stadion war mehr Puppe als wirklicher Präsident. Er zeigte sich der böhmischen Sprache nur wenig mächtig, er hatte im öffentlichen Leben keine Erfahrung, für parlamentarische Verhandlung kein Verständnis, er war geistig nicht rührig und findig genug um sich in die neue Lage hineinzufinden. Bei seiner Unbeholfenheit kam ihm die Mithilfe Rieger's, der seinen Platz an Stadion's Seite nehmen mußte, erwünscht; Rieger und auch Strobach gaben ihm Dolmetsch und Einbläser ab, erläuterten ihm die gestellten Anträge und formulirten die zu gebenden Bescheide, so daß im Grunde diese beiden es waren welche die Verhandlungen leiteten.

Auch war wohl Stadion in seinem Innern nicht mehr recht bei der Sache, seit dem verhängnisvollen „Podepsal“ waren sein Muth und sein Ansehen gebrochen. Am 15. hatte er die A. H. Entschließung in Händen, laut welcher der von ihm erbetene Rücktritt von seinem Dienstposten genehmigt und Graf Leo Thun zum Gubernial-Präsidenten von Böhmen ernannt wurde. In einer würdig gehaltenen Kundmachung[2]) erklärte er daß es nothwendig erscheine „daß ein Mann an der Spitze der Verwaltung Böhmens steht, der einen in Böhmen bekannten Namen trägt, an der Entwicklung der politischen Zustände seines Vaterlandes der letztern Jahre selbst Antheil genommen hat, durch seinen längern Aufenthalt in Böhmen mit den Wünschen und Bedürfnissen des Landes vertraut ist und das Vertrauen der Nation genießt“ — jedes dieser

[1]) „Man muß auch fragen, ob es in dieser Zeit der Aufregung möglich war allerhand Anliegen die von Einzelnen vorgebracht und als hochwichtig betrachtet wurden, de plano abzuweisen, ohne Anlaß zu Klagen, Recriminationen und neuer Aufregung zu geben. Mit was für Lappalien und Kleinigkeiten hat sich nach Taine's Schilderung die französische National-Versammlung 1790 abgegeben und bis zum Extrem aufgeregt“. Briefliche Mittheilung meines Freundes Rieger Prag 14. März 1893. — Eine stenographische Aufnahme der Verhandlungen im National-Comité gab es meines Wissens nicht; doch haben sowohl Klutschak's „Constit. Bl. a. B.“ als Hawlíček's „Nar. Nowiny“ regelmäßige und meist ziemlich ausführliche Berichte darüber gebracht.

[2]) Schopf II Nr. XCIII S. 90 f.

Worte war augenscheinlich auf seinen Nachfolger Leo Thun gemünzt, wie es denn nahe liegt, daſs Stadion selbst auf Thun, dessen Eigenschaften er in Galizien kennen gelernt, in Wien aufmerksam gemacht hatte. Stadion nahm Abschied vom Lande Böhmen, das „jene schöne Zukunft bald verwirklicht sehen möge, die der Nation in ihren neuen politischen Institutionen geboten ist — dies ist der heiße Wunsch der meine Brust bis an meine letzten Lebenstage beseelen wird".

5.

Die Wahlen nach Frankfurt und die octroyirte Verfassung.

Mit dem Wechsel im Präsidium der Landesstelle war Allerhöchsten Ortes die Ernennung des Erzherzogs Franz Joseph zum Statthalter von Böhmen mit Joseph Klezanský und Grafen Prokop Lažanský als Statthaltereiräthen zur Dienstleistung, und dem Grafen Joseph Mathias Thun zur Leitung der ständischen Angelegenheiten erfolgt [1]), und Stadion empfing die Weisung „dem neu ernannten Herrn Gubernial-Präsidenten Leo Grafen Thun nach seinem Einlangen in Prag die Gubernialgeschäfte, dem Herrn Oberstlandkämmerer Joseph Mathias Grafen Thun aber sogleich die Leitung der ständischen Angelegenheiten nach der bisherigen Übung zu übergeben". Im National-Ausschuße stellte Trojan sogleich den Antrag, eine Deputation an den Erzherzog mit der Bitte zu senden, daſs Höchstderselbe sobald als möglich im Königreiche erscheinen möge. Doch in Wien scheint der Entschluß, kaum daſs er gefaſst und verkündet worden, Bedenken hervorgerufen zu haben, deren Gewicht sich in jenen schwierigen Zeitläuften nicht verkennen ließ. Unter dem Vorwande daſs Graf Thun nicht sogleich auf seinem Posten eintreffen könne und eine „Zwischenzeit" eintreten müße, wurde dem jugendkräftigen Erzherzoge „von seinem durchlauchtigsten Herrn Vater die Erlaubnis gegeben, auf einige Tage durch Tyrol nach demjenigen Theile des lombardo-venetianischen Königreiches zu reisen welcher gegenwärtig

[1]) Schreiben Pillersdorff's an Rudolf Stadion vom 13. April, Kundmachung Stadion's vom 15. Schopf II Nr. LXVI S. 52. — Jetzt erst erfolgte in der Wr. Ztg. Nr. 104 vom 13. die amtliche Kundmachung der Berufung des Erzherzog-Statthalters zugleich mit der Annahme der Resignation Stadion's und der Ernennung seines Nachfolgers als Gubernial-Präsidenten.

die Aufmerksamkeit aller auf sich zieht". Dem entsprechend erging der Bescheid nach Prag [1]), wo man in Folge dessen die Rückkunft des ernannten Statthalters vom italienischen Kriegsschauplatze abzuwarten hatte. Zu Mitgliedern der seinerzeitigen Deputation wurden jetzt schon gewählt: Wácslaw Štulc, Ritter v. Neuberg, Baron Villani, Graf Joseph Mathias Thun und Dr. Rieger; die Vertretung der Stadt Prag, die Nationalgarde und die Universität sollten eingeladen werden sich durch einige ihrer Mitglieder an der Deputation zu betheiligen; als Vertreter der Landbevölkerung wurde J. Krouský in Aussicht genommen [2]).

Nunmehr trat die deutsche Frage in den Vordergrund. Pillersdorf schrieb die Wahlen zum Frankfurter Parlamente aus. Dies sollte auch für Böhmen gelten und Stadion rief einige Mitglieder des National-Comité zusammen, die mit aller Entschiedenheit eine solche Ausschreibung ablehnten, 18. April. Die Einsprache fand Widerhall auf der Straße, wo das Spottlied „Šuselka nám píše" unter den Böhmen ebenso rasche Verbreitung fand als es den Deutschen neuen Stoff zum Verdruße bot [3]). Es kamen am 19. (Char-Freitag) sechs in Wien studierende Landsleute in Prag an „um die Osterferien in ihrer Heimat zu verbringen". So unverfänglich dieser Anlass war, so trug er dazu bei, die Aufregung unter den einheimischen Deutschen zu steigern. In einer im Convictsaale veranstalteten Versammlung des Constitutionellen Vereins fielen die heftigsten Reden. Heinrich Reutter bespöttelte „das kleine Häuflein der Čechen", die nur darum so viel Lärm machten damit die Welt glauben solle dass sie auch etwas seien; Hus und Žižka seien blose Chimären, die böhmische Krone gehöre in die Rumpelkammer, und anderes dergleichen, so dass selbst Kreuzberg sich veranlasst fand ihn zu mahnen dass er sich einige Mäßigung auferlege. Dr. Gustav Große enthüllte das Schreckgespenst einer Bartholomäusnacht die den Prager Deutschen von „čechischer" Seite drohe, während Meißner es nicht begreifen wollte wie sich Palacký als „Čeche" geriren könne, da er doch seine Geschichte Böhmens in deutscher Sprache schreibe. Zuletzt wurde eine Deputation nach Wien beschloßen um dort an höchster Stelle Klage über

---

1) Amtliches Communiqué Wr. Ztg. Nr. 119 vom 29. April.

2) Černý 86 f.

3) Schopf II Nr. XCIX S. 96. Als Verfasser des Gassenhauers galt anfangs Vilém Dušan Lambl; später entpuppte sich als solcher Karl Hawlíček.

die Anmaßungen der „Čechen" zu führen und auf unverweilte Vornahme der Wahlen für das deutsche Parlament zu dringen [1]).

In der That hatte die Erhitzung der Gemüther in manchen von der Hauptstadt entlegeneren deutschen Kreisen, wo durch Gerüchte die Prager Zustände in der grellsten Weise verschrien wurden, einen solchen Siedpunkt erreicht, dass man den Führern der Nationalpartei alle Flüche zusandte, Palacký und Rieger am liebsten „am Galgen baumelnd" gesehen haben würde [2]). Zur selben Zeit war in Wien Dr. Schütte wegen seines aufreizenden agitatorischen Treibens vor die Polizei geladen und ihm bedeutet worden sich reisefertig zu machen; um ½1 Uhr nachmittags saß er mit dem Polizei-Commissair Eugen Ritter v. Henriquez im Coupé und traf am 20. in Prag ein, wo ihm vorsichtiger Weise nicht gestattet wurde sich aufzuhalten; der „Sturmvogel", wie ihn Alfred Meißner nicht mit Unrecht nannte, würde in die schon herrschende Aufregung neuen Zündstoff gebracht haben [3]). Hingegen spielte sich eine deutsche Manifestation andern Charakters als die früher erwähnten gehäßigen Auslassungen ohne großes Aufsehen, ja nicht ohne Sympathiebezeigungen von böhmischer Seite ab: es waren zehn Freiwillige die am Char-Samstag ihre Fahrt auf den schleswig-holstein'schen Kriegsschauplatz antraten; ihr Führer war Karl Kolb [4]), ein hochgewachsener schöner Mann mit schwarzem Vollbart, ein Dreißiger, wie es scheint, aus dem Reich, jedenfalls ein Deutscher von gemäßigter Gesinnung; ihre Fahne trug eine Aufschrift in rothen Lettern: „Mit Gott ihr Brüder — s Bohem bratři!".

In der „Wiener Zeitung" erschien jetzt eine amtliche Erklärung über die Bedeutung der Wahlen zur Frankfurter National-Versammlung: es sei mit der ministeriellen Verfügung keineswegs „ein unbedingtes Anschließen an Deutschland" gemeint; es sei vielmehr „der feste Vorsatz der Regierung, die Sonder-Interessen der einzelnen zur österreichischen Monarchie gehörigen Länder, die Selbständigkeit ihrer inneren Verwaltung zu wahren", und habe sich die Regierung die „Zustimmung zu jedem von der Bundesversammlung gefaßten Beschluße unbedingt vorbehalten".

---

[1]) Frič Paměti III 9 f.

[2]) Pravda a. a. O.

[3]) Meißner II 54 f. — Schütte's „Erklärung" Const. Bl. a. B. Nr. 19 vom 22. April.

[4]) Frič III 26 nennt irrthümlich einen Juristen Kraumann.

Gleichzeitig richtete das Wiener Central-Wahl-Comité — aus dem „Nied.-Österr. Landhaus" unterzeichnet von Baron Andrian und Dr. Joseph v. Würth — an den Prager National-Ausschuß die dringende Aufforderung sich von den Wahlen nicht auszuschließen, da „bei Ermangelung der Vertretung Böhmens beim deutschen Parlament Österreich den anderen deutschen Staaten gegenüber nicht den ihm gebührenden Platz einnehmen" würde. Obwohl nun Stadion die ministerielle Erklärung mit dem weitern Beisatze kundmachte, dass keine Verbindlichkeit zur Vornahme der Wahl vorliege und es daher sowohl jedem Einzelnen als ganzen Bezirken unbenommen sei jener „Aufforderung Folge zu geben oder davon keinen Gebrauch zu machen", verharrte der National-Ausschuß bei seiner Ablehnung und die IX. Section wurde beauftragt ein Gutachten in diesem Sinne auszuarbeiten.

In den deutschen Kreisen Böhmens war man selbstverständlich der gerade entgegengesetzten Ansicht und betonte mit Eifer die Thatsache, dass selbst aus der vorwiegend böhmischen Stadt Deutschbrod ein Aufruf eingelangt war, in welchem „der innige Anschluß Böhmens an Deutschland", doch mit der „Garantie dass von Bundeswegen die Nationalitäten geachtet werden", verlangt wurde [1]). Die Übellaune auf deutscher Seite wurde gesteigert, als man in Erfahrung gebracht haben wollte, Graf J. M. Thun habe einer Deputation deutscher Landsleute aus dem Saazer Kreise, die sich an den National-Ausschuß mit der Bitte um Belehrung wandte, den Bescheid ertheilt, dass jener einen Verrath am Vaterland begehe der die deutschen Farben trage oder die schwarz-roth-goldene Fahne aufstecke. In der Sitzung vom 24., Oster-Montag, entwickelte Graf Wurmbrand das Gutachten der IX. Section, das in der Ausführung gipfelte, dass die Beschickung des deutschen Parlaments aufregend, unnütz, gefährlich für das Land, für Österreich, ja für die Dynastie sei, und stellte im Namen der Section den Antrag eine Deputation zu wählen, die dem Kaiser eine Petition zu überreichen hätte: Se. Majestät geruhe das Ministerium anzuweisen, es von seinem Vorhaben die Wahlen zum deutschen Parlamente in Böhmen auszuschreiben wieder abkommen zu lassen [2]). Die Mehrheit der Versammlung, die den

[1]) Schopf II Nr. CXII S. 117 f. Zu bemerken ist übrigens, dass diese „Protestation" eine heftige Gegenerklärung anderer Bürger von Deutschbrod hervorrief, Černý 176 f.

[2]) Schopf II Nr. CIX S. 112 — Nr. CXI S. 117. Über die Sitzung vgl. NN. č. 18 vom 26. S. 70 und Grenzboten II S. 146 f.

Vortrag Wurmbrand's wiederholt mit stürmischem Jubel unterbrochen hatte, stimmte seinem Schlußantrage bei und wählte ihn, dann Borrosch und Jarosch zu Mitgliedern der Deputation. Jetzt erklärten Kolb, Klier, Zimmer und drei andere Deutsch-Böhmen ihren Austritt aus dem National-Comité [1]), gegen welches von da an in den deutschen Gegenden des Landes ernstlich geschürt wurde. Aus Reichenberg, Saaz und andern Städten liefen Verwahrungen gegen die Wirksamkeit des „sogenannten" National-Comités ein, das nicht einmal für die Prager Bevölkerung, weil nicht aus freier Wahl derselben hervorgegangen, als wahrer Vertretungskörper gelten könne [2]). In den häſslichen Streit wurde auch der milde und gerechte Exner einbezogen, indem die Prager Zeitung die Nachricht brachte, er sei in Wien Präsident einer Gesellschaft zur Unterdrückung der Slaven in Böhmen und Mähren; Exner erhob ernste Einsprache gegen diese Verleumdung, da er, wofür er sich auf das Zeugnis „unseres edlen Šafařík" berufen könne, nie einem andern Grundsatz gehuldigt habe, als dem „der gleichen Berechtigung aller den österreichischen Kaiserstaat bewohnenden Nationalitäten" [3]).

Für die minder billig urtheilenden Deutschen gab es noch einen andern Punkt, der ihnen im gleichen Maße widerstrebte, wie ihren böhmischen Landsleuten die Wahlen in das deutsche Parlament: es war die mährisch-schlesische Frage. Rieger hatte um diese Zeit eine warme Ansprache an die Mährer abgefaſst, die in seinen Kreisen großen Anklang fand und von dem Kreis-Secretär Plaček, von Ritter von Neuberg, Grafen Albert Deym, Palacký, Štulc u. a. mit unterschrieben wurde [4]). Allein dort wo das Wort zunächst wirken sollte fand es keinen Anklang. Am 14. und 15. April hatte es im Brünner Landtage, ohne Zweifel aus Anlaſs der kaiserlichen Erledigung der zweiten Prager

[1]) Schopf II Nr. CXIII S. 118—120; Karl Kolb und Peter Bibus als „Abwesende".

[2]) Grenzboten II S. 179.

[3]) Schopf II Nr. XCVII S. 95.

[4]) „Slowo k Morawanům"; gedruckt in der fürst-erzbischöflichen Druckerei „pod správau Synů Bohumila Haase, za factora Jos. W. Žáka; 4to, 4 Blatt. Überschrieben: „Brüder Mährer und Schlesier! Herzlicher Gruß von Euren Brüdern in Böhmen!" Einen Haupttheil bildet die Widerlegung der mancherlei Einwürfe die von mährisch-schlesischer Seite erhoben, und der üblen Nachreden und Verdächtigungen die über die böhmischen Bestrebungen umhergetragen wurden. Wiederholt kommt dabei Rieger auf die Verleumdung zurück, als ob seine Landsleute Husiten seien und es mit der katholischen Religion nicht aufrichtig meinten.

Petition, eine lebhafte Debatte gegeben, wobei der Iglauer Magistratsrath Ignaz Streit seine Lanze für die Unabhängigkeit Mährens einlegte und selbst der junge Dr. Aloys Praschak, obwohl warmer Nationale, gegen die Vereinigung mit Böhmen sprach; es wurde zuletzt eine Adresse an den Kaiser beschloßen, mit der darin gestellten Bitte um Wahrung der politischen Selbständigkeit von Mähren und Schlesien und deren engsten unmittelbaren Verband mit der constitutionellen Gesammt-Monarchie [1]). Aus diesen Tagen nun und aus eben jenen Brünner Landtagskreisen waren dem Dr. Šebek zwei Schreiben mit der Anfrage zugekommen, was man in Prag unter dem Anschluß von Mähren und Schlesien an Böhmen verstehe? was man in Böhmen überhaupt wolle? In Prag rief diese Haltung des Nachbarlandes theils Bestürzung theils Ärger hervor, und machte sich letzterer in einem vom 20. April datirten angeblich „von den mährischen Studierenden — od študentů morawských" ausgegangenen, in Wahrheit von Em. Arnold verfaßten sehr bissigen Flugblatt Luft, worin namentlich „die Brünner und Olmüzer Schlauköpfe — Brněnští a Olomaučtí šibalowé" gehänselt wurden. Von der Verfassungs-Section des National-Ausschußes aber wurde Šebek beauftragt, eine Reise nach seiner Heimat zu unternehmen um dort durch vertrauten Verkehr mit einflußreichen Persönlichkeiten für eine günstigere Stimmung zu wirken; die Veranstalter des Flugblattes gaben ihm ein ganzes Paquet davon mit, dessen Verbreitung er sich möge angelegen sein lassen. Šebek begab sich zur Osterzeit zuerst nach Olmüz, wo in der Wohnung des Handelsmannes Balthasar Szábel, eines Siebenbürgers von Herkunft, aber längst eingebürgerten Mährers und Mitgliedes des Brünner Landtages, eine Zusammentretung stattfand, an welcher Franz Rupprecht, Ersatzmann für Olmüz und persönlicher Freund Šebek's, und Jur. Dr. Franz Mandelblüh, gleichfalls Landtagsabgeordneter, theilnahmen. Sie erwiesen sich gegen ihren Landsmann freundlich, und der Hausherr faßte ihre Meinung in den delphischen Ausspruch zusammen: „Wir sind ganz einverstanden, nur wollen wir für Mähren dieselbe Stellung im Reiche wie Böhmen". Von Olmüz gieng Šebek nach Brünn wo er an einem Sitzungstage des Landtages eintraf; es wurden große Reden gehalten, Fürst Salm sprach sehr abfällig von dem „politischen Import aus Frankreich", welchem im Gegentheil Szábel eine sehr eingehende Lob-

[1]) Černy 128—132 vgl. A. A. Ztg. Nr. 115 vom 24. April S. 1830 f.

rede hielt. Šebek fand hier wie in Olmüz gute Bekannte aus früherer Zeit, die er für seinen Zweck ausholen wollte; doch Peter von Chlumecký huschte mit einem Portefeuille unter dem Arm an ihm vorüber, Praschak schien ihm auszuweichen; sie wollten es offenbar vermeiden mit ihm in Verhandlung zu treten, so dass Šebek seine Mission als gescheitert erkannte und nach Böhmen zurückging. Exemplare des Flugblattes von den „Brünner und Olmüzer Schlauköpfen" waren bereits in Mähren eingeschmuggelt worden, hatten dort begreiflicherweise großen Unwillen erregt und Šebek hütete sich davon Gebrauch zu machen; er vertilgte den ganzen Pack und behielt nur ein Exemplar in perpetuam rei memoriam zurück [1]). Zum vorläufigen Abschluße dieser ganzen Angelegenheit erschien noch ein Manifest der Stände der Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf, die in sehr entschiedener Weise gegen die Vereinigung mit Böhmen Front machten [2]).

In Prag war noch fortwährend die deutsche Frage an der Tagesordnung. Dazu trat nun aber jetzt die österreichische. Am 25. April war im Namen Sr. Majestät die neue Verfassung für das Kaiserthum Österreich verkündigt worden; am 27. wurde darüber im National-Ausschuße verhandelt, wo man Wien nicht das Recht zugestehen wollte über die Stellung Böhmens abzusprechen. Im Namen der IX. Section, welche das Verhältnis Böhmens zum Gesammtstaate, zu den anderen Kronländern und zum deutschen Reiche zu berathen hatte, beantragte Rieger, unterstützt von Trojan und Palacký, eine feierliche Verwahrung gegen die ministerielle Octroyirung, was aber nicht angenommen, sondern die Bildung einer neuen Section beschloßen wurde, die den Entwurf der künftigen Verfassung des Königreichs Böhmen ausarbeiten sollte.

In den radicalen Kreisen Prags gerieth man über die neue Wienerische Kundgebung außer Rand und Band. „Ja, meinen denn diese Zöpfe und schlimmen Rathgeber dass wir zu allem sagen werden: Wir küßen unterthänigst die Hand?!" so ließ sich ein Flugblatt „Weinen und Jammer der böhmischen Krone — Pláč a nářek koruny České" vernehmen, für dessen Verfasser abermals Emanuel Arnold galt. „Hat Minister Pillersdorf vergessen, was den Böhmen am 8. April zugesichert worden, wenn er sich am 25. herausnimmt einen Reichstag

[1]) „Meine Mission nach Mähren" in Šebek's MS.
[2]) Wortlaut A. A. Ztg. Nr. 125 vom 4. Mai S. 1990.

und zwei Kammern zu statuiren?!" Das Flugblatt kehrte sich dann gegen die Deutschen und nach Italien, mahnt jene von ihrem „rauhen Starrsinn" abzulassen und versichert dieses seiner vollsten Sympathie, „indem wir aus unserer Ferne mit schwerem Herzen auf Dich blicken, an Deiner Bewegung den lebhaftesten Antheil nehmen". Zum Schluß wird die Regierung aufgefordert, die böhmischen Regimenter aus Italien und Deutschland, wo sie gewiss nicht der Freiheit dienen, zurückzurufen und in ihre Heimat zu verlegen[1]).

[1]) Das Flugblatt ist ohne Zweifel polizeilich unterdrückt worden. Ich erinnere mich nicht, ein Exemplar davon in meiner Sammlung zu besitzen, kann es mindestens augenblicklich nicht auffinden; ich kenne den Inhalt blos aus Frič Paměti III 29 f.

Anhang.

(Acten der böhm. Präsidial-Kanzlei, deren Benützung Sr. Excellenz der Herr Statthalter Graf Thun mir geneigtest gestattet hat.)

1.

(Zu S. 102).

10. März 1848. statim 1619 u. 1629 Fasc. 15. c. / 3. [1])

1. Polizei-Präsident.
2. Oberster Kanzler.

Hochgeborner Graf!

Die neuesten Vorgänge in Frankreich und die demselben nachgefolgten Bestrebungen in mehreren Staaten Deutschlands hatten bei der Bevölkerung Prags eine revoltirende Aufregung hervorgerufen.

Die gebildetere Volksclasse betrachtet dieselbe mit besonnenerer Überlegung und knüpft theilweise daran, was jedenfalls nicht geläugnet werden kann, Hoffnungen und Wünsche; einige böswillige Individuen aber versuchten es den zu rohen Excessen stets geneigten Pöbel zu öffentlichen Demonstrationen aufzureizen.

An vielen Orten Prags wurden Maueranschläge gefunden, welche Aufrufe in revolutionärem Sinne an das Volk enthalten, in die Gast- und Schankhäuser wurden versiegelte Briefe in böhmischer Sprache an die daselbst zusammenkommenden Gäste versendet, worin diese aufgefordert werden, eine Constitution zu erkämpfen, die Landeskinder nicht zum Militairdienst in Italien herzugeben, sondern gegen die sie unterdrückende Regierung selbst zu kämpfen. Endlich wurden auch die Bürger aufgefordert der nächstens stattfindenden Volksversammlung zahlreich beizuwohnen.

Als der Ort einer solchen Volksversammlung wurde der Saal im s. g. Wenzelsbade bezeichnet, wo eine Zusammenkunft am 11. l. M. um 6 Uhr Abends stattfinden sollte

Die Stadthauptmannschaft hat, um Zusammenrottungen möglichst zu verhindern, mit meiner Genehmigung eine Kundmachung an die Bewohner Prags erlassen, worin denselben die eifrigste Mitwirkung zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung empfohlen wird, der Prager Bürgermeister hat die Stadt-Repräsentanten und angeseheneren Bürger im gleichen Sinne mündlich belehrt, und ich selbst habe sowohl den Bürgermeister als die Repräsentanten und Officiere des uniformirten Bürger-Corps zu mir berufen und sie auf-

---

[1]) Von der Hand des k. k. Gubernial-Concipisten Philipp Weber v. Ebenhof.

gefordert durch ihren Einfluß auf die übrigen Bürger öffentliche Demonstrationen möglichst hintanzuhalten.

Ich erhielt auch von denselben das Versprechen, dass sie zur Beruhigung und Aufrechthaltung der Ordnung mitwirken werden, und ich hoffe davon einen guten Erfolg.

Die ungünstige Stimmung des Pöbels erfordert dessenungeachtet die möglichste Vorsicht, namentlich scheint durch das allgemein verbreitete Gerücht, es werde Samstag um 6 Uhr abends, zu einer Zeit also wo die Handwerker die Tagearbeit bereits verlassen, in Wenzelsbadsaale, in einer meistens von der niedrigen Classe bewohnten Stadtgegend, eine Versammlung stattfinden, der Zweck erreicht werden zu wollen, dass sich der Pöbel zahlreich einfinde und einen Gassen-Excess verübe.

Daher wurde auch von der Stadthauptmannschaft die Einleitung getroffen, dass in jeder Kaserne ein Theil der Militairmannschaft und Cavallerie-Feuerpiquets in Bereitschaft gehalten werde.

Ich sehe mich verpflichtet EE. diese Umstände, wenn dieselben auch bisher zu keinen ernsten Besorgnissen Anlass gaben, ehrerbietigst zur Kenntnis zu bringen.

Genehmigen Hochdieselben den Ausdruck der ausgezeichneten Hochachtung mit welcher :c.

2.

(Zu S. 103.)

12. März 1848. 1668 Fas. 15. c. Böhm. Präs. A.
1 Oberst-Kanzler. 3.
2 Polizei-Präsident.

Hochgeborner Graf!

Ich war bereits in der bedauerlichen Lage mit meinem Schreiben vom 10. d. M. Euer Excellenz zur hohen Kenntnis bringen zu müßen, welchen gefährlichen Charakter die Stimmung der ganzen Bewohnerschaft in allen Classen annehme, und dass sich das Gerücht einer auf den 11. d. M. Abend festgesetzten Zusammentretung immer mehr und mehr verbreite. Ungeachtet aller angewandten Mühe konnte nicht auf die Quelle dieses Gerüchtes gelangt werden, die Bestürzung war am gestrigen Vormittage allgemein, die Besorgnis nahm aber gegen Abend umsomehr zu, als gestern im Verlaufe des Tages eine große Anzahl anonymer Briefe an die Bürger gelangte, worin letztere zur Theilnahme an dieser Versammlung um die 6. Abendstunde in dem sogenannten Sanct Wenzels Bad und Gasthause aufgefordert wurden. Auch hat mir der k. k. Appellationsrath und Bürgermeister die mündliche Anzeige erstattet, dass es ihm aus Anlass einer von ihm veranstalteten Zusammentretung der Bürger auf dem Rathhause, um diese auf ihre Bürgerpflicht aufmerksam zu machen, nur durch Imponiren gelungen sei die Bürger, welche einen Beschluß zustande gebracht wissen wollten, zum Nachhausegehen zu bewegen. Welchen Beschluß sie fassen wollten, ist nicht zur Sprache gekommen, jedoch war zu entnehmen, dass sie als ruhige gutgesinnte Bürger überzeugt seien, etwas müße geschehen um die gewaltige Aufregung zu unterdrücken.

Derselbe Vorfall wurde mir von der Stadthauptmannschaft mit dem Berichte **vom 11. März 1848 zur Kenntnis** gebracht, nebst der Abschrift eines solchen vorerwähnten anonymen Briefes, von welchen hierneben gleichfalls eine Copie beigebogen wird.

Das Gerücht von der Zusammentretung im Wenzelsbade ging gegen Mittag von Mund zu Mund, und namentlich in der unteren Volksclasse die in allen Stadttheilen von diesem Ereignisse sprach und sich dort zusammenfinden wollte.

Es gab gar keinen Anhaltspunkt zu einem directen Einschreiten von Seiten der Behörden, und da nicht einmal sicher gestellt war, von welcher Menschenclasse jene Zusammentretung die übrigens hier in Prag unter dem Namen Beseda nichts ungewöhnliches ist, geschehen soll und solche Zusammentretungen an und für sich nicht verboten sind, die Bürgerschaft bei der erwähnten Versammlung einen sehr starren Sinn an den Tag gelegt hatte und ich nicht wusste in wie weit ihr zu trauen sei, so beschränkte ich mich darauf, das Militair in den Kasernen in Bereitschaft halten zu lassen und die Polizei, jedoch verkleidet, in die größte Thätigkeit zu versetzen. Ich selbst begab mich gegen $5^1/_2$ Uhr NM. auf die Straßen um Wahrnehmungen zu machen.

Gegen 6 Uhr NM. füllten sich die dem St. Wenzelsbade nächstgelegenen Straßen und Plätze mit Tausenden von Menschen welche aber, nachdem sie keinen behördlichen Widerstand fanden, nach einigem Warten gegen 8 Uhr in größter Ruhe wieder sich entfernten. Bei diesem großen Zusammenlaufe der Menschen war es gar nicht auffallend, dass sich der Saal im Wenzelsbade nach und nach füllte. Die Gäste bestanden meist aus jungen Leuten, Literaten, Bürgersöhnen und Bürgern, Handwerkern, ja sogar Beamten, sämmtlich von der čechischen Partei; ja sogar Bauern will man unter denen Versammelten gesehen haben, und es gewinnt dieses an Wahrscheinlichkeit, da mir in vertraulichem Wege die Mittheilung gemacht wurde, dass die erwähnten Einladungsschreiben auch den Bewohnern der Vorstädte Karolinenthal und Smichov zugekommen seien und dass selbst der Richter des nahegelegenen Dorfes Holleschowitz am 10. d. M. Abends beim Nachhausegehen von mehreren gutgekleideten jungen Männern aufgefordert wurde, sich den Čechen anzuschließen und ja nicht gegen sie zu wirken.

Als sich der Sct. Wenzels-Saal mit den Vereinsmitgliedern gefüllt hatte, wurden die Thüren abgesperrt, doch gelang es dem Polizei-Commissär Thum mit einigen verkleideten Vertrauten einzudringen und den Vorgang zu betrachten. Es erhoben sich nehmlich Redner, die ihre Vorträge ausschließlich in böhmischer Sprache abhielten. Es wurde proponirt eine Adresse an Se. Majestät „den König“ zu verfassen, A. H. Dieselbe um verschiedene Concessionen alleruntertänigst zu bitten; zur Abfassung der Adresse wurde ein Ausschuß bestehend aus Mitgliedern des Adels und der Bürgerschaft gewählt, und die Adresse soll in mehreren Parien abgefasst, zur beliebigen Unterschrift an mehreren Orten aufgelegt werden. Die Hauptmomente der Adresse sollen sein, die Aufhebung der Censur, Vertretung des Bürgerstandes im Landtage, Beirath des Bürgers in Gesetzsachen, Robotabschaffung, Abschaffung der Accise, des Stempel- und Tax-Patentes, des Lottowesens, Herabsetzung der Tabaksätze, Herabsetzung der Militair-Capitulationszeit auf

vier Jahre, Errichtung einer Volksgarde. Einige sprachen von einer Proposition, es solle stets ein königlicher Prinz mit seinem Hofstaate in Prag residiren u. s. w. Diese Versammlung ging um 9 Uhr Abend ganz ruhig auseinander, und es fiel die Zeit hindurch nicht der geringste Exceſs vor. Der Beifall der Redner, deren es vier gegeben haben soll, war zwar lebhaft; doch zeigte sich nirgend Übermuth oder Gewalt. Ich bin daher in der Lage Eurer Excellenz aus der nebenliegenden durch die Polizey-Organe im Saale selbst gemachten Notaten blos das Vorgefallene in allgemeinen Umrissen zur h. Kenntnis vorlegen zu können, werde aber nicht ermangeln, die Details nachzuliefern sobald ich sie erhalte.

Ich kann meine Überzeugung dahin mit voller Zuversicht aussprechen, daſs ein Einschreiten der Behörden bisher ganz unstatthaft und bey der Aufregung der Stadt und der Masse des Volkes bedauerliche Conflicte zu besorgen gewesen wären. Ich werde aber nach Maßgabe der weiteren Vorfälle, die ich genauestens überwachen lasse, nicht anstehen jene Verfügungen zu treffen, welche das Gesetz, die Wichtigkeit des Ereignisses und der öffentliche Ruhestand erheischt; doch glaube ich meine Vermuthung dahin aussprechen zu sollen, daſs es nicht so leicht seyn dürfte die Gemüther zu beschwichtigen, wenn ihren von der Mehrzahl ausgesprochenen Ansichten gar keine Aufmerksamkeit oder mit Gewalt in den Weg getreten werden sollte, und daſs es mir unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht gerathen scheint mit Gewalt einzuschreiten.

1848 2. April.

3 a.

(Zu S. 126.)

Kundmachung.

Es ist mir so eben eine Bekanntmachung signirt „Comité des Bürgerausschußes" zugekommen die sagt, daſs ich die an Se. Majestät neuerdings überreichte Petition aus vollkommen freiem patriotischen Entschluße gefertigt habe und die Deputation, die sie mir überreicht, nur von einer Ehrenwache begleitet gewesen sei.

Da nur derjenige der etwas unterfertigt, berufen seyn kann die Motive anzugeben die ihn dazu bestimmten, so sehe ich mich veranlaſst dem Publicum den ganzen Vorgang der Sache offen darzulegen.

Am 31. März VM. wurde mir von einer Deputation von acht Personen in Begleitung vieler bewaffneter Individuen, die sich vor meiner Wohnung sammelten, eine schon vor mehreren Tagen besprochene Petition mit dem Verlangen übergeben, sie im Namen der Nation zu fertigen.

Da es mir im Interesse der Stadtbewohner gelegen war Unordnungen zu vermeiden und den bedauerlichen Folgen für die Betheiligten selbst, die sich dem Zuge angeschloßen hatten, vorzubeugen, so hielt ich es für angemessen die Petition in der Richtung, daſs sie ausgehende Wünsche der Bürger enthalte, zu bestätigen.

Ich kann diesen Vorgang, wobei Bewaffnete die, da sie nicht von ihren Vorgesetzten commandirt waren, nicht als Ehrenwachen erscheinen können, bis in meine Vorgemächer drangen, nur als einen ordnungs-

widrigen bezeichnen und hege das volle Vertrauen, daſs die Bürger Prags mit mir dieselbe Misbilligung über die Art dieser Demonstration theilen werden, welche ich aus Achtung für die Bürger Prags hier öffentlich aussprechen muß.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, daſs der gute stets vorherrschende Sinn der Prager Bürger und der Nationalgarde mich kräftig unterstützen werden, jede etwaige Erneuerung eines derley ordnungswidrigen Vorgangs ernstlich hintanzuhalten, und glaube in den trefflichen Gesinnungen der Bürger, in der bestehenden Eintracht zwischen der Nationalgarde und dem Militair und in ihrem jetzigen Zusammenwirken die beruhigendste Garantie für die Erhaltung der Sicherheit, Ordnung und Aufrechthaltung eines gesetzlichen Zustandes zu finden.

Prag am 2. April 1848.

Vom k. k. böhm. Landes-Präsidium.

Rudolf Graf Stadion.

Böhmisch und deutsch zum Druck auf weißem Papier zu affigiren und in die Prager Zeitung.

3 b.

2. April 1848.

Kundmachung.

Mit Beziehung auf die Bekanntmachung signirt „Comité des Bürgerausschußes“ vom gestrigen Tage fühle ich mich verpflichtet zu erklären, daſs ich keinen Anstand genommen habe die an Se. Majestät neuerdings gerichtete Petition, die in der Wesenheit mit der frühern Petition der Bürgerschaft übereinstimmt, bereitwillig als ausgehende Wünsche der Einwohner Prags zu fertigen, daſs ich jedoch die Art und Weise wie sie mir vorgelegt wurde, mit bewaffneter Begleitung, ohne daſs letztere von ihren Vorgesetzten hiezu aufgefordert war, im Interesse der Aufrechthaltung von Ruhe und Ordnung entschieden misbilligen muß und ähnliche Vorgänge für die Zukunft vermieden wissen will.

Bei den mir bekannten guten Gesinnungen der Einwohner Prags hege ich die feste Zuversicht, daſs sie diese Ansicht mit mir theilen und glaube in ihrer loyalen sich stets bewährten Denkungsweise die beruhigendste Garantie für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung zu finden.

Prag am 2. April 1848.

Vom Landes-Präsidium.

Graf Rudolf Stadion.

Wie es scheint von Stadion selbst concipirt, dann in's böhmische übersetzt, 400 Exemplare, 100 zu affigiren, 300 in's k. k. Land. Präs. Expedit.

4.

(Zu S. 144.)

11640/684 13. April

Hochgeborner Graf!

Seine k. k. Majestät haben mit dem Allerhöchsten Cabinetsschreiben vom 6. d. M. Euerer Excellenz Dienstes-Resignation auf die Oberstburggrafen- und Gubernialpräsidentenstelle im Königreiche Böhmen zu genehmigen, Se. kaiserl. Hoheit den durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Franz Joseph zum Statthalter in Böhmen zu ernennen, mit dem weitern A. h. Cabinetsschreiben vom 10. d. M. den galizischen Gubernialrath Leo Grafen Thun zum Präsidenten des böhmischen Guberniums zu bestimmen und ihm bei der Übernahme dieses Amtes die geheime Rathswürde taxfrei zu verleihen, zugleich aber allergnädigst zu befehlen geruht, dass die Leitung der ständischen Angelegenheiten der Oberstlandeskämmerer Joseph Mathias Graf Thun zu führen habe.

Hievon setze ich Euere Excellenz mit der Aufforderung in die Kenntnis, dem neuernannten böhmischen Gubernial-Präsidenten Leo Grafen Thun nach seinem Einlangen in Prag die Gubernialgeschäfte, dem Herrn Oberstlandkämmerer Joseph Mathias Grafen Thun aber sogleich die Leitung der ständischen Angelegenheiten nach der bisherigen Übung zu übergeben, mit Beiden hierwegen die weitere Rücksprache zu nehmen und über den Vollzug dieser Acte mir seinerzeit die Anzeige zu machen.

Genehmigen Euere Excellenz die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Wien 13. April 1848.

Pillersdorff.

Das vierte Gebot.

Ein Blatt aus der kleinen Chronik einer großen Stadt
von Friedrich Steinebach.

O du fröhliche, o du selige, Gaben bringende Weihnachtszeit! wie weit öffnet sie die Pforte der Herzen, wie üppig entfaltet sie die Wunderblume der Nächstenliebe, wie reizend wird das schöne Wort „geben ist seliger als empfangen“ durch die Thatsachen illustrirt!

Sie ist wieder gekommen die liebliche Zeit, der Engel der Wohlthätigkeit schreitet sowohl durch die bescheidenen Dorfgassen, wie durch die prunkvollen Häuserreihen der Städte und klopft an die kleinen Fenster der ärmlichen Hütte im Gebirge, wie an die kostbaren Spiegelscheiben der stolzen Paläste. Pochenden Herzens erwarten die Kleinen die Gaben, welche ihnen das Christkind bringt und die Erwachsenen fühlen in ihrem Innern die beseligende Erinnerung an die einstigen Stunden der Kindheit erwachen, als sie selbst noch im Flügelkleide des Lebens sich des gleichen Festes erfreuten.

Längst ist der letzte Sonnenstrahl erloschen und vom wolkenbehangenen Himmel wirbeln die dichten Schneeflocken auf die Erde nieder, alles ringsum bedeckend mit dem weißen Mantel des Winters. Aber Schnee und Wind und Kälte haben heute keine Macht über die Menschen, denn ihr Inneres ist von dem reinsten Glühlicht des Herzens erwärmt und dichte Schaaren drängen sich in den Straßen, um Einkäufe für ihre Lieben zu besorgen.

Die Märkte, die alles bieten was den Weihnachtsbaum zur Kinderlust zu schmücken vermag, sind von zahlreichen Verkäufern besorgt, welche fast selbst schon zu Schneemännern geworden sind, und beinahe gehen die rastlosen Käufer einem gleichen Schicksale entgegen, ohne jedoch in ihrem frommen Eifer darauf zu achten.

Am rührigsten in dieser Menschenmenge zeigt sich ein Mädchen, das unermüdlich ist in der Auswahl ihrer Gaben. Sie ist schlank gewachsen, ihre Kleidung ist tadellos, aber bescheiden, ihr Kopf wird von einer großen schwarz-

seidenen Theaterhaube bedeckt, so daſs nur ihre rosig angehauchten Gesichtszüge, ihr kleiner lieblicher Mund und ihre großen lebhaften blauen Augen sichtbar sind, ganz bedeckt ist ihr reiches tiefblondes Haar, wie ihre jugendliche Gestalt von einem dunklen Mantel eingehüllt wird. Sie schreitet von Stand zu Stand, gefolgt von einem Dienstmann, der kaum mehr im Stande ist, all' die verschiedenen Packete zu tragen, welche sich in seinen Säcken und auf den beiden Armen aufgethürmt haben. Die schöne Käuferin lächelt aber so seelenvergnügt bei jedem neuen Einkauf, in der Vorahnung der zu bereitenden Kinderfreude, daſs sie fast kein Ende finden kann und schließlich auch sich selbst so reichlich mit Einkäufen belastet hat, wobei ein vergnügtes Lächeln ihre frischen Züge verklärt, als sie es gewahr wird, daſs sie und ihr Begleiter thatsächlich an dem Ziele ihrer Leistungsfähigkeit angekommen sind.

Nun erst verläſst sie den Markt und wandert trotz des Schneegestöbers in die Vorstädte hinaus, wo immer sie dürftige Leute und deren Kinder kennt, um frohen Herzens das Christkind zu vertreten und den Sonnenstrahl des Glückes in die Hütten der Armuth fallen zu lassen.

Der Dank der Ältern, welchen ihr deren Freudenthränen sagen, der laute Jubel der überraschten Kleinen verklären die heiteren Züge der Geberin mit dem Anhauche der innigsten Freude und rasch entzieht sie sich den Dankesworten, forteilend zur nächsten Stätte ihres samaritanischen Wirkens, bis ihre Schätze schließlich erschöpft sind und sie zuguterletzt noch dem scheidenden Dienstmann durch eine reichliche Gabe die Mittel bietet, seinen Lieben daheim ein Christgeschenk nach Hause zu bringen.

Nun erst, nachdem ihre Hände und Taschen gründlich geleert sind, besinnt sie sich auf sich selbst und auf die ihr obliegenden häuslichen Pflichten. Denn steht sie gleich selbst noch in der ersten Blüthe des Lebens, so ruhen doch schon ernste Sorgen auf ihren schwachen Schultern. Als sie daher bei der nächsten Gaslaterne auf ihre kleine Uhr, welche sie gewöhnlich am Busen verborgen trägt, einen Blick wirft und sieht, daſs der Abend schon ziemlich weit vorgeschritten ist, eilt sie so rasch, als es ihre Kräfte erlauben, zwischen dem Menschengewühle weiter, doch umspielt ein sonniges Lächeln ihre Züge, denn sie denkt zurück an all' die Bilder des von ihr geschaffenen Glückes in den Stuben der Armuth, welche nunmehr an ihrem geistigen Auge nochmal vorüberziehen.

In der Stadt selbst tritt sie in ein elegantes, modernes Haus — eine stolze Zinscaserne neuester Construction — aber sie betritt nicht die taghell erleuchtete, mit Teppichen belegte Hauptstiege, sondern wählt eine mehr unscheinliche Nebentreppe in einer Ecke des Hofes, zieht einen kleinen Thürschlüssel aus der Tasche und steht rasch darnach in ihrem Schlafzimmer, welches ein wahres Schatzkästchen anheimelnder Traulichkeit ist. In Eile

entlediget sie sich ihres Mantels und der Haube, streicht das Haar zurück und bringt das Oberkleid in volle Ordnung, wornach sie ein paar Lichter anzündet, deren heller Schein nunmehr ihre schöne Gestalt, das Ebenmaß und die Fülle ihrer Glieder, sowie die jugendliche Anmuth ihrer tadellosen Gesichtszüge erkennen läßt. Ohne jedes Geräusch schleicht sie auf den Fußspitzen in das nächste Zimmer, in dessen Mitte schon ein vollständig geschmückter Christbaum auf einem Tische steht, und um welchen herum verschiedene Gaben liegen, durchweg Werke ihrer eigenen Hände und für den häuslichen Bedarf bestimmt. Frohe Befriedigung zeigt sich auf ihren Zügen, als sie alles überblickt, während ihre Hände die zahlreichen kleinen Lichter an den grünen Zweigen anzünden.

Mit einem heitern Blick vollster Kindesliebe überschaut sie sodann ihre Anstalten und öffnet die Thüre, welche zu den Wohnzimmern ihrer Eltern führt. In der Mitte eines geräumigen Zimmers, das den behaglichen Wohlstand eines begüterten Bürgers erkennen läßt, sitzt bei einer Lampe, deren Licht durch einen Schirm gedämpft ist, eine alte ehrwürdige Frau und liest aus einem großen Buche, dessen Inhalt der Weihe des Abends entspricht, in bedächtiger Sprachweise dem Gatten vor, welcher den Kopf etwas vorgeneigt hat und auf seine Hand stützt, mit welcher er die offenbar angegriffenen Augen beschattet. Sein Haar ist schon ziemlich ergraut und seine Züge von den Mühen des Lebens nicht wenig gefurcht, aber aus seinem Gesichte sprechen Intelligenz und Thatkraft, welche ihn unter Gottes Beistand aus den bescheidensten Anfängen emporgetragen haben. Er ist bürgerlich schlicht, aber nett und mit Sorgfalt gekleidet, und seine Frau, welche an Jahren seinem Alter ziemlich gleich kommt, trägt ihr noch dunkles Haar einfach gescheitelt und mit einer schmucklosen Haube bedeckt. Gewinnend und mild sind ihre Gesichtszüge, welche noch dermal ihre einstige Schönheit verrathen und selbst die schwere Hornbrille mit den großen Gläsern entstellt sie nicht, im Gegentheile, sie gibt ihr einen ehrwürdigen Anstrich, und die innigen Blicke, welche über dieselbe hinweg wiederholt auf ihren schweigsamen Gatten fallen, sprechen noch lebhaft von ihrem echten Frauenherzen und ihrer Gefühlstiefe: ein allerliebstes, bezauberndes Hausmütterchen. Ihr Sitz in einem Rollstuhle allein verräth es, dass die Zeit auch an dieser sonst so stattlichen Frau nicht spurlos vorübergegangen ist, und dass eine zunehmende Schwäche in den Füßen ihr im Gehen bisweilen Beschwerden verursacht.

Beim Eintritt der jugendlich blühenden Tochter, welche — gleich einem Sonnenstrahl, der durch finstere Wolken bricht — in das stille halbdunkle Zimmer tritt, blicken die Augen der Eltern voll inniger Liebe auf sie, welche Vater und Mutter rasch auf Mund und Hände küßt. Sie findet jetzt nicht Zeit, um von ihren Liebeswerken zu erzählen, sondern hilft den alten Leuten,

sich von ihren Sitzen zu erheben, wornach sie dieselben sorgsam stützend und leitend in das Nebenzimmer führt, wo sie die Christbescheerung erwartet. Eine gestickte Schlummerrolle und eine warme Kappe nach reizenden Mustern verfertigt für den Vater; hübsche Hausschuhe und ein kostbarer Spitzenkragen für die Mutter prangen unter dem Waldesduft spendenden Baume. Sie selbst wird aber von den Eltern nicht minder bedacht, doch besteht deren Geschenk nicht aus Flitter und schimmerndem Tand, mit welchem sich moderne Damen zu schmücken pflegen. Eine werthvolle Büchersammlung aus klassischen Werken, eine reizende Schreibgarnitur und Requisiten für Aquarellmalerei, welche sie so geschickt betreibt, entzücken ihre Augen und ihr Gemüth.

Nach reichlichen Dankes- und Freudensworten, in welchen Eltern- und Kindesliebe in reinsten Accorden ineinanderklingen, weicht erst die Aufregung des Augenblickes einem ruhigen Gespräche, indem die drei Freudigbewegten sich um den Speisetisch zum Nachtmahl vereinen und die Tochter von ihrer Thätigkeit erzählt, indem sie zumeist ehemalige Diener und Arbeiter des Hauses mit ihren Familien im Namen der Eltern, welche dermal nicht mehr im Stande waren, wie früher ihr edles echt christliches Werk persönlich zu verrichten, mit so reichen Gaben beschenkt hatte. Heitere und gemüthliche Rückerinnerungen beleben dabei abwechselnd das Gespräch, und die traulichste Stimmung hat soeben den kleinen Familienkreis beglückt, als sich in einem Nebenzimmer ein kurzer schriller Ton vernehmen läßt.

Alle drei horchen erstaunt und schweigend auf diesen Klang, welcher in später Nacht befremdet und dennoch rasch wiederhallt.

„Vater, das Geräusch kommt aus Deinem Arbeitszimmer, ich werde nachsehen," sagt sich rasch erhebend die Tochter.

„Das klingt wie vom Telephon."

„Jetzt in später Nacht?"

„Das ist seltsam, kaum glaublich!"

„Es würde ein Unglück bedeuten", rufen in gespannter Erwartung Vater und Mutter, indeſs die Tochter bereits der Richtung des Schalles folgend, in die nächsten Zimmer eilt. Ein paar Minuten lang herrscht lautloses, ängstliches Schweigen, sodann tritt das Mädchen in sichtlicher Bestürzung wieder auf die Schwelle und meldet mit bewegter Stimme:

„Das Telephon Nummer 510 hat sich gemeldet, und will Dich sprechen, Vater."

„Nummer 510? Das kommt von Margarethen am Moos — aus der Fabrik!" ruft in höchster Aufregung der Vater, indem er sich zitternd erhebt, und eiligen Schrittes in sein Arbeitszimmer geht. Die Tochter will ihm folgen, aber sie sieht die heftige Gemüthsbewegung, in Folge deren die Mutter in den Stuhl zurückgesunken ist und bleibt daher bei derselben, um

sie zu beruhigen. Trostesworte spricht sie zu der fast Bewusstlosen, obwohl sie selbst voll düstern Ahnungen zittert.

Telegraphische Depeschen und die Stimme des Telephons sind ja die modernsten Mittel, durch welche der Fortschritt der Wissenschaft im neunzehnten Jahrhunderte zumeist Unglück und Kummer so überraschend rasch in den Familien verbreitet, daher dieselben in privaten Kreisen gewöhnlich nur mit Schrecken aufgenommen werden.

Als die Tochter alle ihre Trostgründe erschöpft hat und der Vater noch immer nicht zurückgekehrt ist, erscheint die herrschende Stille bedenklich und von schlimmen Ahnungen geplagt, eilt das Mädchen in das Arbeitszimmer des Vaters, um nachzusehen.

Entsetzt stürzt sie in dasselbe hinein, denn das Telephongespräch ist längst beendet und der alte Mann liegt wie leblos auf dem Boden. Sie versucht es, den Bewusstlosen zu erheben, was erst durch die Hilfe der herbeigerufenen Dienstleute gelingt.

Es zeigen sich nur schwache Anzeichen des Lebens und die blassen Lippen flüstern einige Laute, welche aber unverständlich bleiben. Eilig wird der Leidende zu Bette gebracht, Diener nach Ärzten ausgeschickt und die Mutter in schonendster Weise von dem traurigen Vorfalle verständiget. Indess diese tief bewegt am Krankenbette verweilt und alle Belebungsmittel leitet, versucht es die Tochter, Klarheit über den Grund des Unglückes zu gewinnen. Da sie mit der Handhabung des Telephons gut vertraut ist, wendet sie sich auf diesem Wege eiligst um Auskunft, welche ihr nur zu bald zutheil wird. Trocken und schwunglos, wie alle derartigen Gespräche zu sein pflegen, lautet die Antwort aus der Fabrik zu Margarethen am Moos. Der Werkmeister Albert Lüttgens meldet: „Die Fabrik steht in Flammen, das Feuer wurde böswillig gelegt. Der Bauleiter ist mit den vorhanden gewesenen Geldern verschwunden."

Die Hände ringend schreckt das Mädchen zurück, das Blut weicht aus ihren Zügen und drängt sich im Herzen zusammen, farblose Lippen und erloschene Blicke verkünden ihre namenlose Qual. Dennoch muß sie sich rasch beherrschen, um der Mutter vorerst das Entsetzliche zu verbergen und am Lager des Leidenden sich eifrig zu beschäftigen. Die Ärzte constatirten wohl einen schweren Ohnmachtsanfall, versprechen aber baldige Besserung und versichern, dass das Leben des alten Mannes durchaus nicht bedroht ist.

Eine Nacht voll Klagen und Thränen, Kummer und Sorgen folgt, welche die Anwesenden zitternd durchleben. Wo so eben erst Glück und Freude geherrscht hat, ist plötzlich das Unglück eingezogen — wie nahe stehen sich im Leben Heiterkeit und Thränen, Frohsinn und Verzweiflung, wie schmal ist die Gränze zwischen beiden für das Menschenherz!

Unbeachtet liegen nun die eben erst so freudebringend gewesenen Gaben unter dem Christbaum, dessen zahlreiche Lichter mälig verloschen, rauchig und qualmend auf die grünen Zweige niedersinken und noch einmal aufflammend sodann in Tropfen zerfließen.

Vom Leidenden, der nur langsam in's Leben zurückkehrt, ist keine Auskunft zu erhalten, seine Lippen bewegen sich wohl, aber er ist der Sprache noch nicht mächtig, als der erste Morgenstrahl der Sonne in das Krankenzimmer fällt.

Die Mutter wird von der Tochter nur vorsichtig, langsam und theilweise von dem eingetretenen Unglück verständigt und vermag kaum die Thränen vor dem Gatten zu verbergen, dessen ganzes Fühlen und Denken nur durch unsagbare ergreifende Blicke zu ihr spricht, die sie bis in das Innerste erschüttern! Im tiefsten Schmerze, sich umschlungen haltend, knieen Mutter und Tochter vor dem Bilde des Erlösers und erflehen in innigem Gebete den Schutz des Allmächtigen für das theuerste Leben, das sie auf Erden besitzen.

Nur die Tochter vermag sich äußerlich zu beherrschen, ist gleich ihre Natur von bangen Ahnungen durchzittert. Sie fühlt es, dass nicht Thränen und Klagen, sondern nur Thatkraft und feste Entschlossenheit zu helfen vermögen. Ihr klarer Verstand überlegt daher im Stillen, was ihr das Herz zuflüstert, indem es nicht für sie selbst, sondern für ihre Lieben zittert und sorgt. Eben hierdurch beruhigen sich die Wogen des Schmerzes und ihr muthiger klarer Sinn kämpft sich durch zum raschen Entschluss, indem sie die Lage der Eltern in's Auge fasst.

Fridolin Bergmann, der nunmehrige Fabrikant, war vor mehr als vierzig Jahren als zehnjähriger Knabe von Schärding in Ober-Österreich, wo sein Vater als Gemeindeschreiber vegetirte, mittels eines gewöhnlichen Holzschiffes auf der Donau nach Wien gekommen. Mit dem reichsten väterlichen Segen, aber sehr geringer Habe und noch weniger Geld, stellte sich der hübsche aufgeweckte Bursche bei einem entfernten Verwandten seiner verstorbenen Mutter vor, an welchen er angewiesen worden war. Der gutherzige, aber sehr wunderliche alte Junggeselle, welcher in Floridsdorf ein bescheidenes Laboratorium für chemische Producte und in der Residenz zwei kleine Vorstadt-Kammern besaß, welche er selbstbewusst sein Comptoir nannte, nahm den Jungen freundlich auf und bewies sich ihm als ein wahrer Wohlthäter. Er lehrte ihn, was er ihn zu lehren vermochte, womit es übrigens nicht besonders bestellt war; denn der alte Sonderling war wohl eine grundehrliche Haut, aber ein echter Pfahlbürger, der hartnäckig an dem Althergebrachten und selbst an längst überwundenen Vorurtheilen mit der größten Zähigkeit hing und allen Verbesserungen, neuen Erfindungen und Fortschritten auf chemischem Gebiete ein abgesagter Feind blieb.

Sein Lehrling dagegen, der daheim auf die Volksschule beschränkt geblieben war, erwies sich sofort als sehr schlau und findig im Laboratorium und ebenso eifrig, um in den Gewerbs- und Sonntags-Schulen sein Wissen so sehr zu erweitern, dass er bald seinen Herrn und Meister übersehen konnte. Demnach hatte der letztere ihn im Laufe der Jahre sehr lieb gewonnen, ihn wie sein Factotum, ja wie seinen Sohn betrachtet. Als sodann der greise Junggeselle die letzte Reise angetreten hatte, von welcher niemand auf die Erde wiederkehrt, zeigte es sich, dass Fridolin zu seinem Erben eingesetzt worden war.

Für ihn, den nunmehr gänzlich verwaisten jungen Mann, im Alter von 27 Jahren, welcher den Verlust seines Meisters innig betrauerte, war dies an und für sich wohl ein großes Glück, aber der Geldwerth selbst war nicht hoch anzuschlagen; denn der philiströse Alte hatte alles in einem so verlotterten Zustande hinterlassen, dass kostspielige Neuerungen und Herstellungen unerlässlich waren, wofern die entstandene große Concurrenz siegreich bestanden und das Geschäft nicht dem Verfalle entgegengehen sollte. Der findige und thatkräftige Fridolin überwand indess diesen Übergang mit bestem Erfolge und führte nach erfolgter Verbesserung seines Laboratoriums die einzige Tochter eines Drechslermeisters aus der Nachbarschaft als seine Frau heim. Beate war eine hübsche junge brave und praktisch gebildete Hausfrau, reich an Herz und Gemüth, aber arm an Geld, was die jungen Eheleute jedoch nicht betrübte. Sie lebten, wie im Himmel auf Erden in echt christlicher Frömmigkeit, Eintracht und unermüdeter Thätigkeit, so dass sich ihr Wohlstand von Jahr zu Jahr mehrte und ihr häusliches Glück ihnen wie verklärt erschien, als die Geburt ihrer Tochter C ä c i l i e den trauten Kreis ihrer Häuslichkeit auf das reizendste ergänzte.

Als seinerzeit der sehr schlichte Geschäftsmann die wunderhübsche vielumworbene, stets kreuzlustige B e a t e in sein schlichtes Heim einführte, sagten zwar viele abgewiesene Verehrer in der ganzen Nachbarschaft spottend, als sie sahen, wie sie sich daselbst mühen und plagen mußte: er hat sich einen Sonnenstrahl eingefangen und daraus eine Küchenlampe gemacht, — aber die beiden jungen Eheleute lachten nur darüber im Genuße ihres tiefinnigen Glückes.

Besonders ließ es sich die brave Mutter auch angelegen sein, der heranwachsenden Cäcilie, ihrem hübschen Ebenbilde, k e i n e m o d e r n e Erziehung zu geben, durch welche die heutigen jungen „Damen" befähigt werden, in fremden Zungen zu reden wie ein Kakadu, und Musikstücke abzuleiern, den bestabgerichteten Kanarienvogel zu beschämen, wogegen Wahrheit und Natürlichkeit die ehrliche und vor allem nothwendige Kunst, ein Hauswesen zu führen und das Stück Brod, das sie essen, selbst zu verdienen, keinen Platz in der Pädagogik der Mädchen-Institute finden.

Die Eltern erzogen sie zur wahren Gottesfurcht, lehrten sie die Grundsätze des echten Glaubens und die Mahnungen opferwilliger Frömmigkeit. Sie bildeten ihren Geist, ihr Herz und Gemüth nicht minder als ihr Wissen für's Haus und das praktische Leben, wodurch eine Frau dem Manne dereinst getreue Genossin, Stütze im Unglück und unschätzbare Theilnehmerin aller seiner Leiden und Freuden im Leben wird; nicht aber — wie es modern geworden ist — durch Glanz zu blenden, Erworbenes rasch zu vergeuden, durch wechselvolle Launen und Coquetteriren das Dasein zu verbittern, so daſs sie schließlich dem Gatten zur Last werden müßen.

Wie die Frau in der Wirthschaft und Erziehung der Tochter unbeschränkt wirkte, war Bergmann in den Geschäften unermüdlich thätig, so daſs sein findiger Kopf und sein Eifer so manche Verbesserung und Neuerung in seinem Berufe einführte, welche allerdings in Folge seines vertrauensvollen offenen Charakters oft von seinen Genossen und Freunden mehr als von ihm selbst ausgebeutet wurden.

Schießlich war er aber zurückhaltender, stiller und abgeschlossener in seinen Arbeiten geworden und verrieth nur seiner Frau allein, daſs er mit einer Erfindung beschäftiget sei, welche großen Erfolg verspräche und einen ganz neuen Handelsartikel zustande bringen dürfte.

Nach jahrelangen Mühen war er damit zu Ende, und in einer Versammlung von Sachverständigen und Gelehrten brachte er schließlich das Resultat seiner Mühen zur Vorlage. Man war darüber sehr erstaunt, überhäufte ihn mit Lobsprüchen, versprach diesem ganz neuen Handelsartikel einen großartigen Erfolg und die Gelehrten nannten denselben: Cellulose. Der glückliche Erfinder wurde sofort von allen Seiten bestürmt, selbst die erste derartige Fabrik zu gründen, welche ihn zum reichen Mann machen müßte. Fridolin dagegen, der sich bereits eine behagliche reichbürgerliche Häuslichkeit gegründet hatte, wollte lang davon nichts wissen; denn seine eigenen Mittel reichten für eine derartige Gründung lang nicht hin und fremdes Geld aufzunehmen, war ihm noch niemals im Leben in den Sinn gekommen. Allein man bot ihm von so vielen Seiten und unter anscheinend so günstigen Bedingungen so hohe Geldsummen an und malte ihm die Zukunft in so blendenden Farben aus, daſs auch ihn schließlich die Tarantel Speculation, das giftigste und contagiöseste Ungeziefer des 19. Jahrhunderts, in ihre Netze verstrickte und der schlichte Mann seinen Rathgebern gehorchte.

Zu Margarethen am Moos wurde ein passender Bauplatz gefunden, ein als Muster aller Solidität und Sachkenntnis gepriesener Bauleiter aufgenommen und unter seiner persönlichen Überwachung gedieh das Werk, daſs es ihm Freude bereitete und goldene Berge zu versprechen schien. Alsbald sollte die Fabrik auch gegen Schaden und Feuer assecurirt werden und mit

dem nächsten Frühjahre sollte die Thätigkeit im Gebäude dem vollen Umfange nach beginnen.

In frohester Stimmung begab sich Bergmann für das Christfest nach Wien, um im häuslichen Kreise auszuruhen von der angestrengten Arbeit und den Seinen die frohe Botschaft von der bevorstehenden Vollendung seines Werkes zu bringen.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam die Unheilsnachricht durch das Telephon und vernichtete das Werk vieler Jahre, drohend mit dem Ruin seines Glückes. Von derselben waren die beiden Eltern bis in das tiefste erschüttert. Fridolin lag in Fieberphantasien gequält darnieder und Beate saß wohl in ihrem Rollstuhle an seinem Lager, aber sie vermochte es nur mit Aufbietung der letzten Kraft sich aufrecht zu erhalten, während sie in leise geflüsterten Gebeten den Himmel um seinen Beistand anrief. Ruhig nach außen, im Innern fest und zur rettenden That entschlossen, war dagegen Cäcilie. Sie traf mit Umsicht alle Anstalten zum Wohle der Eltern und nahm die Zügel des Haushaltes in feste Hände, der tiefe Ernst aber, welcher ihre schönen Züge beschattete, und sozusagen durchgeistigte, zeigte es, dass sie schweigend mit sich selbst nach entscheidenden Entschlüßen rang.

Die alsbald eingetretenen Verhältnisse, sobald die Trauernachricht im Publicum bekannt geworden war, sind auch darnach gewesen, um eine rasche That zu erfordern. Gar vielen sogenannten guten Freunden nahm nämlich die Unglückskunde sofort die Larve vom Gesicht, hinter welcher sie ihre egoistischen Absichten und beutelustigen Bestrebungen verborgen hatten, und sie drohten unter Vorwänden aller Art in kürzester Zeit mit den härtesten gerichtlichen Schritten, um ihr Darlehen zu sichern, vielmehr um die trostlos scheinende Lage Bergmann's auszubeuten und sich zu Wucherpreisen an seiner Habe zu bereichern.

Jede derartige Kunde von dem Krankenzimmer fern zu halten, gelang der Tochter nur mit größter Anstrengung, und sobald bei den Leidenden und deren Pflege, sowie in der Wirthschaft alles angeordnet war, eilte sie aus dem Hause unter der Angabe, sie habe nach den wichtigen Anordnungen der Ärzte einige Anstalten persönlich zu treffen.

Von einem tiefernsten Gedanken ganz eingenommen, eilt Cäcilie durch die dicht belebten Straßen; ihr ganzes Denken und Fühlen ist in ihrem Innern concentrirt und auf ihr hohes bedeutungsvolles Ziel gerichtet. Sie sieht und hört nicht, dass Bekannte sie freundlich grüßen und erstaunt ihr trauriges ungewöhnliches Wesen wahrnehmen. Sie hält in ihrer fluchtartigen Eile erst inne, als sie im zweiten Stockwerke eines weitläufigen Gebäudes vor einer Thüre steht, auf deren metallenem Schild die Adresse zu lesen ist: Dr. Ernst Riehl, Hof- und Gerichts-Advocat. Tiefaufathmend steht sie nur einen

Moment still und fährt, sich ermunternd, mit der Hand über das erhitzte Gesicht; dann tritt sie in das Sprechzimmer, wo ihr ein freundlicher alter Herr beide Hände heiter lächelnd entgegenstreckt und sie auf einem Fauteuil neben seinem Schreibtische Platz zu nehmen ersucht. Im selben Augenblicke aber werden seine Züge sehr ernst, denn er erkennt die gewaltige Aufregung, welche sie durchzittert, die tiefe Trauer, von der ihr sonst so heiteres Gesicht umschattet ist. Besorgt und mit theilnehmender Stimme fragt er daher:

„Verehrtes Fräulein! was bringt Sie zu so ungewohnter Stunde zu mir, was bewegt Sie so sehr?"

Mit bebender Stimme, nach Athem ringend, flüstert sie in Absätzen die wenigen Worte:

„Herr Doctor, wie groß ist meine Erbschaft?"

Befrembet durch die unerwartete Antwort, erwidert, die Trauernde schärfer fixirend, der Advocat:

„Wünschen Sie dies nur im Großen und Ganzen, im Überschlag, oder genau und im Detail zu wissen?"

„So genau als es möglich ist — ich habe bereits darüber verfügt."

„Verfügt? und zur Gänze?"

„Ja — sofort — über alles — alles — so rasch als es angeht!" flüstert sie mit Thränen-erstickter Stimme, schlägt die Hände mit dem Taschentuch vor das Gesicht und sinkt an die Lehne des Stuhles zurück, denn krampfhaftes Schluchzen erschüttert ihren Leib und eine Thränenfluth entstürzt ihren Augen.

Voll Mitgefühl und zugleich in peinlicher Ungewissheit sucht der Doctor sie zu besänftigen und hofft, durch eine sachgemäße Ansprache sie in eine ruhigere Stimmung zu bringen.

„Ihr Taufpathe, mein lieber, leider zu früh mir entrissener Freund Eduard Schönthan hat Sie zur Universalerbin eingesetzt und mich zum Sachwalter und Vormund in dieser Angelegenheit wohl deshalb ernannt, weil er es aus Erfahrung wusste, wie viele Streitigkeiten Testamente hervorzurufen pflegen und wie nur der Gerichts- und Gesetzkundige rasch dieselben zu besiegen vermag. Da Sie übrigens an ihrem nächsten Geburtstage das zwanzigste Lebensjahr erreicht haben werden, verpflichtete er mich, sofort für Sie die Großjährigkeits-Erklärung durchzusetzen. Das letztere Ziel habe ich bereits erreicht und an Ihrem schon im nächsten Monate zu feiernden Geburtstage beabsichtigte ich, Ihnen das Document über Ihre Majorennität, wie den Vermögens-Ausweis betreff Ihrer Erbschaft vorlegen zu können, womit mein Amt als Sachwalter und Vormund das Ende erreicht haben wird."

In etwas beruhigt und gefasster reicht sie ihm die Hände und spricht voll Innigkeit:

„Wie gut, wie lieb, wie freundlich Sie sind, wohl aus Pietät für Ihren Freund und aus Mitgefühl für mich, welche immer voll Verehrung und Hochachtung zu Ihnen aufgeblickt hat", und zögernd, erröthend setzt sie hinzu, „und wie hoch schätzen Sie die Gesammtsumme meiner Erbschaft?"

Abermals betreten und staunend über diesen realistischen Nachsatz erwidert der Advocat in etwas kühlerem geschäftlichen Ton:

„Die Erbschaft besteht aus einem Hause in der Vorstadt Neubau, aus zwei Satzposten auf Realitäten, aus einem bedeutenden Waarenlager und aus Kux-Antheilen an Goldbergwerken in Siebenbürgen, endlich aus Staats-Obligationen in nicht geringer Anzahl. Zur Realisirung aller Guthabungen habe ich bereits das Nothwendige eingeleitet und erhielt schon die günstigsten Anträge. Sobald die Barzahlungen erzielt sein werden, rechne ich auf die Summe zwischen 80 und 90.000 Gulden."

Mit einem leisen, wie erleichterten Athemzuge flüstert Cäcilie zur Erde sehend, „Gott sei Dank, — ich hoffe, es wird genügen."

Diesen Worten folgt eine kurze drückende Pause, während welcher die erstaunten Blicke des Rechtsanwaltes, wie fragend und zweifelhaft über deren Sinn, fest und durchdringend auf das schöne Mädchen gerichtet sind. Aber dies Bewußtsein ihrer unklaren Stellung wird ihr sofort deutlich und sich vollends ermannend sagt sie mit fester klarer Stimme:

„Ich fühle es lebhaft, wie sehr Sie, Herr Doctor, mein heutiges Gebaren befremden muß und ich will rasch das Räthsel lösen: Meine Eltern hat ein schweres Unglück getroffen, Feuer und ein heutzutage leider schon alltäglich gewordener Vertrauensmisbrauch haben dieselben nicht nur um die Früchte eines thätigen Lebens gebracht, sondern auch ihnen die Möglichkeit genommen, eingegangene Verpflichtungen zu berichtigen. Bisher hat die Öffentlichkeit noch keine Kenntnis davon, nur die lieben Freunde und Geldgeber sind, wie Spürhunde des Unglücks, voll Verdacht und bemüht, ihren Vortheil zu erjagen. Nur eine rasche Hilfe kann alles erretten und meine Erbschaft soll dies vollbringen, und gälte es den letzten Heller derselben; das ist mein unumstößlicher Entschluß."

Der Anhauch einer edlen heiligen Begeisterung verklärt bei diesen Worten ihre schönen Züge und die erst noch so tief Betrübte ist durch ihren Entschluß wie verwandelt, ruhig, klar in sich selbst und von starker Thatkraft beseelt.

Voll Bewunderung und tief bewegten Herzens sieht der Doctor auf die jugendliche Gestalt, dann sagt er, seine Rührung bekämpfend, indem er ihre Hände drückt:

„Verehrtes Fräulein! Ihr Entschluß ist edel, schön und groß, aber wohl die Frucht der ersten Aufregung; ich jedoch — da ich heute noch ihr

Vormund und Sachwalter bin — darf nicht nur auf die Stimme des Herzens hören, sondern muß auch als Mann des Rechtes und nach den Erfahrungen meines langen Lebens zu Ihnen sprechen. Ein glückliches Geschick hat Ihnen ein Vermögen zugewendet, welches Sie und die Ihrigen für das ganze Leben von Sorgen bewahren kann. Ein so seltenes Geschenk darf man nicht leichthin in Momenten der Aufregung opfern, denn die Reue käme zu spät und zum zweitenmal so günstig war das Glück noch keinem Sterblichen. Sie sind die alleinige und unumschränkte Eigenthümerin dieser Erbschaft, an welche niemand in der Welt einen Anspruch erheben darf. Niemand, und wären es selbst Ihre Nächsten. Mögen noch so viele Gläubiger Forderungen gegen Ihre Eltern erheben, Sie sind nach keinem Gesetze der Welt verpflichtet dafür aufzukommen und niemand darf Sie deshalb anklagen, selbst der herzloseste Wucherer hat keinen rechtlichen Anspruch auf Ihr Eigenthum. Ihr hochherziger Entschluß wäre somit ein freiwilliges Geschenk an dritte Personen, welches für Sie verhängnisvoll werden könnte."

„Sie, Herr Doctor, haben wohl recht nach den Paragraphen des Gesetzes und nach der Gepflogenheit des Gerichtes, nicht aber nach der Stimme meines Herzens, und meine Vernunft lehrt nur dieser zu gehorchen. Was kann mir ein weltliches Gesetz nützen, wenn es der Pflicht und dem Rechte widerstreitet, welche laut sprechen in meiner eigenen Brust, wenn es den Geboten der Religion gegenüber verwerflich ist. Meine Eltern haben alle verfügbaren Mittel dem neuen Unternehmen gewidmet, das falsche Freunde angerathen haben und erst sodann, als dieselben erschöpft waren, wurde mit Betrübnis dazu gegriffen, fremden Credit anzusprechen, da eine Umkehr unmöglich geworden war. Mein Vater ist nicht imstande seine Verpflichtungen zu erfüllen, und sollte die Katastrophe wirklich erfolgen, gälte es das Leben meiner Lieben. Vater und Mutter sind noch liebe edle Wesen aus der guten alten Schule, als die Menschen noch nicht so weite laxe Ehrbegriffe hatten, wie sie heutzutage modern geworden sind. Ein Fleck auf ihrer Ehre, ein Zweifel an ihrer Rechtlichkeit müßte ihr Ende sein, denn „Ehre verloren — Alles verloren" ist ein unverbrüchlicher Grundsatz, der bei diesen edlen Seelen gilt."

„Verehrtes Fräulein! noch ist die Situation nicht so traurig, wer würde es wagen, ein solches Wort zu sprechen?"

„Die Welt, wie sie heute ist: es würde heißen und gern geglaubt werden, dass die Zahlungsunfähigkeit nur fingirt sei, um die Seinen zu bereichern; man würde die Flucht des Angestellten sammt der Cassa als im Einverständnisse mit dem Besitzer vorgenommen erklären und tausend andere Verdächtigungen würden sich verbreiten, an denen die Börsenwelt so reich ist und schon hiermit wäre die Ehre, das Leben der Meinen bedroht, denn bis

Processe und Verhandlungen das Gegentheil beweisen könnten, hätte das Gift des nagenden Schmerzes die schwachen Kräfte der alten Leute aufgezehrt, welche dem Lämpchen vergleichbar sind, das noch aufflackernd an dem letzten Öle zehrt. Nein, bevor die Eltern zum vollen Bewusstsein ihrer Lage kommen, bevor der erste Sturm losbricht, muß geholfen und dadurch diese Leben gerettet werden — das ist meine heilige Pflicht, welche laut ruft in meinem dankschuldigen Innern! Da nun, Herr Doctor, bin ich angekommen bei der Bitte, welche mich zu Ihnen führte: ich bitte, ich beschwöre Sie, bleiben Sie mein Sachwalter und Vormund und übernehmen Sie zur Stelle auch die volle Vertretung meiner Eltern. Ich werde Ihnen die Geschäftsbücher verschaffen, in dem Sie Soll und Haben bei einem Heller verzeichnet finden; berufen Sie alle Gläubigen zur sofortigen Tilgung ihrer Forderungen, machen Sie meine ganze Erbschaft zu Geld und gälte es den letzten Kreuzer derselben, ich werde Sie segnen, wenn um diesen Preis das Glück, die Ruhe, das Leben der Eltern gerettet wird."

„Nachdem ich Ihre Worte gehört habe, wage ich nicht mehr, Ihren schönen Entschluss zu erschüttern und verspreche es eidlich, Ihre Absicht sofort durchführen zu wollen. Bis Ihre Erbschaft gänzlich in bares Geld umgesetzt ist, was übrigens nur mehr Tage dauern kann, bin ich in der Lage, die nöthigen Summen vorschußweise beizustellen und ich bin gewiss, Ihren edlen Entschluß rasch realisiren zu können. Kehren Sie also ganz beruhigt zu den Ihrigen zurück, Sie werden bald von mir eine Nachricht erhalten. Erlauben Sie mir nur die Eine Frage: was dann? haben Sie auch schon an die Zukunft gedacht?"

„Gewiss und mit klarem ruhigen Bewusstsein. Wir werden im kleinen Kreise und schlichten Verhältnissen, deshalb aber wohl nur um so inniger vereint unter dem Schutze Gottes leben. Mögen uns die guten Freunde und Rathgeber auch — wie es Sitte zu sein pflegt — alle verlassen, sobald die Sonne des Glückes untergeht, unser inneres Glück wird doch aufrecht bleiben. Wir drei werden uns herzinnig aneinander schließen und ich werde a r b e i t e n, denn ich habe geschickte Hände und kann mich nützlich machen, dank den vielen Opfern, welche für meine Erziehung gebracht wurden. Schlecht berathen sind diejenigen, welche die A r b e i t eine Last, eine Plage, eine Qual nennen; die Arbeit ist der größte Segen im Menschenleben und die einzige sichere Abwehr gegen schlechte Gedanken und Thaten."

Tief ergriffen sagte der Advocat, welcher die edle Begeisterung seiner Clientin mit innigem Behagen bewunderte:

„Gott erhalte Ihnen für das ganze Leben ihren reinen edlen, echt christlich religiösen Sinn und ich danke Ihnen für das Vertrauen, welches

Sie heute zu mir geführt hat; ich werde diese Stunde stets zu den schönsten zählen in meinem ernsten, aber auch hoch achtbaren Berufe."

Froh aufathmend, als wäre eine schwere Last von ihrer Brust genommen, nahezu heiter gestimmt, verläſst Cäcilie den Advocaten und eilt heim, sich ganz der Pflege der Leidenden zu widmen. Dieselben kamen nur langsam zum vollen Bewuſstsein und zur Erkenntnis ihrer Lage zurück, was die Tochter insofern leichter ertrug, weil dadurch die Möglichkeit geboten war, dem drohenden Unheile eher zu begegnen, als es nothwendig wurde, Aufschlüsse zu geben über die Consequenzen der eingetretenen Katastrophe.

* * *

Seit dem Unglücke bei der Familie Bergmann bleibt die Schwelle ihrer Wohnung so verödet, wie es in der modernen Welt gebräuchlich ist, als wäre eine infectiöse Krankheit daselbst zu scheuen. Wahre Freundschaft und uneigennütziges Mitgefühl sind ja so selten wie die Aloe, welche zumeist nur in hundert Jahren einmal blüht. Die Befriedigung materieller Interessen dagegen war nur beim Advocaten rasch zu finden, also wendete sich der Strom der Bekannten eiligst nach dieser Richtung.

Dennoch wurde in den nächsten Tagen ein Besuch gemeldet, welcher für Cäcilie in ihrer Lage sehr ungelegen ist, den sie aber deshalb nicht abweisen will, weil der betreffende Herr den Eltern mehrseitig sehr empfohlen war, derselbe sich sehr warm ihrem Hause zu nähern suchte, ja sogar die Tochter mit Aufmerksamkeiten überhäufte, welche keinen Zweifel darüber aufkommen ließen, daſs er sich leidenschaftlich um ihre Gunst bewarb, wogegen sie ziemlich kühl diesen Werbungen gegenüberstand.

Chevalier Dubois, „Marquis", wie es auf seinen Visitkarten zu lesen war, trat mit einer Miene voll tiefer Betrübnis in das Sprechzimmer und seine Lippen überströmten von Worten der Theilnahme, als Cäcilie in wortlosem Schmerz ihm gegenüber saß. Er ist ein vollendeter Elegant, modern in Kleidung und Benehmen bis zum Exceſs, wie überhaupt alles an ihm, auch seine Rede, sich stets in Superlativen bewegte, besonders aber seine Verehrung, Schmeicheleien und das Courmachen, welche er an Cäcilie zu richten bestrebt war. Eben diese extrem forcirte Haltung hielt aber die Tochter Bergmann's zurück, für ihn sich irgendwie zu erwärmen; denn so zurückgezogen sie auch lebte, hatte sie es doch schon erfahren, daſs derartige Charaktere unzuverläßig, scheinheilig und täuschend und daſs Wahrheit und Natürlichkeit ihnen unbekannt sind und eben diese letzteren allein konnten das Gefühl, das Gemüth dieses naiven ursprünglichen Mädchens erwärmen. Der Chevalier liebte es auch besonders von seinem alten Adel, von den Gütern seiner Ältern in Frankreich zu sprechen, mit hochedlen Verbindungen

zu prahlen und sich selbst in so hochtrabender Noblesse zu gefallen, dass der unbefangene Zuhörer unwillkürlich ahnte, es sei all' dieses Gebaren wohlberechnet und einstudirt, sowie das meiste mehr in seiner Phantasie als in der Wirklichkeit vorhanden. Beweise für seine Angaben und über seine Vergangenheit, oder für seine Aussichten in die Zukunft waren noch nicht zu erbringen gewesen.

Ein Wortschwall von allgemeinen Beileidsbezeugungen ertönte so reichlich von seinen Lippen, dass Cäcilie gar nicht zum Wort gelangte, wobei er mehr als es nothwendig war, sich mit ihren Händen zu beschäftigen suchte und sich ihr näherte, so weit es überhaupt die Möbel gestatteten. Mit eins hielt er aber in seiner Rede etwas inne, athmete beklommen tief auf und schien nach den richtigen Worten zu suchen, die den Übergang zum eigentlichen Zweck seines Besuches angemessen vermitteln sollten. Eine kurze peinliche Pause entstand, indem Cäcilie unangenehm afficirt zu Boden sah und schwieg. Nach wiederholtem Räuspern sagte der Chevalier, seine Hände auf ihren Arm legend und sich thunlichst nahe zu ihrem Ohre neigend, in den weichsten Tönen, die sein inniges Mitgefühl markiren sollten: — „Ihre verehrten Ältern sollen übrigens, wenn die böse Welt ausnahmsweise recht haben sollte, nicht nur schwer krank sein, sondern es soll dieselben auch ein schwerer Schicksalsschlag getroffen haben? Man spricht von Feuerschäden, Veruntreuungen, Zahlungseinstellungen — — hm! hm! Doch ist dies ohne Zweifel eine böswillige Lüge. Vertrauen Sie sich mir, Ihrem besten Freunde, damit ich diese Verleumdungen entkräften kann." In gespanntester Erwartung und mit lauernden Blicken sieht er ihrer Antwort entgegen.

Wie ein elektrischer Strom durchzittern diese Worte Cäciliens Brust, denn sie versteht gar wohl den egoistischen Zweck dieser undelicaten Frage. Mit kaltem, aber heftig aufleuchtendem Blicke sieht sie daher in seine Augen und sagt nachdrücklich betonend: — „Die böse Welt hat leider nicht gelogen, Sie haben nichts zu berichtigen: Feuer und Treulosigkeit haben meine armen Ältern zu Grunde gerichtet, und ist der Zweck Ihres Besuches darauf gerichtet, Ihre etwaigen — mir unbekannten — Ansprüche und Forderungen zu sichern, so seien sie hiermit beruhigt gegen jeden Verlust, daher Sie sich zum Advocaten Riehl bemühen wollen, dessen Adresse Ihnen bekannt sein wird."

Hatte nun der Chevalier auch von keinem Menschen auf der Welt etwas zu fordern — im Gegentheile Andere etwa von ihm — so war er doch betreten, seine egoistische Tendenz von diesem naiven Mädchen erkannt zu sehen, denn er war offenbar gekommen, um sich Gewissheit über Cäciliens Lage und seine Aussichten bei derselben zu verschaffen. Unwillkürlich mußte er daher seine Augen senken und bemühte sich, das Verletzende ihrer Rede

zu ignoriren, indem er äußerlich ruhig entgegnete: „Sie nehmen offenbar die Situation zu tragisch; derartige Verlegenheiten und Stockungen sind im praktischen Leben sehr häufig und werden in ehrenvollster coulantester Weise durch einen Ausgleich oder Arrangement behoben."

„Nehmen Sie als richtiger an, daſs es nichts auszugleichen oder zu arrangiren gibt."

„Nun für diesen schlimmsten Fall sind Sie persönlich gesichert, keinen Schaden zu nehmen. Sie haben Ihr eigenes Vermögen und können sich sofort ein comfortables Heim gründen an der Seite eines Mannes, der Ihnen vom Herzen und treu fürs Leben zugethan ist."

„Wenn die Ihrigen vor Durst und Hunger schmachten, können Sie sich gleichzeitig an die reich besetzte Tafel setzen? Wenn eine ansteckende Krankheit die Lieben befällt, suchen Sie dann in der Flucht sich sicher des Lebens zu freuen? Wenn diese in Sturm mit dem Tod in den Wellen ringen, werden Sie sich am sichern Land in süßer Ruhe wiegen? Wenn Sie den Muth dazu haben, so beneide ich Sie nicht darum, denn Feigheit und Egoismus kann ich nur verachten. Was mein ist oder war, ist auch Eigenthum meiner Ältern und nehmen Sie an, das Unglück habe alles verschlungen."

„Sie scherzen wohl!" stammelte sehr betreten der Chevalier in fassungsloser Weise.

„Halten Sie mich dazu gestimmt, in meiner Lage zu scherzen? Aber lassen wir diese moralischen Erörterungen, welche Ihnen wohl ebenso fremd als peinlich sind, und da Sie sich für diese Geldangelegenheiten so lebhaft interessiren, kann ich Sie nur nochmal an die Adresse des Advocaten verweisen, wo Sie Gewisheit finden werden, indem dort die Geschäfte abgemacht werden; hier haben Sie weitere Mittheilungen nicht mehr zu hoffen."

Mit einer förmlichen geringen Neigung des Kopfes verabschiedet sie den Indiscreten und ist im nächsten Augenblicke seinen Augen entschwunden, die ihr erstaunt nachblicken, während bittere Enttäuschung seine Züge verdüstert, so daſs er nachdenklich und in trüben Gedanken das Haus verläſst.

Chevalier Dubois, der sich in Folge seiner leichten Siege bei galanten Damen für unwiderstehlich hielt, betrat langsam schreitend die Gasse, denn er hatte es gehofft, durch eine reiche Heirat seine Finanzen glänzend zu restauriren, welche in Folge nobler Passionen längst zerrüttet waren.

Cäcilie aber steht oben in ihrem Zimmer an das Fenster gelehnt und sieht hinter den dünnen Spitzenvorhängen verborgen, dem läßig Dahinschreitenden nach, indem ein bitterer verächtlicher Zug in ihrem Gesichte nicht zu verkennen ist. Ein wehmüthig-sarkastisches Lächeln spielt um den festgeschlossenen Mund und ihre Lippen flüstern leise:

„Da geht er hin und seine Schwüre und Betheuerungen mit ihm — sie waren ja alle nur Lüge, um mein Geld zu erringen. Mag er gehen für immer, sei's, es schmerzt nicht! Wohl aber betrübt mich tief die Erfahrung, die ich nun selbst gemacht habe und welche es beweist, dass mein guter Vater recht hat, wenn er es oft mir sagte: Lüge und Geld beherrschen die Welt: Manche glutäugige Frau verkauft ihre Schönheit und ihr Temperament an einen Mann, der ihr Gatte heißt; vielgenannte Schriftsteller verkaufen ihre Feder an den leitenden Staatsmann; ein vielgerühmter Pianist lügt einer reichen häßlichen Finanzbaronin Liebe, damit ihr Geld seine Concerte fülle und seine Lobpreiser speise; und ein Elegant, dessen Börse wohl an der Schwindsucht leidet, umwirbt hier, Anbetung lügend, die junge Erbtochter eines reichen Mannes, damit ihre Hand seine Schulden bezahle — traurige Wahrheit, die ich heute erkannt habe! Weshalb mahnt es mich unwillkürlich an einen Raben oder anderen Raubvogel, der Aas wittert; trauriges abstoßendes Bild! Nicht mein Herz ist dadurch verwundet, nein! es schlägt ruhig in Frieden weiter wie bisher, aber die ganze Natur, die Menschen, die Welt, die mir bisher so sonnig und edel, so gut und freudvoll erschienen, sie scheinen mir heute wie durch einen Schmerzenschleier verdüstert."

In wachen Träumen und Sinnen steht Cäcilie lang in ihrem Zimmer — es war ja so eben die erste Täuschung im Leben ihr geworden und diese verwundet tiefer als alle späteren noch so schmerzlichen Erfahrungen, welche die Ideale und Träume unserer Jugend in Schutt und Trümmer schlagen.

* * *

Die ärztliche Wissenschaft wird auf eine harte Probe gestellt, denn das Leiden Fridolin's und seiner Frau ist schon an sich schwer genug, hier aber um so gefährlicher, als beide schon verhältnismäßig in hohem Alter stehen. Was aber menschliche Hilfe nur immer zu bieten vermag, wird angewendet, und schließlich erhoben sich die beiden Leute wieder und beginnen am Leben und den jüngsten Ereignissen Antheil zu nehmen. Cäcilie weiß sie in kluger Weise von diesen Gedanken abzulenken, directe Antworten zu umgehen und behauptet, es sei nichts ungünstiges vorgefallen und alles weitere sei vertagt, bis der Vater vollkommen genesen wäre. Inzwischen hatte Dr. Riehl mit aller Energie seines Amtes gewaltet, so dass Cäcilie zusehends an Heiterkeit und frohem Ausblick in die Zukunft gewonnen hatte.

In ihrem Innern reiften daher sehr entschiedene Entschlüße für die kommenden Tage und sie war sogar schon eifrig thätig, ihre Pläne zu realisiren, soweit es die Verhältnisse erlaubten. Eben deshalb sah sie mit Ungeduld dem Festtage entgegen, an welchem sie die Entscheidung herbeizu-

führen hoffte. Beide Eltern waren nämlich wohl in verschiedenen Jahren aber an demselben Tage geboren und dieser Zeitpunkt kam in Sicht, als der Advocat das vollkommen abgeschlossene Resultat seiner Bemühung in die Hände der Tochter legte, welche ihm mit innigem Händedruck und Thränen in den Augen dankte.

Am frühen Morgen des Geburtstages sind die Eltern zum erstenmal, ihrer früheren Gewohnheit gemäß, wieder außer Bett und zum Frühstück in das Eßzimmer gekommen; es ist dies ein sonniger herrlicher Sommertag. Da tritt Cäcilie freudenstrahlend in das Zimmer, indem sie ein ziemlich bedeutendes Paquet in den Händen hält.

Nach herzlicher Begrüßung sprechen ihre hübschen Lippen, um welche heute ein allerliebstes Lächeln spielt:

„Lieber Vater und liebe Mutter! Gottes Segen flehe ich an diesem Freudentage wieder herab auf Euch und heißen Dank sage ich Gott Vater im Himmel, der Euch dem Leben, und daher auch mir, gesund wiedergegeben hat. Möge für viele, lange Jahre Glück, Zufriedenheit und Wohlsein Euch erhalten bleiben zu meiner Freude, denn ihr seid mein höchster Schatz für's Leben. Behaltet mich nur künftig herzlich lieb, wie auch ich Euch stets über alles lieben werde. Gern hätte ich Euch auch heute mit einem Angebinde aus meinen Händen als Andenken an diesen Tag überrascht, aber Eure Krankheit hat mich daran verhindert; mit ganz leeren Händen komme ich aber auch heute nicht. Nehmt daher freundlich auf, was ich eben zu geben vermag in Dankbarkeit und Liebe" — mit diesen Worten legt sie das verschlossene Paquet auf die Tafel vor den Eltern nieder.

Mit vor Erwartung und Aufregung zitternden Händen öffnen die Eltern dasselbe, welches nur Schriften enthält, Schuldscheine, Wechsel, Kaufcontracte, Verträge und ähnliche Papiere jeder Art, welche es beweisen, daß der Advocat seinen Auftrag glänzend zu Ende geführt hat und daß Bergmann's Angelegenheiten auf das ehrenvollste abgeschlossen sind.

Wortlos bleiben die Lippen der Staunenden, nur ihre Augen, ihre Züge sprechen die innere Aufregung aus, welche sie durchzittert. Mit Mühe nur flüstert der Vater, einen unsagbar innigen Blick auf Cäcilie richtend:

„Wie ist es denn möglich?!"

Mit Entzücken sieht das Mädchen dieses tiefgehende freudige Erstaunen der Eltern und schmiegt sich in heiterster Laune an seine Seite, indem sie spricht:

„Wie es möglich war? Lieber Vater, wenn Du es nicht weißt, muß Dein Kind Dich belehren, denn schon der persische Dichter Hafis sagt:

Der Gütige schließt kein Thor,
Er öffnete denn ein anderes zuvor.

Dazu hat ihn ein märchenhaftes Ereignis veranlasst: es war nämlich in Persien, oder sonst wo, ein guter edler Mann, der sich zeitlebens redlich bemüht hatte, für die Seinen ein glückliches Heim zu gründen, ganz so wie das unsere ist. Da haben Elemente und Treubruch ihn um die Frucht seiner Arbeit betrogen, so dass das tiefste Unglück an seine Pforte pochte, um seine Ehre, sein Leben zu bedrohen für alle Zeit. Da fügte es aber der Gütige, dass das Kind, welches dem innigen Herzensbunde entsproßen war, eine große Erbschaft machte, so dass Glück und Unglück sich gegenseitig deckten, denn alles, was diesen Dreien gehörte, war allen Dreien ebenso gemeinsam, wie ihr Leben, ihre Herzen, ihre Liebe — und so ist alle Sorge von uns genommen, und das Glück lacht uns Drei wieder an, wie die helle Sonne, welche der Gütige so eben auf uns niederscheinen läßt."

„Und Du hast alles geopfert?"

„Geopfert? Ich habe einen Theil meiner Dankesschuld abgetragen, ich habe meine Pflicht gethan, mehr nicht; gönne mir die Freude daran."

„Und Deine Zukunft —"

Da fiel ihm Cäcilie um den Hals, schloß ihm die Lippen und sagte: „Sprich nicht weiter; lass' uns fühlen und schweigen!"

Lange Stille folgte, alle drei hielten sich schluchzend umschlungen und es war eine weihevolle Stimmung über sie gekommen, es war — als rauschte der unsichtbare Flügel eines Engels durch den Raum, in dem diese drei Herzen im Einklang aneinander schlugen.

Als die Wogen des Gefühles sich geglättet hatten und die Eltern zahlreiche Fragen stellten, entgegnete die Tochter:

„Alle Detail wird Euch Dr. Riehl mittheilen, der meisterhaft seines Amtes gewaltet, gleichzeitig aber auch mir die Großjährigkeits-Erklärung erwirkt hat, so dass ich selbständig als Autorität aufzutreten in der Lage bin, die selbst Ihr Lieben respectiren müßt." Dabei umspielte ein schalkhaftes Lächeln ihre schönen Züge und in launig imponirender Hoheit richtete sie sich auf in stattlicher Positur: „Im übrigen muß ich Euch erst den Schluß meines persischen Märchens erzählen. Du, lieber Vater! bist nun vollkommener Freiherr und die Welt weiß es, dass Du Deine Geschäfte aufgegeben und Dich in die Ruhe zurückgezogen, welche Du nach einem Leben voll schwerer Arbeit Dir wohl verdient hast. Nach erfolgter Ausgleichung aller Verhältnisse und Beziehungen bleiben uns noch immer die Mittel, unsere Zukunft zu ordnen, wofür Euer großjähriges Kind einen schönen Plan entworfen hat, um mein Märchen allerliebst abzuschließen."

„Im Märchen ist es wohl leicht, aber in der rauhen Wirklichkeit —?" sagte seufzend die Mutter.

„Nun so hört mir zu und seid recht lieb und gut zu mir! Ich denke mir unsere Zukunft reizend: die große Wohnung ist nun überflüßig, da wir Freiherrn und nicht mehr gezwungen sind, den Handelsherrn, Geschäftsleuten und andern guten Freunden Diners und Abendgesellschaften zu geben, dafür werden wir einander um so näher rücken und ungestört im Dreiklang unserer Herzen still zufrieden leben. Die vielen Dienstleute sind künftig überflüßig, was unsern häuslichen Frieden fördert, denn sie wollten meistens nur thun, was ihnen beliebte und haben uns viel Verdruß gemacht; kleine häusliche Räume hält man leicht selbst in Ordnung, wie es unser eigener Wille ist. Der Vater sagt immer, das Wasser ist das Auge der Landschaft und sein Liebling. Nun am Ufer des Donau-Canals habe ich eine schlichte trauliche Wohnung gefunden, wo man den Fluß vor Augen hat, wo die frische Luft vom nahen Kahlenberge hereinweht und wo man vom Fenster aus auf die Brücke sieht, über welche beständig ein Menschenstrom und eine Wagenburg sich bewegt und Euch, an das Zimmer gefesselten, reichliche Zerstreuung bietet. Dieselbe ist wohl in keinem der modernen Palais, welche von Pracht und Glanz strotzen, dagegen keine Bequemlichkeit bieten, keine Gemüthlichkeit aufkommen lassen, in welcher der dritte Stock eigentlich schon der sechste heißen sollte, und welche aus Papiermaché gebaut zu sein scheinen, so genau hört man durch den Fußboden, die Zimmerdecke und Wände was der Nachbar spricht oder thut. Unsere Wohnung ist in einem älteren, nur zwei Stockwerke hohen aber soliden und netten Bürgerhause mit der Aussicht auf die Gasse. Die beiden Eltern würden für sich eine geräumige Stube haben; in derselben jedes ein Fenster für sich und daselbst alles untergebracht, was sie bisher im Gebrauch hatten, und ihren Wünschen und Gewohnheiten entspricht."

Mit unnachahmlicher Schalkheit setzt sie hinzu: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar, also werden Philemon und Baucis sich daselbst in Frieden vertragen und sich in Ruhe des Daseins freuen. Mein Bereich, welches vom Vorhause seinen eigenen Eingang hat, damit ich Euch nicht stören muß beim kommen und gehen, besteht aus einer kleinen Küche und einer Kammer, versehen mit allem, was mir lieb und werth ist, auch mit meinem Näh- und Arbeitszeug, Büchern, Malereien, Blumen und meinem lieben Kanarienvogel, der gar so reizend singt. Das ist mein Plan und ich finde ihn allerliebst — sagt ja dazu und bald soll er kein Märchen mehr, sondern reizende Wahrheit werden."

Innige Händedrücke und Thränen in den Augen beweisen es, wie bewegt die Eltern ihren Worten lauschen, welche so laut ihr edles Herz verkünden; wie sie bemüht ist, sie beide über die namenlose Bitterkeit ihrer geänderten Lebenslage hinwegzutäuschen, wie sie sich selbst zur heitern Harmlosigkeit zwingt und sie durch ein tief ergreifendes Bild der Zukunft zu erfreuen

sucht. Beide Hände ihnen entgegenstreckend sagt Cäcilie lächelnd doch mit feuchten Augen:

„Sagt Ihr Ja? ich wäre glücklich!"

„Ja, mein liebes gutes Kind," sagen die Alten unter heißen Küssen, dann setzt aber der Vater zögernd hinzu: „Dein Plan ist märchenhaft schön — doch zum Leben gehört, wie zum Kriegführen, Geld und Geld und nochmal Geld. Ich fürchte —"

Aber weiter kommt seine Rede nicht, denn vergnügt fällt die Tochter ihm in's Wort: „Ihr wollt mich für gar nichts gelten lassen und ich bin doch schon großjährig geworden. Kann ich nicht arbeiten, ist die Thätigkeit nicht mein Glück?! Durch zwanzig Jahre habt Ihr Euch für mich geopfert, mich erzogen, erhalten und lernen lassen bei den besten Meistern. Ist es nicht höchste Zeit, dass ich aufhöre mich ernähren und meine Talente müßig verkümmern zu lassen? Ihr habt Euer Tagwerk so rüstig vollbracht und redlich die Ruhe im Alter verdient. Ich muß jetzt erst zeigen, dass ich dessen werth bin, was Ihr mir Liebes und Gutes erwiesen habt. Sorgt Euch nicht, dass ich zu schwach bin, Liebe und Dankbarkeit machen mich stark und ich kann spielend erwerben, was wir bedürfen. Habe ich nicht den kostbaren Kragen aus Brüßler Spitzen, welcher so arg beschädigt war, zum Vergnügen für die Baronin Wenkheim restaurirt, so dass die Sachverständigen erklärten, die Reparatur sei gar nicht zu erkennen? Solche Arbeiten werden reichlich bezahlt. Habe ich nicht unter fremdem Namen zwei kleine an sich ganz unbedeutende Aquarelle auf der Kunstausstellung veröffentlicht, für welche sich zahlreiche Käufer schon am ersten Tage fanden? Ich gab sie für die Armen hin, künftig aber werde ich selbst den Zweck des Honorars für uns bestimmen. Ich verstehe das Hauswesen, dank dem Beispiele der guten Mutter, ich kann sticken, stricken, nähen — Euch verdanke ich so viele Fähigkeiten, dass ich mich fast schäme sie alle aufzuzählen, soll ich all das an mich aufgewendete Capital unbenützt und müßig ruhen lassen? Nein, glaubt an mich und meine Kraft — ich will mindestens die Zinsen zahlen von all der Elternliebe, die mich zu dem gemacht hat, was ich bin. Ihr habt ja gesagt und bald soll unser schlichtes, aber nettes Heim zur Wahrheit werden. Was wir verloren, wird reichlich aufgewogen durch das, was wir gewonnen haben: für ein oft sturmbewegtes Leben in der großen Welt den stillen Frieden einer trauten Häuslichkeit. Ein ungestörtes echtes Glück kann uns die Welt nicht geben, das wahre Glück muß in uns selber liegen. — — —"

Mit echt weiblichem Tact und Feingefühl vollführt Cäcilie den Umzug in der Weise, dass die Eltern fast gar nicht belästiget werden und eines Tages wohlbehalten in ihrem neuen Heim still vergnügt beisammen sitzen.

Die sehr bescheidene Wohnung ist dennoch mit all' jenem kleinen Schmuck versehen, der an sich ohne besonderen Werth, doch unschätzbar ist durch die alten Beziehungen zu den Bewohnern und daher den Aufenthalt traulich und behaglich zu gestalten vermag. Ebenso ist das kleine Stübchen der Tochter so anmuthig und nett, dass man es ein Museum des Schönen, Nützlichen und der Arbeitsbehelfe nennen könnte.

Die Eltern fühlen sich unsagbar wohl in ihrer Ruhe und Abgeschiedenheit, denn sie können nicht daran denken, sich dermal nützlich zu machen, da sie thatsächlich Invaliden gleich zu halten sind. Der Schlag, welcher sie getroffen hat, verzehrte einen so großen Theil ihrer Kräfte, dass nur im Laufe der Zeit etwa noch eine Erholung zu hoffen war. Die Mutter litt an gesteigerter Nervenschwäche und der Vater war von der Abnahme des Sehvermögens so sehr bedroht, dass der Eintritt des grauen Staares von den Ärzten besorgt wurde. Nur den seit Jahren gewohnten Gang zur Stephanskirche lassen die alten Leute sich nicht nehmen, wo sie im Gebete Trost und Erhebung finden.

Der thätige Advocat hatte wohl eine bescheidene Summe aus dem Schiffbruche gerettet, aber dieselbe wollte Cäcilie für etwaige besondere Unglücksfälle und unvorhergesehene Nothlagen reserviren; die Erhaltung dreier Menschenleben lag daher allein auf ihren Schultern. Dennoch trug sie heiter und frohgemuth diese Last und sah ihre Mühe reichlich belohnt. Nebst der Hauswirthschaft und Stickereien nützte sie ja auch weit edlere Fähigkeiten aus. Ihre Restaurirkunst für alte werthvolle Spitzen wurde bald bekannt und trug ihr einen ansehnlichen Verdienst ein. Ihre niedlichen kleinen Aquarelle, welche sie auf Porzellan, Glas, Elfenbein reizend und sogar mit vielem Humor zu malen wusste, waren für sie umsomehr eine ergiebige Geldquelle, als sie nicht Künstlerruhm anstrebte, sondern die Kunst in den Dienst der Handelswelt stellte und Gläser, Tassen, Teller und Fächer zu schmücken nicht verschmähte, da die Geschäftsleute sie bald mit derartigen Aufträgen bestürmten. Die Lage der im Leben Schiffbrüchigen war daher eine behagliche geworden. Allerdings galt es schwere Mühen von Seite der Tochter, welche die Eltern kaum ahnten, denn oft saß diese bis spät in die Nacht bei ihrer Arbeit, wenn man sie längst ruhig träumend auf ihrem Lager glaubte.

So mancher verspätete Wanderer, welcher über die nahe Brücke schritt, sah zu diesem kleinen vereinsamten Lichte empor, wenn ringsum Finsternis herrschte, da oben aber die kleine Flamme daran mahnte, dass daselbst ein bekümmertes Herz noch keine Ruhe finden konnte. Zu ernsten Gedanken regen diese späten Lichter an, denn dieselben bedeuten entweder einen Kranken oder ein mit der Noth des Lebens ringendes Menschenleben, — so dass man dieselben wohl mit Grund „Armenseelen-Lichter" nennen könnte.

Cäcilie dagegen war nicht betrübt geworden, der Anhauch einer edlen Begeisterung erfüllte im Gegentheile ihr Gemüth mit freudiger Genugthuung, denn sie sah ihr Werk zusehends wachsen und gedeihen, sich in nützlicher Thätigkeit versorgt, die Eltern geborgen vor Noth und Entbehrung und ihr Herz spann sich sogar in süße Träume für eine beglücktere Zukunft ein. Das Menschenherz ist ja ein seltsames Weberschiff, wenn es nur noch einen letzten dünnen Faden der Hoffnung auf seiner Spule hat. Es webt und webt und wirkt sich aus ihm ein schimmerndes Gespinnst, indem es seinen angstvoll pochenden Schlag einlullt und mit süß beschwichtigenden Träumen überzieht.

* * *

Als der Spätherbst und mit ihm die kürzeren Tage gekommen waren, benützte sie die beginnende Dämmerung am Abend, um eine Arbeit an den betreffenden Bestellungsort zu tragen und eilte in die Praterstraße in das Palais der kunstsinnigen alten Gräfin Trattnern, welche sie am Sonntage nach gewohnter Weise allein zu Hause wusste. Von dieser Dame war ihr der Auftrag geworden, auf eine kostbare Vase nach einer Photographie das Bild desjenigen Schlosses zu malen, welches dieselbe in Mähren besaß und welches sie ehestens zu erhalten wünschte, da es zu einem Geburtstags-Geschenk für ihren Sohn bestimmt war.

Die freundliche alte Dame zeigte sich entzückt von dieser Arbeit und belohnte dieselbe nicht nur in echt vornehmer Weise, sondern bestimmte das Mädchen auch dazu, mit ihr eine Tasse Thee zu nehmen, während sie ihr das Verfahren bei dieser Art von Malerei erklären mußte. Als Cäcilie das Palais verließ waren schon die Schatten der Nacht auf die Erde gesunken, und sie beeilte sich, an der Fronte der Häuser hinschreitend, ihre Wohnung zu erreichen, da die Eltern sie schon erwarten mochten.

Da wollte es das Verhängnis, dass noch ein Sonntagsreiter, welche leider nicht selten die Straße unsicher machen, aus dem Prater kommend, seine Reitkünste in der Nähe vor den zahlreichen Heimkehrenden produciren wollte, das Pferd ungeschickt und mishandelnd zu Lançaden anspornte, so dass dasselbe scheute und sich von seinem Reiter trennte. In wildem Laufe stürmte es selbst auf das Trottoir hinauf, ehe die Leute flüchten konnten und streifte dabei Cäcilie so heftig, dass sie erschrocken wankte und zu Boden glitt.

Im selben Augenblicke fühlt sie sich von einem starken Arm emporgehoben und theilnehmend gefragt: ob sie einen Schmerz in den Füßen fühle. Indem sie sich von dem Fremden befreien und aufrecht stehen will, empfindet sie einen stechenden Schmerz im rechten Vorderfuß, so dass sie

sich der ihr gebotenen Stütze doch wieder bedienen muß. Ein junger Mann bittet sie, ihr weiter beistehen, sie nach Hause führen zu dürfen, wozu sie allein offenbar im gegenwärtigen Augenblicke nicht fähig ist. Nach wiederholten aber fruchtlosen Versuchen allein zu gehen, nimmt sie die gebotene Hilfe mit dem Bemerken an, dass ihr Leiden wohl nur ein vorübergehendes sei und dass sie es bedauere, ihn belästigen zu müßen. Unter den üblichen Entschuldigungen und gegenseitigen Höflichkeiten ist das Haus, in welchem Cäcilie wohnt, gar bald erreicht und sie verabschiedet sich dort mit den artigsten Dankesworten von ihrem Begleiter mit der Versicherung, dass es ihr ganz leicht sei, allein die Stiege zu ersteigen, da dieselbe sehr bequem eingerichtet und mit einem stützenden Geländer versehen ist.

„Gestatten Sie mir nur, über die Stiege noch Sie zu führen, ich sehe es, dass das Auftreten Ihnen im verletzten Fuße noch Schmerzen bereitet," sagt artig und theilnehmend der Fremde, indem er ihren Arm sacht an sich zieht.

„Danke, danke sehr," protestirt in freundlichster Weise Cäcilie. „Ich fühle es, dass der Fuß nur ein wenig verstaucht ist, denn ich bin nicht ohne Kenntnis von derartigen kleinen Unfällen."

„Ich zweifle nicht, aber auch meine medicinischen Kenntnisse dürften nützen können," erwidert der Fremde, wobei ein schalkhaftes Lächeln seine Züge umspielt.

„An der Universität erworben?" entgegnet ebenso launig das Mädchen.

„Das wohl nicht, aber — durch Praxis im Leben," meint der junge Mann erröthend, da er seine Nothlüge durchschaut sieht, „auch dürfte sich der Gebrauch von Medicamenten nothwendig erweisen, welche ich sodann besorgen könnte."

„Es wäre indiscret, Sie noch weiter zu incommodiren; zudem wohne ich bei meinen Eltern und habe eine kleine Hausapotheke. Einige Umschläge mit Goulard'schem Wasser werden im Laufe der Nacht das Übel wohl ganz beheben. Also nochmal besten, innigen Dank für Ihre Hilfe und Bereitwilligkeit," entgegnet Cäcilie, sich dem Zögernden zuwendend, wobei sie ihre Hand ihm entgegenstreckt, welche er rascherfasst und küsst, ehe sie es hindern kann. Aber er gibt dieselbe trotz ihres Bemühens nicht sofort frei, sondern gestattet sich einen leisen Druck derselben mit den Worten: „Sie sind sehr hart, da Sie mir meine Bitte verweigern. Nun denn, so erlauben Sie es mir gütigst, mich morgen nach Ihrem Befinden erkundigen zu dürfen?"

Sein Wohlgefallen an der Geretteten ist offenbar sehr mächtig geworden, seine Aufregung ist nicht zu verkennen und spricht namentlich durch seine feurigen Blicke, welche auf ihre schönen Züge gerichtet sind.

Cäcilie ihrerseits, welche es bisher vermieden hatte seinen Augen zu begegnen, ist so eben im Begriffe eine ablehnende Antwort zu geben als ihre Blicke mit den seinen zusammentreffen und zugleich sein warmer Druck ihrer Hand sie in bisher ihr unbekannter Weise durchzuckt. Tiefe Röthe überzieht ihre Züge, befangen von einem Gefühle der Verlegenheit und Unruhe mit eins beherrscht, vermag sie nur leicht zustimmend zu nicken, rasch ihre Hand zurückzuziehen und zu flüstern:

„Wenn es Sie nicht zu sehr belästiget. Ich muß eilen — für heute gute Nacht, mein Herr!"

In größter Verwirrung, selbst befremdet über ihren räthselhaften Zustand, eilt sie, so sehr es ihr auch Schmerz verursacht, die Stiege hinauf und entschwindet seinen Blicken.

Entsprechend ihrem Wunsche folgt er ihr nicht weiter, sondern heftet seine Blicke nur auf ihre Gestalt, so lang es ihm möglich ist. Dann aber vermag er es noch nicht, sich sogleich von dieser Stelle zu trennen, tritt auf die Gasse und blickt auf- und abschreitend nach den Fenstern des Hauses, welche alle schon finster und geschlossen sind. Nach einer Weile erst erhellt sich eines derselben an der Ecke im zweiten Stocke. Cäcilie ist daheim, und durch die Vorhänge gedämpft fällt der Schein der Lampe in die stille Nacht hinaus; es ist dasselbe Licht, welches er schon oft zu sehr später Stunde noch bemerkt hat, wenn er auf seinem Heimwege war. Langsam entfernt er sich sodann in froher Stimmung, denn ihn beseligt die Hoffnung auf den kommenden Tag. Das edle unschuldsvolle Wesen des Mädchens, dessen bezaubernder Blick, die reizende Gestalt und die klangreiche Sprache haben ihn entzückt, und er sieht noch nach schlaflosen Stunden nur ihr Bild vor sich, welches all sein Sinnen und Denken beherrscht, seine Leidenschaft entflammt und ihm Aussichten und Erfolge für die Zukunft vorzaubert, wie dieselben mit solcher Frische nur in einem jugendlichen, heiß schlagenden Männerherzen entstehen können.

Inzwischen hat Cäcilie, nachdem die Eltern bereits zur Ruhe gegangen sind, Compressen auf den schmerzenden Fuß gelegt, sodann aber sich beim Scheine der Lampe noch an ihren Arbeitstisch gesetzt, denn sie hatte sich vorgenommen, heute noch eine reizende Perlenstickerei, welche schon sehr weit gediehen und am nächsten Tage abzuliefern war, vollkommen zu beenden, und grundsätzlich blieb sie ihren Vorsätzen auch hierin getreu. Aber heute will zum erstenmal die Arbeit nicht rasch gedeihen, die Hände sind läßig, ihre Gedanken irren unstät herum und ihr Kopf ist von Ideen befangen, welche ihr bisher fremd gewesen waren. Wiederholt ruhen ihre

Finger unthätig auf derselben Stelle, oder sie sinnt und denkt, und weiß doch nicht recht was und worüber, wobei sie den müden Kopf auf ihre Hände stützt oder schwer athmend sich zurück lehnt in ihren Stuhl.

Als die Arbeit beendet ist, verlöscht sie die Lampe. Das Mondlicht übergießt durch das Fenster die Stube mit seinem zauberhaften Schein, welcher in dem Mädchen eine elegische traumhafte Stimmung erzeugt, in welcher sie den Händedruck des Fremden auf ihren Fingern zu fühlen, seine klangvolle Stimme zu hören, seine männlich schöne Gestalt zu sehen glaubt. Sie versuchte alles, um sich diesen phantastischen Ideen zu entreißen, aber es will ihr nicht gelingen, dieselben kehren immer wieder. Selbst als sie schon halb entkleidet am Bettrand sitzt, um die Ruhe zu suchen, bleibt sie unwillkürlich sinnend in dieser Stellung und die verscheuchten Bilder kehren wieder, auch als sie versucht sich in Schlaf zu wiegen, umgaukeln sie die Phantasmagorien, welchen sie vergebens zu entfliehen sucht. — Von all den Menschen nämlich, die im Leben an uns vorüberziehen, ist gewöhnlich nur einer, bei dessen Anblick wir sofort das fühlen, was wir uns selbst nie geben können, was uns unsagbar beseeligt und von der Welt die Liebe genannt wird; zu den seltenen Begegnungen gehört aber die, wo im gleichen Maße diese Empfindung in beiden Herzen erwacht. Ist dies der Fall, so erzeugt es das höchste Glück, welches das Dasein zu bieten hat, ist dies aber nicht erfolgt, so ergibt sich zumeist ein verfehltes einsames Menschenleben.

Über Cäcilie und dem Fremden scheint ein günstiger Stern zu walten, denn sobald der klare Sonnenstrahl den neuen Tag verkündet, sind beide heiter fröhlich erwartungsvoll gestimmt, und der junge Mann zögert nicht, von dem ihm zugestandenen Rechte zur geeigneten Stunde Gebrauch zu machen.

Er findet sie bei ihrem Klöppel in ihrer schlichten Häuslichkeit, sieht sich einfach aber freundlich willkommen geheißen und in Folge dessen verklären sich seine Züge vor voller Heiterkeit und Freude.

Der Fuß ist fast gänzlich wieder hergestellt, kleine Mahnungen an dem gehabten Unfall haben keine weitere Bedeutung und somit wäre seine Sendung wohl abgethan gewesen. Aber als sie einander gegenüber sitzen, sie mit ihrer Arbeit beschäftiget, was sie durch eilige Aufträge entschuldigt, wohl zumeist um ihre Befangenheit zu verbergen und ihm nicht so oft in die Augen sehen zu müßen, er dagegen mit leidenschaftlichen Blicken ihre Schönheit betrachtend und jede ihrer Bewegungen mit Wohlgefallen verfolgend — da scheinen sie an die Flucht der Zeit nicht zu denken, die Rede fließt hin und wieder und berührt tausend verschiedene Gegenstände, denn der Besucher weiß lebhaft und gefühlvoll zu erzählen. Dabei unterläßt er es nicht, sich im Laufe der Rede vorzustellen, vieles aus seinem Leben zu be-

rühren und durch die reiche Abwechslung seiner Schilderung die Hörerin unwiderstehlich zu feßeln.

Dagobert Volkmar ist vor 28 Jahren zu Breslau geboren, wo sein Vater den Wollhandel schwunghaft betrieb. Früh verwaist, kam er nach Wien in das Haus seines Onkels Adolf Kenner, welcher als Banquier sich des besten Rufes erfreute, und genoß eine sorgsame Erziehung. Selbständig geworden, gründete er mit seinem besten Freunde eine namhaft dotirte Wechselstube „Volkmar und Taubenheim" und sah bei dem zunehmenden Renommée seines Geschäftes einer glücklichen Zukunft entgegen.

Fesselnd für Cäcilie, das im engen Kreise aufgewachsene, stets an die Scholle gebunden gewesene Mädchen, ist nicht nur seine tadellose Persönlichkeit, sondern auch seine Intelligenz, seine lebhafte Phantasie und der reiche Schatz an Erfahrungen, wie die Kenntnis der weiten weiten Welt. Volkmar hatte viele und lange Reisen nach allen Welttheilen gemacht und Menschen und Länder klug beobachtet und wusste es lebhaft zu erzählen, dass ihm Cäcilie ganz entzückt zuhörte, als entrollte er eine neue Welt vor ihr.

Fast widerwillig ließ Cäcilie bisweilen ihre Arbeit ruhen und hörte hingerissen seiner blendenden Suade zu, wobei unwillkürlich ihre gegenseitigen Blicke sich öfter begegneten, und wohl alles verkündeten, was nach und nach ihr Innerstes bewegte. Als am ersten Tage Volkmar schließlich scheiden mußte, da häusliche Geschäfte nach dem Mädchen riefen, waren sie eben in der interessantesten Schilderung über China begriffen und er bat beim Scheiden so herzlich und eindringlich, ihr ein Buch mit reichen Illustrationen über dieses Land zur Durchsicht bringen zu dürfen, dass sie es nicht über sich gewinnen konnte, dies freundliche Anerbieten abzulehnen, obwohl ihr so wenig Zeit blieb sich das Vergnügen des Lesens zu gönnen.

Wie diesmal fanden sich auch ferner zahlreiche Anläße und Beziehungen zum Wiedersehen, dass sich die anfangs zarten Fäden immer mehr verdichteten, welche ein angenehmes Netz vervollständigten, das ihre Gefühle, Gedanken und Empfindungen der Herzen immer enger und fester umsponnen hielt.

Nach und nach wurden seine Besuche fast tägliche, zu denjenigen Stunden, welche sie ihm als zur Zwiesprache geeignet bezeichnet hatte. Ihre Arbeit litt aber dadurch nicht, denn sie wurde nicht unterbrochen, im Gegentheile schienen ihre Hände beflügelt zu sein, und sie fühlte sich heiter, lustig und beglückt. In ihrem Herzen hatte sich ein edles Feuer entzündet, sie dachte nicht an Vergangenes, hatte keine Wünsche für die Zukunft, sie lebte beseligt der gegenwärtigen glücklichen Stunde.

Ihren Eltern war die freudige Wandelung in ihrem Wesen nicht entgangen und in einer traulichen Stunde, in welcher Cäcilie der Mutter mit besonders warmen Worten von Dagobert erzählte, wobei ihre Wangen glühten und ihre Blicke zu leuchten begannen, wurde derselben ihr Zustand vollends klar. Die Tochter liebkosend, zog sie dieselbe an ihre Brust heran in herzlicher Erregung und flüsterte mit heiterem Lächeln:

„Du liebst?“

Hoch erröthend schwieg diese einen Augenblick lang, dann hauchten ihre frischen Lippen:

„Wenn die Zeit kommt, blüht die Blume,“ dabei schlang sie die Arme um ihren Nacken und sah sie glückselig lächelnd an mit Thränen der Freude im Auge.

Volkmar's Zuneigung dagegen achtete und ehrte zwar den edlen Charakter des Mädchens, aber seine ganze Natur, also auch seine Liebe war weit verschieden von ihrer reinen Empfindung. Unruhig, wanderlustig unternehmend und rasch aufflammend, leichtlebig und genußsüchtig war sein ganzes Wesen in allen Lagen des Lebens, also genügte ihm auch Cäcilien gegenüber nicht der Cultus scheuer sanfter Verehrung, sondern seine Leidenschaft begehrte nach Befriedigung mit zunehmender Gewalt; er vermochte es nicht, ihr Herz, ihre Seele allein sein zu nennen, auch ihre reizvolle Persönlichkeit wollte er in Wirklichkeit besitzen. Dass bei einer so zart besaiteten Natur im Sturme kein Erfolg zu erringen war, fühlte er als unzweifelhaft, er suchte daher langsam und mit ruhiger Überlegung seinem Ziele näher zu kommen. Gibt es doch Mittel und Wege genug, welche an sich ganz unverfänglich scheinen und doch mit feinen Fäden die Mädchenherzen umspinnen, so dass sie allmälig, fast ohne es zu ahnen, dem Manne näher rücken und immer fester in dessen Macht gelangen, wenn vorher innige Sympathie als der Grundton ihrer Naturen vorhanden ist.

Wofern sodann, meist ahnungslos, diese schwer geprüften Mädchenherzen, oft in Unglück und Dürftigkeit ohne Rath und Beistand lebend, der Versuchung nicht stets widerstehen, dann werden die Ungeprüften für sie zu den strengsten Sittenrichterinen voll Härte und Moral, voll Stolz und Hochmuth, da sie in so glücklichen Verhältnissen leben, dass nie an sie die Versuchung herantreten konnte. Ergibt sich aber einst dennoch die Versuchung für eine Sittenrichterin, dann ist schon oft die letztere tiefer gesunken als alle Anderen und hat sogar nicht selten Schutz suchen müßen bei denen, welche früher von ihr verurtheilt worden waren. Deshalb sind die stolzen Moralistinnen im Unrecht, denn die Tugend, welche nie erprobt wurde, hat keinen Werth und ist nicht echt.

Auch für Cäcilie schien diese Stunde gekommen, ohne dass sie es ahnte; denn Volkmar hatte gar schlau ihre ganze Natur, ihre Wünsche und Neigungen, ihr Interesse für die Natur und die Menschen, ihr Denken und Fühlen ausgeforscht und suchte sie dadurch ganz für sich zu gewinnen, indem er ihren Neigungen entgegenkam und dieselben zu befriedigen strebte, um sie sodann nach seinem Begehren beherrschen und leiten zu können. Er suchte, scheinbar unabsichtlich, durch Geschenke und Andenken sie sich zu verpflichten, durch Erzählungen von traurigen Ereignissen, welche angeblich ihn getroffen hatten, ihr Mitgefühl für sich immer mehr zu gewinnen und benützte ihr feines Verständnis für die Schönheiten der Natur dazu, um sie, welche so streng an die Steinmauern der großen Stadt gefesselt war, für Ausflüge in die reizvolle Umgebung einzuladen, sowie ihr Kunstinteresse durch das Anerbieten von Karten zum Besuche von Theatern, Concerten und Kunstausstellungen aller Art zu befriedigen. Allein in Cäcilie lebte ein so reines edles Pflichtgefühl, ein so feiner Tact für weibliche Ehre und Anstand, dass er sich bald enttäuscht sah und seine bei anderen Damen bisher stets gelungenen Maneouvres ihre Wirkung hier verloren hatten. Ihre auf wahre Religiosität gegründete Tugend war ein Schild, welcher sie selbst vor jedem unrechten Wunsch oder Gedanken bewahrte.

Ruhig, freundlich und sogar heiter wie immer, lehnte sie jedes Geschenk, jede Aufforderung sich seiner Führung allein zu überlassen, entschieden ab, blieb aber in ihrem Stübchen bei ihrer Arbeit gleich herzlich und zuvorkommend, sobald er sie durch seinen Besuch erfreute. War sie gleich meistens oft durch Stunden allein mit ihm, da ihre leidenden Eltern nach Ruhe begehrten, so kam doch infolge ihrer tactvollen Haltung kein Wort, keine Scene vor, welche das Ohr derselben zu scheuen gehabt hätte und schon die Nähe der Lieben genügte ihr, um den sittlichen Ernst lebhaft zu erhalten, welchem auch Volkmar — wenngleich mit manchem sehnsüchtigen Seufzer im Stillen — unterthan zu bleiben sich gezwungen sah.

Da übrigens derselbe wohl eine heißblütige leidenschaftliche Natur, durchaus aber kein verdorbener Charakter war, so mußte er, trotz der unbefriedigten Sehnsucht, der Tugend des Mädchens alle Hochachtung und Verehrung bewahren, wodurch er jedoch mit sich selbst in einen argen Zwiespalt gerieth. Das schöne, ihm so liebe Mädchen zu meiden, war ihm kaum fassbar und deren Besitz sich durch ein bindendes Wort zu sichern, war ihm ein so überraschender neuer Gedanke, dass er ihn befremdete; denn seine Freiheit zu opfern, schien ihm ein Wagnis, welches seinem leicht bewegten, nach Genuß lüsternen Sinn nicht sehr verlockend erschien. Nach einem heftigen Kampfe in seinem Innern siegte indeß seine bessere Natur

und er war entschlossen, das bezaubernde naturfrische Mädchen um jeden Preis zu erringen.

* * *

Mit diesem Vorhaben trat er an einem sonnigen Tage, der sich eben dem Ende zuneigte, in die trauliche Stube Cäciliens ein, als die Abendröthe das Fenster derselben verklärte. Das Mädchen saß bei der Arbeit, indem die zarten Finger die feinen Fäden auf dem Köppelpolster, rasch hin und her huschend, mit Geschick zum Spitzengewebe verschlangen. Der Abendstrahl goß einen hellen Schimmer — ähnlich einem Heiligenschein — auf ihren reizenden Kopf aus, ihre Wangen waren geröthet, ihre Augen leuchteten von einem Freudenstrahle und ihre zarten Lippen sangen leise die Melodie von Schubert's „Ständchen", sie bot ein reizendes Bild stillvergnügter zufriedener Häuslichkeit. Volkmar stand einen Augenblick entzückt im Anschauen still und begrüßte sie sodann besonders herzlich, während sie ihm die Hand entgegenstreckte und ihn bat, ihr gegenüber Platz zu nehmen. Dass sie sich nicht erhob, entschuldigte ihre Arbeit, welche sie nicht unterbrechen durfte, sollte nicht eine heillose Verwirrung in den Fäden entstehen und der Erfolg einer stundenlangen mühevollen Leistung dadurch vernichtet sein.

Dagobert war besonders sorgfältig, ganz in Schwarz gekleidet und trug moderne taubengraue Handschuhe, auch war es ihr, als hätte er heute eine etwas ernstere feierliche Haltung angenommen, was sonst nicht seine Art war, da seine heitere leichtlebige Natur vorzuwalten pflegte. Da er aber stets gewohnt war, sehr elegant und modern sich zu kleiden, beachtete sie es um so weniger, als er jüngst bemerkt hatte, er müße mehrere wichtige Besuche machen, bevor er etwa für eine Woche eine Geschäftsreise nach Triest und Venedig antreten könne.

Aber diesmal wollte auch ihr Gespräch nicht recht in Fluß kommen, was sonst noch niemals eingetreten war, so dass es ihr ebenfalls befremdend auffiel. Er schien wiederholt etwas sagen zu wollen, wurde aber doch wieder unschlüßig und durch Überlegung am Sprechen gehindert. Auch ruhten öfter seine Augen auf ihr, senkten sich aber wieder, als wollte er seine Gedanken nicht verrathen.

Erst als sie die Arbeit unterbrochen hatte und im beginnenden Abenddämmer sich in den Stuhl zurücklehnte, erfolgte eine raschere Zwiesprache, indem er sie veranlasst hatte, zum erstenmal ihm nähere Mittheilungen zu machen über die Vergangenheit der Eltern und über das Unglück, welches ihnen die schwer erworbenen Früchte eines ganzen thätigen Lebens geraubt hatte.

Die traurige Kunde schloß sie, indem ihre Augen sich nach der Richtung der vollends scheidenden Sonnenstrahlen richteten und ein tiefer Seufzer sich

ihrer Brust entrang mit den Worten: „Ja, Glück und Glas — wie leicht bricht das!"

Volkmar hatte aufmerksam zugehört und bemerkte sodann: „Gewiss, wer die Macht hätte, das Glück an sich zu fesseln! Jedermann ringt darnach und doch kann niemand nicht einmal definiren, was denn Glück ist, worin es besteht?

„Das ist leicht erklärt, denn die Menschen sind nicht homogene Maschinen oder gleichgestellte Uhren, jeder Einzelne ist ein eigenartiges Wesen mit selbständigen Wünschen, Neigungen und Gedanken und wie diese verschieden sind, ebenso verschieden ist das Glück selbst, denn die Erfüllung unseres sehnlichsten Wunsches ist für jeden Einzelnen das Glück."

„Nun, wie würde dann Ihr Glück lauten?"

Cäcilie schwieg einen Augenblick sinnend, dann sagte sie, während eine tiefe Glut ihre Züge übergoß, mit leise vibrirender Stimme:

„Eine Seele zu haben zu der man spricht: Du bist mein, ganz mein. Einen Menschen zu kennen, zu besitzen, zu dem man sagt: Ich bin Dein für's Leben — denn wofern ich fühle, dass mich jemand lieb hat, ist es mir, als ob die Sonne auf mich scheint!".

„Nun, dieses Glück werden Sie leicht erringen!"

„Ich? Millionen streben darnach und wie selten erreicht ein Mensch dasselbe ungetrübt. Viele sind berufen, aber wenige auserwählt."

„Ihrem Liebreiz gebührt der Sieg."

„Wie galant Sie heute sind? wohl um zu scherzen?"

„Ich scherze nicht, denn Ihr Glück ist Ihnen schon nahe, so nahe wie ich selbst, indem ich Ihnen meine Hand reiche und sage: Sei mein."

„Verstehe ich Sie recht? — wäre es möglich? — es wäre zu schön, es läßt sich gar nicht ausdenken! — Sie sprechen im Ernst?" — ruft Cäcilie in steigender Bewegung.

„Im Ernst: sei mein als meine Frau!"

Mit einem Freudensschrei schnellt das Mädchen empor, ihr Auge leuchtet wie von einem überirdischen Feuer, ihre Glieder zittern vor jubelnder Erregung und ihre Arme breiten sich ihm entgegen, sie flüstert schüchtern erröthend mit zitternder Stimme:

„Dein!" Beider Arme hatten sich verschlungen, ihre Lippen besiegelten den Bund der Herzen.

Volkmar sprach zuerst wieder, indem er ihr ein bisher in seinem Hute verborgen gehaltenes Sträußchen reicht, drei eben im Erblühen begriffene duftige Rosenknospen von einem Kranze tiefblauer Vergissmeinnicht umgeben:

„Du hast niemals ein Geschenk von mir angenommen, empfange diese schlichten Blumen als Andenken an diese Stunde.“

„Ach, wie schön! Und ewig will ich sie bewahren als unseres Glück's Symbol!“

Wie Cäcilie alles, was sie bewegte, sofort ihren Eltern mitzutheilen pflegte, wollte sie ihr Glück ohne Zögern an Dagobert's Seite denselben verkünden. Dieser aber, welcher zu der — leider ziemlich zahlreichen — Gattung jener genußfrohen leichtlebigen jungen Männer gehörte, welche alte kränkliche Leute nahezu perhorresciren und deren Umgang thunlichst meiden, war nur mit sichtlichem Widerstreben zu bewegen, seine Verlobte in deren Zimmer zu begleiten, blieb daselbst ziemlich frostig und entfernte sich rasch mit dem Vorgeben, die Stunde seiner bereits angeordneten Abreise nöthige ihn zur schleunigsten Entfernung.

Von diesem Tage an war Cäcilie strahlend von Freude und Heiterkeit, ihr war als trügen unsichtbare Flügel sie hoch über die Erde hinweg, als wäre das Licht, die Welt, das Leben schöner und sonniger als jemals. Ihr Herz schlug laut, ihre Gedanken spannen tausend heitere Pläne für die Zukunft und sie malte sich im Geiste ihr trauliches Dasein bezaubernd aus, war doch ihr Verlobter mit den Worten geschieden: Wenn ich wieder komme, mußt Du mir Dein Bild von unserem künftigen Leben — mit oder ohne Farben — in Wort oder Zeichnung — aber greifbar deutlich ausmalen bis in's kleinste Detail und wie mein Weibchen es wünscht, so soll es werden. — Am Morgen nach seinem Scheiden kniete das Mädchen vor demselben Altare, bei welchen Ihre Eltern fast täglich beteten, denn hierher, wo sie Trost und Zuflucht fand in Schmerz und Kummer, zog sie ihr frommer Sinn auch in der glücklichsten Stunde ihres Lebens, um dem Schöpfer zu danken für die höchste Wonne, welche er ihr beschieden hatte.

Die Tage der Trennung vergingen für Cäcilie in gewohnter unermüdlicher Thätigkeit, die Arbeit rastete niemals, im Gegentheile, ihre Hände schienen beschwingt zu sein und ihr Inneres spann sich immer tiefer in ihre reizenden Glückesträume ein, deren Abglanz ihre lieben Züge stets durch sonniges Lächeln verklärte. Die Stunde von Volkmar's Rückkehr schien ihr der Beginn ihres von nun an wolkenlosen Glückes zu sein und ihr Bild des künftigen Heim stand bezaubernd durch Gemüthlichkeit vor ihrer Seele.

Kaum saßen sie zum erstenmal wieder ungestört beisammen, so wollte er dasselbe kennen lernen und sie begann mit ihrer klangschönen Stimme zu erzählen:

„Sieh Dagobert, ich denke mir unser Heim nahe bei Deinem Geschäft, damit Du nach Deinen Tagesmühen bei jedem Wetter rasch und bequem

zu uns zurückkehren kannst. In einem soliden Hause für den Anfang nur eine bescheidene Wohnung, denn Du sagtest selbst, dass Du noch erwerben mußt, und ich kann außer thätigen Händen, treuer Liebe und dem Walten einer sparsamen Hausfrau nicht viel irdische Güter bieten. Der Hausherr natürlich muß vor allem sein eigenes Stübchen haben, in dem er alles wieder findet, was er um sich zu haben gewohnt ist, in welchem er ganz ungestört schalten und walten kann; Du wirst staunen, wie ich Dir dasselbe recht anheimelnd ausschmücken werde. Eine Stube, in welcher wir schlafen, kann zugleich mein Arbeitszimmer sein und wenn noch eine „gute Stube" dazukommt, welche ich mir schon ganz prächtig im Geiste decorirt, möblirt und ausgeschmückt habe, so wäre unser Paradies damit wohl vollendet. Für meine Eltern wäre ein geräumiges Zimmer, in naher Verbindung mit meiner Arbeitsstube genügend, ich kenne ihre Bedürfnisse, ihre Wünsche nnd deren Gewohnheiten und werde sie wie bisher zu betreuen wissen. Der Vormittag gehört ohnedies Deinen Geschäften, für mich ist derselbe für meine häuslichen Arbeiten bestimmt; bei Tisch sind wir alle traulich vereint; über den Nachmittag aber bestimmt mein Herr und Gebieter nach freier Wahl und wie es das Leben fordert, entweder wieder der Arbeit oder dem Vergnügen. Der Abend endlich bietet die Krönung des Ganzen; wir sitzen im traulichen Kreise beisammen, besprechen die Neuigkeiten des Tages, wagen bisweilen ein harmloses Spiel, oder Du liesest vor aus der Zeitung oder einem Buche, während meine Hände entsprechend beschäftigt sind und wir Dir aufmerksam zuhören, wohl auch reizende Pläne schmieden für die kommenden Tage. Ich denke mir dieses schlichte aber friedliche Stillleben, wenn wir uns nicht nur räumlich, sondern auch im Innern recht nahe rücken, uns herzlich aneinander schließen, eins in Liebe, Wünschen und Gedanken, durch eine emsige nützliche Thätigkeit sittlich gehoben, so unsagbar reizend, dass ich es nur zu fühlen im Stande bin, Worte fehlen mir, es zu schildern!"

Cäcilie hat mit tiefer Empfindung und gewinnender Stimme gesprochen. Als aber keine Antwort erfolgte, sagte sie enttäuscht und Unheil ahnend, ziemlich kleinlaut geworden:

„Mein Bild gefällt Dir nicht?"

Volkmar hatte mit Unwillen zugehört, seine Züge verfinsterten sich und ablehnendes Schütteln des Kopfes bekundete seine innere Verstimmung, welche er nur mühsam beherrschte. Auf ihre Frage aber entgegnete er, seiner Leidenschaftlichkeit die Zügel frei gebend:

„Nein, wahrhaftig nicht! Es ist mir zu philisterhaft, zu antidiluvianisch, zu fromm, ich liebe diese Gefühlsduselei nicht. Freut euch des Lebens, so

lang das Lämpchen glüht, ist eine mir beliebtere Melodie. Mein Bild sieht anders aus. Ich habe ein neues vornehmes Haus eines Freundes nahe beim Ring und in demselben eine große elegante Wohnung mit einem Salon im Auge. Möbeln und Decorirung im modernsten Geschmack. Bin ich nicht reich, so werde ich es doch ehestens sein, denn ich habe große Engagements abgeschlossen und es sind Unternehmungen im Zuge, bei denen ein großartiger Gewinn gesichert ist. Für alle Fälle muß ich ein großes Haus machen, denn ich bin Geschäftsmann, der vor allem Credit braucht, um glänzend zu reussiren, die Mittelmäßigkeit geht unter. Credit ist heutzutage die Seele des Geschäftes, und mit ihm und durch ihn muß ich vorderhand arbeiten. Glanz und Aufsehen sind hier Lebensbedingungen, denn sie schaffen Credit; Eleganz, Selbstbewußtsein im Auftreten erwerben uns Vertrauen. Ich muß Gesellschaften empfangen, Diners geben, für elegante anziehende Repräsentation in meinem Salon sorgen und hierbei muß mich eine reizende Frau unterstützen. Ist dieselbe klug und schlau, nicht prüde, so nützt dieselbe meinen Plänen mehr, als Worte sagen können. Meine Frau darf nicht arbeiten, dafür sind die Dienstleute vorhanden, sie muß meine Interessen fördern, meinem Hause Glanz verleihen, durch Geist, Schönheit und gefällige Umgangsformen einflußreiche Persönlichkeiten zu fesseln verstehen. Meine Frau soll mit mir alle Freuden des Lebens genießen, so wie die ernsten Stunden theilen, aber sie muß ganz und gar nur mir angehören, nur für unser gemeinsames Beste leben und darf daher ihre Kräfte nicht zersplittern, nicht für dritte Personen sich opfern. Ich setze alle meine Talente ein, um reich und angesehen zu werden, daher will auch ich mit meiner Frau die mühsam erworbenen Früchte allein genießen; für Fremde zu wirken und zu streben, kann nur einem Thoren in den Sinn kommen. Jedermann sorge im Leben für sich, und wie er sich selbst oder das Schicksal ihn gebettet hat, so mag er liegen im Leben und Sterben."

Sprachlos vor Staunen und innerer Erschütterung hört Cäcilie diese Worte, alles Blut ist aus ihren Zügen gewichen, ihre Augen sind thränen-verschleiert und ein schmerzliches Zucken spielt um ihren Mund. Nach einer peinlichen Pause erst hauchen tonlos ihre Lippen:

„Und meine Eltern?"

„Sind alt genug, um für sich selbst zu leben; die Trümmer ihrer Habe, welche aus dem Schiffbruch gerettet wurden, werden für zwei so bedürfnislose alte Leute für die letzten Tage ihres bescheidenen Lebens genügen. Wenn nicht, so gibt es Institute und Anstalten genug, wo sie Versorgung finden."

„Nie — niemals — um keinen Preis der Welt!"

Es ist dies der Aufschrei eines tödtlich verwundeten edlen Frauenherzens. Cäciliens Pulse toben, stürmisch wogt ihr Busen, bebend an allen Gliedern, eilt sie zum Fenster und lehnt die brennende Stirne an die kühlenden Scheiben.

„Was soll diese Exaltation“ sagt Volkmar. „Ich habe gesagt, dass ich für uns beide den Credit in Anspruch nehmen muß, was ich aus Liebe zu Dir nicht scheue; zwei alte hilfsbedürftige Menschen auch noch zur Erhaltung auf mich zu nehmen, würde unsere Lage zerrütten. Auch würden die mehr als einfachen Persönlichkeiten, welche mir fremd sind, in unserem Hause das Ansehen nicht fördern, wären also eher ein Hemmnis für meinen Aufschwung, das kann ich nicht ertragen als Mann der strebt empor zu kommen, in der großen Welt zu reussiren.“

Entschlossen, für ihre Lieben alles zu wagen, hat sich das Mädchen möglichst beherrscht und sagt, äußerlich beruhigt, mit einer Stimme, in welcher die unterdrückten Thränen zittern:

„Sind meine Eltern Dir fremd, so kann ich Dich nur bedauern; mir werden sie es niemals, mir bleiben sie ewig das verehrungswürdigste auf Erden, vor dem ich in Hochachtung den Nacken beuge. Wenn Dich aber nur die Kosten ihrer Erhaltung hindern sie bei uns zu behalten, so sei versichert, dass Dir für sie niemals ein Heller zur Last fallen soll. Für sie wie bisher zu sorgen, ist mein Stolz und meine Freude. Meine Pflichten gegen Dich und unser Haus sollen nie darunter leiden, das verspreche ich Dir. Nur meine freien Stunden sei es bei Tag oder Nacht will ich ihnen widmen und das wirst Du mir doch nicht verwehren.“

„Das ist eine Rede, welche der Wahrheit entbehrt, denn es ist unmöglich, zwei Herren zugleich zu dienen. Bei Tag, wenn wir zur Erholung und Kräftigung der Gesundheit die Freuden des Lebens genießen sollten, säßest Du beim Stickrahmen niedergebeugt; Nachts, statt an meiner Seite Ruhe von des Tages Mühen zu finden, würdest Du bei flackernder Lampe durch Übermüdung Deine Gesundheit, Deine Brust, Deine Augen schwächen, so dass ich ein vorzeitig erschöpftes gealtertes Weib zu betrauern hätte, statt an der Seite einer blühenden Frau mich des Daseins in ihren Armen zu freuen. Überdies würde es das Ansehen und den Ruf meines Geschäftes, so wie meiner Person als angehenden Banquiers geradezu vernichten, wenn es hieße, dass meine Frau als Nähterin zu den Kundschaften durch die Straßen läuft. Du wirst bei ruhigem Nachdenken selbst finden, dass diese Trennung stattfinden m u ß und wirst meinem Rathe willig folgen und wir werden Deine Eltern anderswo in eine Anstalt unterbringen.“

„Täusche Dich nicht, es ist mir unmöglich. Es wäre nicht nur gegen das vierte Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren, es wäre gegen meine eigene Natur, gegen all mein Denken und Fühlen. Du kennst nicht die tausend zarten Fäden, welche uns untrennbar verbinden, aber in meiner Brust sind sie innig mit meinem Leben verwoben. Meinen Eltern danke ich nicht nur mein Leben, sondern alles was ich weiß und bin und habe, sie ganz allein haben meinen Leib gepflegt, meinen Geist gebildet, so daſs die zwanzig Jahre meines Lebens ein fortgesetztes Liebesopfer von ihrer Seite waren. Als sie noch mit der Noth des Daseins rangen, freute sie jeder Gewinn nur deshalb um vor allem mir eine Freude zu bereiten, von der angefangen bis hinauf zum Beten und kunstvollen Arbeiten ich alles bis zu den Spielwaaren von ihnen gelehrt worden, und will sein und bleiben ihr dankbares Geschöpf. Als ich einst mit dem Vater im tiefsten Walde fern von menschlichen Wohnungen einen unglücklichen Fall that, so daſs sich Blutstropfen auf meinen Lippen zeigten, da trug er mich drei Stunden weit auf seinen Armen, bis er Hilfe fand. Erschöpft von der Anstrengung, in Schweiß gebadet, kam er heim und war dann fünf Wochen krank. Aber er trug es ohne Klage aus Liebe zu mir, legte mir oft die Hand auf das Haupt und sagte selig lächelnd: weil nur Du gerettet bist! Als ich vor wenigen Jahren am schleichenden Typhus ohne Besinnung lag, hat durch Monate Tag und Nacht mich die Mutter gepflegt, nicht achtend ihre schwache Natur, nicht achtend der Entbehrungen, nur lebend für das Gebot ihrer aufopfernden Liebe! Jetzt aber, da beide hilflos sind, soll ich mich an die reichbesetzte Tafel des Lebens setzen mit dem Bewuſstsein, daſs sie im Kummer sich verzehren. Ich soll ihnen meine treuen Hände entziehen, sie Fremden überlassen, die ihre Wünsche, Bedürfnisse und Gewohnheiten nicht kennen, soll es zugeben, daſs ihre lieben Augen mich suchen und nicht finden — und das soll der Lohn sein für ein mir gewidmetes Leben? Nein, ich bin ihr Kind und kenne meine Pflicht; nur wahre Liebe kann wahre Liebe lohnen!"

„Du ergehst Dich in überspannten Ideen und hypersentimentalen Exaltationen", sagte Volkmar in gereiztem Tone, „so daſs man Worte aus einem längst vergangenen Jahrhunderte zu hören glaubt. In dem Zeitalter, da die Lehre von der Zuchtwahl und die Descendenz-Theorie bereits in das Volk dringen; in dem Zeitalter, da Suggestion und Hypnose selbst im nüchternsten Gerichtssaale Beachtung finden; nachdem die Macht des Blutes über den Willen und das Handeln klar gelegt wurde; nachdem die Beweise dafür geführt sind, daſs die Seele keine unzerlegbare Einheit, sondern ein Mechanismus ist, der so zu sagen aus verschiedenartigen für sich unbewuſst functionirenden Rädern besteht, daher das sogenannte Geistige als eine bloße

Thätigkeit des unter besonderen Bedingungen zusammen getretenen Stoffes genannt werden muß; in dem Zeitalter, welches es erforscht hat, daſs der Mensch nichts anderes ist, als eine Mischung geheimnisvoll wirkender Atome, die ihm schon im Keime sein Schicksal vorausbestimmen, erscheint Deine Ansicht als ein Wahn, als eine antiquirte Utopie ohne Werth. Man wird bei Deinen Worten unwillkürlich an Franz Moor's Philosophie in Schiller's „Räuber“ erinnert, welche es leugnet, daſs die — oft sogar unwillkommene — Frucht eines zur Befriedigung des eigenen Sinnengenußes unternommenen sehr materiellen Processes verpflichtet sein soll, für diese Hingabe an die sehr irdischen Begierden den Urhebern ihres Daseins für das ganze Leben Liebe, Verehrung und kindlichen Gehorsam bis zur Aufgebung der eigenen Wohlfahrt darzubringen. Du hast Deine sogenannte eingebildete Pflicht mehr als zur genüge gethan und bist niemand mehr verpflichtet, alle dritten Personen sind Dir fremd und Du kannst frei die Genüße des Lebens von nun an in vollen Zügen bis zur Neige leeren.“

Während dieser Worte hat anfangs Wehmuth, dann aber Unwille und Entsetzen Cäciliens Züge verdüstert, empört rang sie die Hände im Schoße, schließlich schlug sie dieselben vor die Augen, welche nicht mehr die Wohlthat der Thränen fanden, sondern deren Lider von schmerzhaftem Brennen geröthet waren. Als Volkmar seine Standrede geendet hatte, ließ sie die Hände sinken, sah zur Zimmerdecke empor und entgegnete in fast tonloser Sprechweise:

„Das Antlitz unserer Tage, wie es Deine Rede wiederspiegelt, dünkt mich dem Haupte der Gorgo ähnlich. In den verfloßenen Jahrhunderten schweifte man nicht in's Unermesſliche, denn eine Schranke hielt die Geister umschlossen: der Glaube! So war es, so ist es nicht mehr. In unseren Tagen hat man die Allwissenheit für die Menschen erfunden, man legt die verborgensten Geheimnisse unter das Secirmesser und das Mikroskop, man redet durch den Blitz mit den Abwesenden und ruft sogar die Stimmen der Todten wieder in das Leben — man dünkt sich wie Gott selbst. Alles wird materiell gelöst, nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Auge und der Hand. Was man nicht sieht, das ist nicht vorhanden. Man findet keine Seele in den Ganglien des Gehirns — es gibt keine Seele! Man findet eine stufenweise Entwicklung der Natur von unten nach oben, — es gibt keinen Schöpfer; wir sehen alles untergehen — es gibt keine Ewigkeit. Dieser Unglaube ist keine Wissenschaft, ist eine Völker- und Zeit-Krankheit und erfüllt die Armenhäuser, Zuchthäuser und Irrenhäuser, schwache Seelen treibt er zum Selbstmord. Ich beneide Dich nicht um Deine Wissenschaft und Aufklärung, ich beklage Dich, ich bleibe aber meinem Glauben und der Liebe zu meinen Eltern treu für's ganze Leben.“

„Also Du bleibst bei Deiner Wahnidee und opferst Dich und unser Glück dafür? Du willst eine Märtyrerin werden, sie werden Dich noch heilig sprechen.“

„Spotte über mich, wenn es Dir Vergnügen macht, von meiner Pflicht wirst Du mich nicht abwendig machen.“

„Somit ist Dir die Wahl so leicht zwischen mir und Deinen Eltern?“

„Leicht?! Dafür gibt es keine Worte! — Aber dass Du diese Forderung so entschieden stellst, das scheidet uns, es steht etwas fremdes zwischen uns von heute an: Dein gänzlicher Mangel an christlicher Weltanschauung, denn Religion und Glaube sind Dir wesenlose Schemen, weil Du sie nicht auf den Secirtisch legen und zergliedern, nicht in der Retorte in die Bestandtheile auflösen kannst; deshalb sind Dir auch die heiligsten Gebote derselben, und wären sie die felsenfesten Säulen der Weltordnung, die herrlichsten Stützen für die Gesittung, für das Glück und den Segen der Menschheit, wie das erhabene vierte Gebot, nicht mehr als Worte ohne Sinn und Bedeutung! Dir fehlt daher auch das Gemüth: im Gemüthe wurzelt der Mensch, und nur die modernen Materialisten können dessen entbehren.“

„Du bist heute ideal schwärmerisch gestimmt, lasse Deinen Geist zur Ruhe kommen, schlafe sanft — morgen schon bereust Du und rufst mich wieder zu Dir. Nicht wahr?“

„Gewiss nicht! Der Traum war kurz, aber unendlich schön, er ist zu Ende! Armes thörichtes Menschenherz mit Deinen Träumen und Hoffnungen! Wie irdene Scherben zerschmettert sie das Geschick und unsere Thränen benetzen sie.“

„Cäcilie! Du phantasirst; entscheide Dich heute nicht; Du wirst es überlegen und bei ruhigem Blute einig sein mit mir und dadurch unser Glück begründen.“

„Nein! Mein Wort gilt für alle Zeit. Spotte über mich, wenn es Dich freut; ich heiße ja Cäcilie, das ist die Blinde, Kurzsichtige — ich kann mich nicht aufschwingen zur himmelsstürmenden Höhe Deiner Weisheit — gib' mich auf — zieh hin — des Himmels und der Erde Segen sei mit Dir. Ich kann nur Deine Verblendung bedauern und täglich beten für Dich, auf dass ein Strahl der Gnade und des Lichtes die Finsternis Deines Irrwahnes erleuchte, welcher Dich in's Verderben führen müßte.“

„Und unser Glück wird dennoch Wahrheit werden; glaub' meinen Worten, entsage nur Deinem sonderbaren Wahn von ewiger Kindespflicht!“

Volkmar hatte sich erhoben um fortzugehen; er trat nochmal vor sie hin und bot, ihr zunickend, seine Rechte. Sie aber wich zurück, blieb von

ihm abgewendet ohne die dargebotene Hand zu beachten, und ihre farblosen Lippen flüsterten nur das eine Wort: „Vorbei!“ —

Mit einem Seufzer des Unmuthes und einem Blick leidenschaftlicher Aufregung wendete sich Volkmar der Thür zu. Da erhob Cäcilie in tiefstem Schmerz, kaum ihrer Sinne mächtig, bittend ihre Hände und sagte mit Thränen erstickter Stimme:

„Gestatte mir nur noch eine erste und letzte Bitte! Wenn es sich fügen sollte, dass meine Eltern oder sonst jemand unsere Trennung zur Sprache bringt, so sage gewiss nichts davon, dass in meinen Eltern der Grund gelegen ist, denn dies zu hören würde sie namenlos schmerzen. Wirf jede Schuld auf mich, auf meinen überspannten unerträglichen Charakter, welcher Dein Unglück gewesen wäre. Ich bitte dich darum vom Grund des Herzens — und somit leb' wohl, Gott sei mit Dir!“ . .

Volkmar, dessen leidenschaftliche Natur durch die erlittene Enttäuschung und Abweisung wieder vollends zum Durchbruch gekommen war, vermochte nur sich zustimmend zu verneigen, er war keines Wortes mächtig — und die Thür schloß sich hinter ihm.

* * *

Cäcilie stand lang einer Marmor-Statue gleich, ohne Bewegung und starrte dem Herzlosen nach, dann stießen ihre Lippen einen herzbewegenden leisen Wehruf aus, und sie sank vor dem Crucifix, welches immer auf ihrem Arbeitstische steht, auf die Knie nieder, ihre zitternden Hände hielten dasselbe umschlungen und ihre bleichen Lippen flüstern leise innige Gebete um Trost und Stärkung in der traurigsten Stunde des Leben.

Dann lag sie in wachen Träumen dahin, nicht achtend die Flucht der Stunden, ihr war bald, als läge sie mitten in schäumenden Wellen, in welche sie immer tiefer versank bis auf den schlammigen Grund, so sauste und brauste und tobte es in ihr und um sie herum; bald hatte sie das dumpfe Gefühl, als wäre sie lebendig begraben, sie hatte Empfindung, konnte sich aber nicht bewegen, denn eine Bergeslast raubte ihr den Athem und lag auf ihren Gliedern.

Als der erste Morgenstrahl auf ihr Fenster fiel und sie die Blicke, wie verwundert, durch das Zimmer schweifen ließ, waren ihre Glieder wie in Stücke geschlagen und sie mußte alle Willenskraft aufbieten, um an ihr Tagewerk gehen zu können. Die brennenden Augenlider, die heiße Stirn kühlte sie im frischen Wasser, ordnete ihr Haar und die Kleidung, dann trat sie — wie täglich — in das Zimmer ihrer Eltern, um die gewohnte

Arbeit zu verrichten. Ihre Augen waren aber müde und glanzlos, ihre Züge weißer als das Linnen ihrer Schürze.

Den Eltern fiel ihr trübes gedrücktes Wesen auf, da sie aber schwieg, hielten sie es für eine vorübergehende Verstimmung. Als sie jedoch Abends bei der Lampe zusammen saßen und die Haltung des Mädchens noch immer trüber wurde, konnte die Mutter sich nicht enthalten, sie um den Grund ihrer Trauer zu fragen.

„Was ist Dir geschehen, liebe Cäcilie, und warum schweigst Du gegen uns? Diese Tage her warst Du himmelhoch jauchzend und mit eins bist Du zu Tode betrübt?"

Da brachen ihre Thränen unaufhaltsam hervor, sie fiel der Mutter um den Hals, lehnte den Kopf an ihre Schulter und seufzte:

„Wie es öfter im Leben geht: Jahre stehlen uns oft Minuten und Minuten schenken uns ein Leben!"

Sie erzählte es, daß ihr Glück aus und vorbei, ihre Trennung von Volkmar für immer erfolgt sei. Ihre Wünsche, Hoffnungen und Gedanken, ihre ganzen Charaktere seien so absolut entgegengesetzt, daß die Vereinigung nur ein Unglück heraufbeschworen hätte. Dabei brach ihr Schmerz immer heftiger, leidenschaftlicher hervor, so daß es die Eltern lang vergeblich versuchten, sie nur in etwas zur Ruhe und Besonnenheit zurückzuführen. Endlich sagte der Vater, seine Rechte auf ihren Scheitel legend, in seiner milden ruhigen Weise: ‚Überlaß' Dich nicht so maßlosem Schmerze und denke, daß alles vergessen wird im Leben, sonst könnte man überhaupt nicht leben, denn Leben ist, sich mit dem M o r g e n beschäftigen. Wer sich nur noch e r i n n e r n kann, wer mit dem Vergangenen, dem Todten allein lebt, der ist selbst so gut wie gestorben. Du wirst dies erst mit der Zeit verstehen lernen, aber wenn Du zur Erkenntnis gelangt bist, daß das Geschehene über kurz oder lang doch vergessen wird, dann wirst Du auch das Heute mit großer Ruhe durchleben. Du wirst Dir dann sagen, was ich mir seit Jahren täglich sage und wobei ich es schließlich, nach manchen heißen Kämpfen, nachdem ich viele Hoffnungen begraben, zu einer beschaulichen, nicht ganz unbefriedigenden Existenz gebracht habe: N i m m d a s L e b e n u n d w a s e s b i e t e t l e i c h t; laß' Dich vom Glück nicht stürmisch bis in den Himmel erheben und vom Unglück nicht verzweifelnd zu Boden schlagen."

Sinnend und ergriffen sagt die Tiefbetrübte vor sich zu Boden blickend: „Ich will's versuchen! . . Aber habt Geduld mit mir, denn Freuden, die wir nie gekannt haben, entbehren wir lächelnd, Freuden aber, von denen wir scheiden müßen, füllen unsere Augen mit Thränen . . und sobald gewöhnt sich der Mensch an das Glück und wie langsam an das Entsagen?!" . .

Die empörten Wogen des bis in das tiefste verletzten Gefühles legten sich bei dem Mädchen wohl im Laufe der nächsten Zeit, aber ihr Frohsinn und das zarte Roth ihrer Wangen kehrten lang nicht wieder. Dennoch erwachte bei ihr niemals der Gedanke, dass sie sich von ihren Eltern hätte trennen sollen, um Volkmar's Laune und herzlosem Egoismus zu genügen. Wäre ihr die Wahl wieder gestellt worden, sie würde nicht anders gehandelt haben; sie fühlte, dass sie recht gethan hatte, ihrer Pflicht treu zu bleiben. Dieses freudige Bewusstsein der erfüllten Kindespflicht gab ihr ihre Ruhe und Zufriedenheit wieder.

Vor Jahresfrist sollte jedoch eine ernste Sorge ihre Gedanken von ihrem eigenen Leide ablenken und sie mit neuem Kummer belasten. Die Mutter wurde zusehends schwächer und der Arzt legte es dem Mädchen im Vertrauen dar, dass die Wissenschaft in diesem Falle keine Hilfsmittel besitze; denn der ganze Organismus der alten Frau sei absolut erschöpft und dieselbe werde binnen kurzem in Folge der Altersschwäche sanft entschlummern.

Wohl gaben sich Fridolin und Cäcilie alle Mühe, sie von düsteren Gedanken abzulenken, heitere Pläne für den nächsten Sommer zu entwerfen, obwohl sie selbst im Innern trostlos waren. Bertha ließ sich nicht bereden, sie schüttelte das Haupt sanft verneinend und nur ihr altes freundliches Gesicht umspielte ein wehmüthiger Zug, als sie ihre liebevollen Augen auf die Ihrigen richtete, deren Hände ergriff und mit schwacher Stimme mit Unterbrechungen sagte:

„Ihr könnt mich nicht mehr täuschen, ich fühl' es selbst, mit mir ist es vorbei, wir müßen scheiden, auf mich passt jetzt der schöne ergreifende Vers:

Wenn die Rosen wieder blüh'n,
Bin ich nicht mehr hier,
Wenn der Rasen wieder grünt,
Grünt er ü b e r mir!

„Seid aber deshalb nicht zu traurig, ich gehe ja nur voraus zum Allvater und Ihr kommt mir nach zum ewigen Frieden der Seelen. Dank, tausend Dank Euch beiden für alles Liebe und Gute. . . . Bewahret mir auch künftig ein herzliches Meingedenken.“ . . . .

Wie der Arzt es vorher gesagt hatte, kam es: ohne Klage, ohne Schmerz, ruhig athmend schloß die alte Frau eines Morgens ihre müden Augen, um sie nie mehr zu öffnen. Wie ein Rosenblatt vom Strauch sich löst und langsam zur Erde flattert, so löste sich ihre Seele von dem Körper und schwebte hinauf zum ewigen Licht.

Als an einem trüben Herbsttage beinahe schon gegen Abend erst die Einsegnung der Leiche in der nahen Kirche, dem letzten Wunsche der Ver-

ewigten gemäß, in aller Stille erfolgt war und die wenigen Anwesenden sich zum Fortgehen gewendet hatten, war es kaum möglich, ungestört den Ausgang zu gewinnen; denn ein sehr zahlreicher Hochzeitszug, umgeben von einer Schaar neugieriger Leute, trat soeben durch die Kirchenpforte ein. Ein eleganter freudestrahlender Herr, die kostbar geschmückte Braut am Arme führend, ging Allen voran, als eben Cäcilie den alten Vater, des geschwächten Augenlichtes wegen, langsam führend und stützend beim Eingang ihm entgegen kam. Im selben Augenblicke stand der junge Mann wie festgebannt auf derselben Stelle still und düstere Glut verdrängt sein frohes Lächeln, während Cäcilie an allen Gliedern zittert und wie ohnmächtig umzusinken droht. Ein Blick aus beider Augen traf sich, nur ein Blick, aber was darinnen lag, das sagen keine Worte — Dagobert Volkmar stand dem Mädchen gegenüber.

Mit äußerster Anstrengung hielt sie sich aufrecht und führte den Vater zum Wagen, um zum Friedhof zu fahren; Dagobert trat zum Altar, um einen ewigen Freudenbund zu schließen. —

* * *

Im stillen Gleichmaß zogen die nächsten Jahre an Vater und Tochter vorüber, Bergmann hatte die Operation des grauen Staares glücklich überstanden und Cäcilie bereits eine bedeutende Wohlhabenheit erworben. Bei mehreren Ausstellnngen hatte sie hohe Preise gewonnen und durch ihre Sittenreinheit, wie durch die Fertigkeit ihrer Hände Eingang in den vornehmsten Häusern gefunden.

So reichlich war der Ertrag ihrer Arbeit, dass sie dermal es nicht mehr nothwendig gehabt hätte, sich zu plagen; aber sie war überall so liebvoll aufgenommen, dass ihr ihre Beschäftigung ein wahres liebes Lebensbedürfnis, keine Mühe oder Plage geworden war.

Als nach mehreren weiteren Jahren ein Schlagfluß auch den Vater zu ihrem tiefsten Schmerze, von ihrer Seite nahm, hielt sie nur ihr edles Gottvertrauen noch aufrecht und belebte ihre Hoffnung auf den Schutz des Allmächtigen, wenn der Einsamen die Kraft und der Muth zu sinken drohen. Da bewährte sich an ihr das von ihr dereinst schon hochgehaltene Wort des persischen Dichters Hafis:

„Der Gütige schließt kein Thor,
„Er öffnete denn ein anderes zuvor —

und dies belebte neu ihren Lebensmuth in dem Augenblicke, in welchem sie, von ihrem Liebsten verlassen und einsam in der Welt stehend, in der Gefahr war, sich der tiefsten Verzweiflung hinzugeben.

Sie war nämlich schon seit einiger Zeit innig befreundet mit der Familie eines Groß-Industriellen, welcher der Eigenthümer der Steinkohlenlager bei Grünberg in Nieder-Österreich war, wo eine der besten Kohlen der ganzen Monarchie gewonnen wird. Der Herr des Hauses stand in dem besten Mannesalter, war angesehen und reich, aber vom Kummer schwer gebeugt, da die Geburt seines zweiten Knaben das Ableben seiner treu geliebten Frau verursacht hatte. Die Leitung des Hauswesens, wie die Erziehung seiner Kinder, zweier Mädchen und zweier Knaben, hatte seine schon im Greisenalter stehende Mutter übernommen. Dieselbe erfüllte ihre schwierige Aufgabe wohl mit Lust und Liebe, aber ihren gealterten Kräften wurde dieselbe endlich doch zu schwer, und sie hätte gern eine Gehilfin oder Stellvertreterin gefunden. Sobald sie nun Cäcilien kennen lernte, zog sie die lebhafteste Sympathie zu derselben hin; denn das Haus des reichen Bürgers war wohl eben so groß als angesehen, aber dennoch ein auf strenge Solidität und reelles Gebahren, so wie auf Wahrhaftigkeit und echte Religiosität gegründetes Bürgershaus nach altem Schlage. Nachdem Cäcilie aus eben einem solchen Familienwesen hervorgegangen war, und dieselben Grundsätze ihren Charakter bildeten, so war die Sympathie sehr rasch eine gegenseitige geworden, so daſs das Mädchen von der Greisin nicht wie eine Fremde, sondern wie ihre Tochter behandelt wurde. Am liebsten hätte sie dieselbe ganz in ihr Hauswesen aufgenommen; aber so lang der Vater lebte, hatte Cäcilie jeden derartigen Antrag entschieden abgelehnt und blieb in dessen bescheidener Häuslichkeit. Nunmehr war aber dieses Hindernis behoben, die alte Großmutter hoffte nicht nur für die vier Waisen eine vortreffliche „Mutter“ in Cäcilie zu finden, sondern auch dieser selbst eine Erleichterung in ihrer trostlosen Vereinsamung zu bieten, indem sie dieselbe bat, als liebes Glied in ihre Familie eintreten zu wollen.

Das schwer geprüfte Herz nahm diesen Antrag ohne Zögern an und Cäcilie, welche noch in der Blüthe und Kraft der Jugend stand, bereitete sich darauf vor, der neuen Bestimmung zu folgen. Der Herr des Hauses war mit der Anordnung seiner Mutter einverstanden und die vier Kinder jubelten der sanften herzlichen „Mutter“ — wie sie das Mädchen alsbald nannten — aus voller Seele zu. Cäciliens Gemüth erstarkte sichtlich bei dieser Wandlung ihres Geschickes und ihre Gesichtszüge gewannen die Frische und Röthe, ihre Gestalt die Rundung der Glieder alsbald wieder, nur ihr Haar contrastirte damit seltsam, aber mit eigenthümlichem Reiz, denn dasselbe war durch den Kummer der früheren Jahre weiß wie Schnee geworden.

Nachdem der Winter bereits begonnen hatte, wurde auf Antrag der Großmutter sofort ein Plan entworfen, nicht nur für den nächsten

Sommer, sondern auch für die ganze Zukunft. Der Besitzer der Kohlenlager hatte nämlich vor kurzem einen großen Bau vollendet und zwar nahe bei Grünberg am Wege, welcher von Buchberg am Schneeberg durch das wundervolle Thal in zwei Stunden bis nach Grünberg führt. Etwa dreißig Minuten von dem letzteren Orte — nahe bei dem reizend gelegenen Gasthause „in der Klause" — hatte er für sich und die Seinen ein stattliches mit allem Comfort für Winter und Sommer reichlich versehenes Wohnhaus nebst einer im edelsten Styl erbauten kleinen Kirche und in dessen Nähe eine sehr praktisch angelegte Arbeiter-Colonie errichtet.

Diese idyllische von allen Reizen der Natur umgebene Ansiedlung wollten sie alle zusammen schon im nächsten Frühjahre beziehen und sodann bleibend bewohnen. Die Aussicht, fern vom Getriebe der Städte, mitten in dem Zauber der erhabenen Natur zu schwelgen, befriedigte die Familienglieder ohne Ausnahme; entzückt davon aber war besonders Cäcilie, welche dort Ruhe und Frieden, und auch — Vergessen zu finden hoffte.

Eines Abends verspätete sich Cäcilie in der Wohnung der „lieben Großmama" in der innern Stadt, indem es für den beabsichtigten Umzug viele häusliche Angelegenheiten zu besprechen gab, womit eine Überraschung des Hausherrn verbunden und mancher seiner geäußerten Wünsche im Stillen erfüllt werden sollte.

Es war bereits finster geworden, und die alte Frau wollte einen Wagen holen, oder die Freundin durch ein Dienstmädchen begleiten lassen. Allein diese lehnte beides ab, indem der Weg sehr kurz und sie durchaus nicht furchtsam sei. Sie eilte daher rasch aus dem Hause und fand in den Straßen ein nasskaltes nebliches Wetter, den Himmel von dichten Wolken umzogen, welche einen baldigen Niederschlag ahnen und kaum fünf Schritte weit die Personen und Gegenstände deutlich erkennen ließen. Raschen Schrittes ging Cäcilie durch die ganz vereinsamten Straßen, bis sie zur Brücke über den Donaucanal kam, wo sie glaubte trotz des Nebels eine menschliche Gestalt wahrzunehmen, welche an die Brüstung der Brücke gelehnt war. Eben setzte sie den Fuß auf den Gehweg daselbst, als die unklar sichtbare Person die Hände erhob, den Hut zur Erde fallen ließ und sich anschickte, mittels eines heftigen Schwunges sich über das Geländer in den Strom zu stürzen. Erbebend machte sie ein paar rasche Schritte, kam noch dazu, der unbekannten Gestalt die Hand, sie zurückhaltend, auf die Schulter zu legen, indem sie laut und zürnend rief: Halt! Unseliger, was wollen Sie thun?!"

Ein leiser Aufschrei und tiefer Seufzer antwortete ihr, der Fremde lehnt hart neben ihr an der Brüstung, ihre Augen begegnen sich, und

„Cäcilie!“

„Volkmar!“ tönt es wie ein Schrei gleichzeitig durch die Stille der Nacht. Sie steht an allen Gliedern zitternd, mit durchbohrenden Blicken auf den Unglücklichen starrend; er schlägt die Hände vor das Gesicht, stöhnt laut und ist im tiefsten Schmerze kaum fähig, sich aufrecht zu erhalten.

Beide gingen, auf einen Wink des Mädchens, kaum einen Schritt weit von einander getrennt, den kurzen Weg hin in dieselbe Wohnung, welche sie schon mit den Eltern benützt hatte. Aber keines fand ein Wort zur Aussprache, die Erschütterung in Folge der stattgehabten Scene währte noch ungeschwächt fort. Kaum hatte aber die Magd in Cäciliens Zimmer die Lichter angezündet und das Gemach verlassen, so breitete Volkmar leidenschaftlich seine Arme aus, von seinen Lippen löste sich ein Schwall von Worten, welche das trauliche „Du“ gebrauchten, um den alten herzlichen Ton anzuschlagen, während er sich dem Mädchen näherte, um es an den Händen zu faßen.

Cäcilie aber zog sich zürnend zurück, schob zwischen ihn und sich den an ihrer Seite stehenden Fauteuil, maß ihn mit strengen Blicken und sagte im ernstesten Ton:

„Halt, mein Herr! so haben wir nicht gewettet. Ich habe einen Unglücklichen von einem feigen Verbrechen gerettet, ohne Sie zu kennen und bin bereit, Ihr Elend zu lindern, so weit meine Kräfte reichen, weil ich dies für meine Menschenpflicht halte. Mit der Vergangenheit hat dies nichts zu thun, diese ist abgeschloßen und vergessen für immer. Sollten sie es aber nur in Worten oder Geberden wagen, alte Beziehungen für sich ausbeuten zu wollen, so wäre ich gezwungen, mein Werk der Menschenliebe sofort aufzugeben, die Magd zu meinem Schutze herbeizurufen und es Ihnen unmöglich zu machen, meine Schwelle wieder zu betreten. Dies wollen Sie in Ihrem eigenen Interesse festhalten zwischen uns. Für Ihre Bedürfnisse heute, der späten Nacht wegen, zu sorgen, bin ich bereit. Das separirte Zimmer, welches einst meine Eltern bewohnten, wird meine Dienerin Ihnen zur Verfügung stellen. Was man etwa über diese meine Wohlthat spötteln oder lästern könnte, kümmert mich nicht im Bewußtsein meiner erfüllten Christenpflicht. Das Weitere findet sich morgen.“

Der strenge Ernst Cäciliens und das Gefühl der kläglichen Lage, in welcher er sich befand, zwangen Volkmar sich zu fügen und er stammelte nur in Ergebenheit die Worte:

„Wenn Sie mir, verehrtes Fräulein! nur gestatten wollten, Ihnen meinen tiefgebüßten Treubruch abbitten zu dürfen, welcher —“

Doch rasch fiel sie ihm in das Wort: „Treubruch? Dass ich nicht wüsste, wir hatten nichts beschworen und alles andere ist längst vergessen. Ihr Gebahren hat es mich nur gelehrt: Vielen Männern ist die Liebe nur der Schmuck des Lebens, der Frau ist sie das Leben selbst."

Zugleich gab sie der Magd das Zeichen einzutreten, wodurch Volkmar jede weitere Erörterung unmöglich gemacht, und er sich gezwungen sah das Zimmer zu verlassen welches alsbald abgeschlossen wurde.

* * *

Die Ereignisse, welche Volkmar bis zum Selbstmordgedanken trieben, waren eine jener beliebten Unsitten-Tragödien, welche seit Decennien von der französischen Bühne verherrlicht werden und welche leider dermal im Leben selbst immer zahlreicher sich ergeben. Die zufällige Bekanntschaft mit dem — angeblichen — ungarischen Krösus Török veranlasste Volkmar, sich demselben als Gutsbesitzer und Banquier aus Hamburg vorzustellen, welcher sich nur nebenbei auch einem Wiener Wechslerhause associirt habe. Die heißblütige Tochter Flora von Török fand ungemeines Gefallen an dem galanten reichen Verehrer und war umso bereitwilliger seine Bitten um ihre Hand zu erhören, als sie der Ansicht war, dass die Heirat einer Frau für dieselbe den Freibrief bilde für uneingeschränkten Lebensgenuß. Sie war in einem feinen Mädchen-Pensionate erzogen worden, sprach daher am liebsten ein fragwürdiges Französisch und wusste durch ihr zweifelhaftes Clavierspiel die Ohren der Zuhörer zu — entzücken, auch bewegte sie sich mit Grazie im Salon und war eingeweiht in alle Geheimnisse der kostbarsten Toiletten, sowie eine Specialität in Jagdvergnügen, Sport und Cigarettencultus. Dagegen hatte sie selbstverständlich keine Ahnung davon, dass sie die Leiterin und Stütze des Hauswesens und der Wirthschaft, sowie dem Gatten in Freud' und Leid' eine treue Freundin, eine Genossin, Beratherin und Pflegerin sein sollte, ja es würde sie in Verlegenheit gebracht haben, einen Knopf dauerhaft annähen und befestigen zu müßen.

Die Hochzeit wurde daher mit all der Pracht und dem Eclat gefeiert, wie es für zwei so angesehene Häuser unerläßlich war und es ging das flotte Leben ganz gut, bis es sich herausstellte, dass beide Parteien die köstlichsten Illustrationen für die Tragikomödie „Die betrogenen Betrüger" abgeben konnten; denn jede hatte sich durch die andere zu rangiren gehofft. Sobald es sich aber im Laufe der Jahre zeigte, dass im Hause Volkmar für ihre Talente und Ansprüche auf Lebensgenuß nichts mehr zu hoffen sei, hielt die edle Ungarin es für ihre Pflicht, das ihr zugefallene „Pfund" an Schönheit hier nicht verkümmern zu lassen. Ein französischer Windbeutel

war alsbald bereit die Niobe zu trösten, und eines Morgens war er mit ihr und allem, was mitgenommen werden konnte, spurlos verschwunden, wahrscheinlich um auf der hohen Schule der Eleganz zu Paris seinerzeit im physischen und moralischen Schlamm zu versinken.

Von seiner Frau verlassen, seines Eigenthums beraubt, von den Gerichten wegen seines unreellen Gebahrens gehetzt, war Volkmar nach Wien gekommen, um Hilfe zu finden. Aber die Thüre jedes anständigen Menschen war ihm durch seinen bereits anher gelangten schlechten Ruf verschlossen und er hatte schließlich nicht einmal die Mittel für ein Nachtmahl und eine Unterkunft aufzubringen vermocht. In dieser trostlosen Lage verließ ihn seine Lebenslust und bisherige Kühnheit; ohne sittlichen Halt, ohne festen Charakter, erlag er leicht der Krankheit des 19. Jahrhundertes, welche Heilung für alle Leiden im feigen Selbstmorde zu finden glaubt.

So war er von Cäcilie auf der Brücke im entsetzlichsten Augenblicke gefunden worden.

Das edel denkende Mädchen hört seinen traurigen, von Worten der Reue und bittersten Selbstanklage unterbrochenen Bericht schweigend an, die Augen mit der Rechten beschattend, wobei ihre tief innere Erregung nicht zu verkennen ist. Als er geendet hatte und zerknirscht und mit Thränen in den Augen vor ihr saß, zu Boden gedrückt von der Wucht der jämmerlichen Rolle, in welche ihn sein leichtsinniges Leben gebracht hatte, entgegnete Cäcilie, vor sich zur Erde blickend, mit herber bei ihr ungewohnten Stimme voll bitterer Ironie: „Es ist gekommen, wie es kommen mußte und wie ich es schon einst vorausgesehen habe. Ihr Weltweise des 19. Jahrhundertes habt es ja — Eurer Ansicht zu Folge — bewiesen, daſs der Mensch sammt der sogenannten Seele nichts anderes ist als eine Mischung geheimnisvoll wirkender Atome, die ihm schon im Keime sein Schicksal vorausbestimmen — diese Philosophie hat es natürlich gefordert, diese Mischung selbst zu zerstören und die Atome derselben dem Weltlaboratorium rasch, behufs einer Neuformation, zur Verfügung zu stellen! .... Schauder und Entsetzen erfaſst mich, wenn ich es sehe, wohin diese angebliche Wissenschaft führt, so daſs die zahlreichen Selbstmorde es lehren, man glaube das Leben wie einen abgetragenen Pantoffel von sich werfen zu dürfen. Dahin mußte ein Leben ohne Glauben, Religion und wahre Frömmigkeit führen und mit Schaudern sehe ich den Abgrund, an welchem Sie angekommen sind."

Volkmar hört mit tiefer Zerknirschung ihre Worte, er ist erschüttert, gebeugt, seine Irrwege, sein Leichtsinn, seine Genußsucht sind gebrochen, Reue und Sehnsucht nach der Umkehr durchzittern seine Brust. Die entsetzliche Schule des Lebens, das Verlassen von allen einstigen Freunden, vor allem

die beschämende Situation, in welcher ihn diejenige gerettet hat, welche er einst so feige verrathen und verlassen, Cäciliens sittlich ernstes, durch ihren Edelmuth zehnfach ihn zum Staube beugendes Verhalten gegen ihn, legten ihm Worte der Selbsterkenntnis und Schwüre der Reue auf die Lippen, welche das Mädchen rasch unterbrach, sobald er sich anschickte, zartere Saiten gegen sie anzuschlagen.

Ernst und gelassen stand sie ihm in entsprechender Entfernung gegenüber und reichte ihm ein Briefcouvert über den Tisch hin, indem sie mit strengem Tone sagte: „Hier gebe ich Ihnen im Namen des Wohlthätigkeits-Vereines der Wiener Gesellschaft, welchem ich angehöre, die Mittel zur Behebung der Noth in den nächsten Tagen. Es ist mir dieser Betrag zur Verwendung nach eigenem Ermessen übergeben worden und ich glaube diesem Ansuchen nicht besser entsprechen zu können, als dadurch, dass ich ein Menschenleben von der Pforte der ewigen Verdammnis zurückführe zur Umkehr in ein besseres Dasein. Möge diese Gabe für Sie nur ein Darlehen sein, welches Sie im Laufe der Zeit zurückzahlen wollen von den selbstverdienten Früchten Ihres ferneren nützlichen Wirkens. Da Sie verlassen und hilflos sind, möchte ich wohl Ihnen beistehen sich wieder aufzurichten, aber ich habe Ihnen nur Arbeit, schwere andauernde Arbeit zu bieten, durch welche Sie sich wieder zum nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft aufschwingen können. Dazu glaube ich die Möglichkeit zu besitzen und darüber werden Sie in Ihrem neuen Aufenthalte alsbald von mir hören."

Durch die letzten Schicksalsschläge der Energie und Thatkraft beraubt, zerschmettert von seiner moralischen Blöße, in welcher er vor diesem schlichten Mädchen stand, gegen welches er einst den stolzen Herrn und Gebieter gespielt hatte, vermochte er es nicht, ihren menschenfreundlichen Beistand abzulehnen, erkannte aber nur zu tief — wie die Spitze eines scharfen Stahles — den hohen Grad seiner dermaligen Gesunkenheit, so dass er in ergreifenden Worten sein Gefühl klar zu legen suchte.

Diesen Ausbrüchen des gebeugten Mannes zuvorzukommen, wollte Cäcilie soeben ihre Magd in das Zimmer rufen, um ihr Aufträge zu geben, als ihr eine andere Störung zu Hilfe kam. Im Vorzimmer wurden Kinderstimmen laut und rasch traten ihre vier Zöglinge ein, um die „kleine Mama" nach Hause zur Großmutter zu holen und durch diese Kleinen wurde die Situation, welche für das herzliche Mädchen peinlich zu werden drohte, für alle Theile in angenehmer Weise gelöst.

Im Hause des Groß-Industriellen brachte sie sofort durch die Großmutter ihr Ansinnen betreff Volkmar's, dessen Vergangenheit sie nicht verschwieg, vor und der ehrenwerthe tüchtige Geschäftsmann war unverzüglich

bereit ihren Wunsch zu erfüllen, indem er sagte: „Ich will Ihrem Schützling schon Arbeit geben, viele und schwere Arbeiten, aber auch die Gelegenheit sich zu bilden und sich gründlich zu bessern, natürlich unter steter strenger Aufsicht. Thut er gut, so soll er eine schöne Zukunft haben; wenn aber nicht, so habe ich Verbindungen genug, um ihn schonungslose Strenge empfinden zu lassen. Ich bin ja Mitglied des Wiener Unterstützungs-Vereines für entlassene Sträflinge und verstehe es, mit solchen Leuten umzugehen. Ist nun dieser Mann zwar nach dem Gesetze kein Sträfling, so gebührt seinen Leistungen doch weit mehr noch als manchem andern Übelthäter eine tüchtige Strafe, welche der bisherige Müßiggänger und Genußmensch in der ersten Zeit gewiss in der harten Arbeit finden wird, bis er schließlich deren unaussprechlichen Segen erkennen wird."

Rasch wurde dieses Versprechen zur That gemacht und Volkmar's Entschluß, ein besserer Mensch zu werden, ging in Erfüllung, es winkte ihm in der Zukunft ein thätiges zufriedenes Leben.

Der Umzug in das liebliche Buchberger Thal wurde im Hause des Industriellen in angenehmster Weise vollzogen und es bildete sich daselbst rasch eine Colonie der Glücklichen. Cäcilie war bald in der ganzen Gegend als Wohlthäterin beliebt, als „kleine Mama" von den vier Zöglingen verehrt, welche sie erzog, unterrichtete und liebte, als wären sie ihre eigenen Kinder, so dass dies „vierblättrige Kleeblatt" wie Kletten an ihr hing und sie auf Schritt und Tritt umschwärmte.

Das Mädchen selbst fühlte sich in diesem Wirkungskreise ganz glücklich, verjüngte sich zusehends und gewann sogar ihren alten Frohsinn wieder, womit allerdings ihre schneeweißen Haare auffallend contrastirten. Darüber hatte nur die alte Großmutter einige Bedenken empfunden und meinte bisweilen:

„Sie werden sich wohl in die Länge hier nicht zufrieden fühlen können, uns verlassen und die weite Welt wieder aufsuchen wollen. Sie sind noch zu jugendlich frisch, haben noch den Anspruch auf die reichen Freuden des Lebens in sich und Ihre Sehnsucht nach auswärts wird zu unserem Leidwesen nur zu bald zum Durchbruch kommen."

Da fällt aber Cäcilie der Greisin, wehmüthig lächelnd um den Hals und schließt durch einen Kuß ihre Lippen, indem sie zutraulich sagt:

„Nein, Großmutter! lassen Sie mich hier, ich bin so zufrieden, so glücklich in diesem Kreise, wie es keine Worte sagen. Ich habe von der Welt und den Menschen draußen nichts mehr zu hoffen, ich habe abgeschlossen. Es hat das warmfühlende Menschenherz nur einen einzigen Mai, mein Lebensmai war leider nur zu kurz, aber doch wundervoll beseligend, von

ihm ist mir die ewige Erinnerung geblieben, und Erinnerung gleicht einem Paradiese, aus dem uns niemand vertreiben kann."

Das Grab ihrer Eltern hat sie auf den Friedhof von Buchberg am Schneeberg übertragen lassen, um es in ihrer Nähe zu haben. Sie pflegt dasselbe getreulich und stets ist es mit einer Fülle, wohl nicht künstlich gezogener, aber um so reizvollerer Wald- nnd Alpenblumen bedeckt. Oft steht sie von dem „Kleeblatt" umgeben sinnend bei diesem Hügel und dankt es auch ihnen, dass sie dieses jetzige wolkenlose Glück erringen konnte. Denn wären sie nicht gewesen, oder hätte sie der Stimme des Verführers gehorchend damals ein vermeintliches Wohlleben dadurch erkauft, dass sie sich von den Eltern lossagte und diese fremden Händen zur Pflege überwiesen hätte, so würde bittere Enttäuschung, Noth und Elend, wenn nicht auch Schande ihr zutheil geworden sein. Solche Stimmungen überkamen sie auch oft in den Lehrstunden, wenn sie ihre lieben Zöglinge unterrichtete und unter anderem auf die Kindesliebe zu sprechen kam, indem sie mit tiefster Rührung bemerkte: „Es hat einen hochheiligen weltumfassenden Sinn — es hat eine die Menschheit umschlingende Bedeutung — es ist das Fundament der Familie — das vierte Gebot."

Wien zu meiner Zeit.

Ein Rück- und Umblick von Heinrich Reinhart.

5. Kirchliches.

In meiner frühesten Kindheit hat man mich einmal in ein sogenanntes Krippenspiel geführt. Es befand sich in der Rauhensteingasse. Die Vorstellung begann mit jenem geheimnisvollen Vorgang, den das erste Buch Moses als den Anfang der Geschichte des Menschen erzählt: mit dem Sündenfalle. In der Mitte der kleinen Bühne stand ein Baum mit Früchten beladen; von rechts und links rückten nun in stoßweiser Bewegung zwei nackte Figürchen gegen denselben. Was dort geschah war nicht zu erkennen, die Figürchen waren zu klein, und ein größerer Junge, der vor mir saß, hinderte mich auch am sehen. Bald kam ein Engel angerückt, dessen Flügel sich bewegten und der ein brennendes Kerzchen, welches ein feuriges Schwert vorstellen sollte, auf- und abschwenkte. Adam und Eva entfernten sich geschwind, diesmal nach derselben Seite, und der Engel lief hinter ihnen her. Man sagte mir auf meine Frage, dass sie gegen den lieben Gott ungehorsam gewesen waren und dass der Engel gekommen war, um sie aus dem Paradiese zu vertreiben. . .

Als ich vor nicht langer Zeit die naturhistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses — welche damals noch „Naturalien-Cabinet“ genannt wurden — besuchte, verweilte ich einige Augenblicke bei einem dort aufgestellten Gorilla; da trat ein wie es schien dem Gewerbestande angehöriger Mann herzu, der einen ungefähr achtjährigen Buben an der Hand führte. Nach einiger Betrachtung der scheußlichen Bestie sagte er

zu dem Kinde: „Sichst d' Schani, von dem stammen mir ab!" Da dachte ich an das Krippenspiel, an die Evolution welche die Metaphysik seit jener Zeit gemacht, und an die Raschheit mit welcher die Nachwirkungen derselben bis in die unteren Volksschichten gedrungen sind. Das arme Krippenspiel zeigte den Ausgangspunkt einer Weltanschauung; ihr steht eine andere entgegen: die materialistische.

Wie stand es zur Zeit meiner Kindheit und Jugend um die erstere dieser Weltanschauungen, um die Religion? Wir singen in unseren Kirchen ein Meslied, welches mit den Worten beginnt: „Wir werfen uns darnieder". Wann dieses Lied entstanden ist, weiß ich nicht; alt kann es unmöglich sein. Sollte es der Zeit vor Kaiser Joseph II. angehören, so kann man sagen, dass der Geist seiner Epoche schon lebte, noch bevor dieser Kaiser seinen Einfluß auf kirchliche Angelegenheiten ausübte. Die Schlußstrophe dieses Liedes scheint mir bezeichnend für die Art, in welcher die Zeit von der ich erzähle die Religion auffaste. Sie enthält gewissermaßen ein Programm, und ich setze sie her, indem ich mich zugleich gegen die Absicht verwahre, Kritik gegen irgendwelche Emanation der Kirche üben zu wollen.

Diese Strophe lautet:

Da wir nunmehr gehöret
Die Messe, wie man soll,
So sei auch Gott geehret;
Er mach' uns segensvoll,
Und lass' es sich gefallen,
Was wir allhier gethan;
Er bleibe bei uns allen,
So sind wir wohl daran.

Der kühle Ton dieser kirchlichen Poesie fällt vorerst auf. Der Glaube ist da, aber er spricht sich ohne Enthusiasmus, ja ohne Wärme in den dürrsten Worten aus: „Da wir nunmehr gehöret". Das klingt doch ganz wie die Begründung einer behördlichen Verordnung, ungefähr wie: da es vorgekommen ist, dass u. s. w.

„Die Messe, wie man soll,"

ganz logisch und richtig; man soll die Messe hören, aber auf einen besondern innern Drang, auf ein Bedürfnis nach dieser heiligen Handlung, deutet dieses „Soll", welches ebenfalls einen starken behördlichen Beigeschmack hat, nicht.

„So sei auch Gott geehret."

Ich bezweifle nicht, dass der Verfasser dieses Liedes ein recht frommer und guter Priester war; aber man könnte wirklich auf den Gedanken kommen, dass ein Beamter mit der „Façonirung“ desselben betraut worden war. Dass man zum Schluß der Messe, welche doch der eigentlichste Inbegriff des Gottesdienstes ist, auffordere, nun „auch Gott zu ehren“, muß zum mindesten als ein schmerzlicher Mangel an Logik empfunden werden.

Er mach' uns segensvoll;
Und lass' es sich gefallen,

ich weiß wohl, dass der Autor mit dem „es sich gefallen lassen“ meint: möge Gott Wohlgefallen daran haben, aber — — kurz eine Zeit, die, nach Darbringung des heiligen Messopfers und nach dem Empfang der Gnaden, welche uns durch dasselbe zugewendet werden, ihren Dank nicht in wärmere Worte zu kleiden versteht; eine Zeit, welche eine solche Ausdrucksweise des religiösen Bewusstseins, wenn nicht gerade schwungvoll, aber doch ausreichend gefunden hatte, eine solche Zeit kann man doch unmöglich als die eines warm pulsirenden kirchlichen Lebens betrachten?

Und diesen etwas farblosen, wenig enthusiastischen Charakter trug die Periode, in die meine Jugend fiel. Die Physiognomie, welche das Leben zeigte, war, wie ich sogleich aus vielen Zügen an die ich mich noch gut erinnere nachweisen werde, eine rein katholische; die vorschriftmäßige Übung der kirchlichen Formen „wie man soll“ ward gewissenhaft aufrecht erhalten, aber der Inhalt ward wohl im allgemeinen weniger tief gefühlt, als dies heutzutage der Fall ist bei denen, die dem Glauben treu geblieben oder zu ihm zurückgekehrt sind, und neben diesem etwas abgeblassten kirchlichen Leben stand die Aufklärung, der Indifferentismus der Gebildeten, welcher aber noch nicht zu offenbarer Kirchenfeindlichkeit geworden war. Dies war die Signatur jener Epoche.

Eine kirchliche Bewegung, so wie sie heute im Gange ist, gab es nicht, weil überhaupt „Bewegung“ ein verpönter Begriff war. Man wahrte die Formen des Cultus und fand es weise den Inhalt in Gränzen zu halten, die jedes Überschäumen, jeden Enthusiasmus eindämmen sollten, wenn überhaupt solche Erscheinungen zu fürchten gewesen wären. „Toleranz“ war die Parole in allen religiösen Dingen und die durfte durch „Fanatismus“, von was immer für einer Seite, nicht gestört werden; aber jedes intensivere kirchliche Leben nannte man eben schon Fanatismus.

Streng wachte die Censur, dass ebensowenig als gegen die Regierung gegen Kirche oder Religion ein verletzendes Wort gedruckt werde, aber die verderblichsten Bücher gelangten darum doch auf geheimen Wegen aus dem Ausland in die Hände der gebildeten Classen, welche fanden dass Religion eigentlich nur für die ungebildeten unwissenden Massen da sei, hauptsächlich um sie in Ordnung zu halten, und dass der Kirche keine höhere Aufgabe zufallen könne als die Geldschränke der Reichen vor der Begierde der Enterbten zu schützen, indem sie ihnen für die Leiden und Entbehrungen dieses Lebens himmlische Entschädigung verspräche. Jener Theil der Geistlichkeit, der Herz und Verstand am rechten Flecke hatte, seufzte unter diesen Zuständen und suchte nach Möglichkeit den kirchlichen Geist, der noch in den Massen leben mochte, lebendig zu erhalten, während die weniger gediegenen Elemente in eine besonders auf dem Lande zu großen Ärgernissen führende Erschlaffung der Zucht fielen, die nur wenig gerügt und von den Gebildeten nachsichtsvoll und doch böswillig belächelt wurde.

Das ist seit jener Zeit alles anders geworden. Die Stagnation der damaligen Periode hat mit der „Freiheit" ein Ende gefunden. Mit der Freiheit die Kirche zu bekämpfen ist auch dieser die Freiheit geworden sich zu wehren; die Menschheit hat sich in zwei Lager getheilt, von denen das eine für, das andere gegen das Kreuz streitet, und von dem Ausgange dieses Streites wird es abhängen, ob die heute noch bestehende Ordnung der menschlichen Gesellschaft fortdauern oder in Blut und Gräueln untergehen soll.

* * *

Nach diesen Betrachtungen will ich nun einen Blick auf die kirchlichen Formen der Vergangenheit, wie ich sie noch mitgelebt, werfen, und wir wollen sehen, was von denselben verschwunden ist, was sich erhalten und was sich daran verändert hat. Dass es sich dabei nicht um den Inhalt, der über allen Wechsel erhaben ist, sondern nur um Äußerlichkeiten handelt, brauche ich wohl nicht zu bemerken.

Beginnen wir bei der Schule, dieser heute so heftig umstrittenen Anstalt.

Täglich wurden damals die Schulkinder in die Messe geführt und während derselben wurde ein Lied gesungen, welches als ein würdiges Seitenstück der oben angeführten Strophe hätte gelten können. Viermal im Jahre wurden wir laut Vorschrift zu den Sacramenten geführt, zweimal wöchentlich im Katechismus unterrichtet.

Verständnisvoll fromme Buben habe ich, aufrichtig gesagt, in meinem ganzen Leben nur wenige gekannt. Ein solches Resultat ist, glaube ich, beim Gesammtunterricht, wie er an Schulen ertheilt wird, ausgeschlossen und nur dann zu erreichen, wenn eine wahrhaft fromme und dabei verständige Mutter durch häuslichen Zuspruch — Unterricht ist vielleicht nicht das Wort für das was ich meine — ihrem Kinde den Weg zum Himmel zeigt, zu seinem Herzen spricht, es durch ihr Beispiel erhebt, durch fortwährenden Umgang beeinflußt. Die wenigsten von uns waren daher andächtig, denn solche Mütter sind selten und der Religionsunterricht erschien uns nicht anders als der eines andern Lehrgegenstandes. Höchstens dass bei Empfang der Sacramente einiger Ernst in uns geweckt wurde. Bei Kindern katholischer frommen Eltern dürfte es heute damit besser stehen; anderntheils gibt es leider heute unter den Schulbuben ausgesprochene Atheisten, denn der Umgang mit ungläubigen Erwachsenen und Lectüre führen bei einem aufgeweckten Buben weit.

In der untersten Classe gab es einen ganz einfachen Katechismus, aber auch dieser wurde stets durch einen Priester und nicht durch einen Lehrer erklärt, wie dies heute vorkommen soll. Ein Crucifix hing an der Wand eines jeden Schulzimmers. Bei der Prüfung führte ein geistlicher Schul-Inspector den Vorsitz. Jüdische Kinder verließen die Schule, wenn der Religionsunterricht an die Reihe kam, um was wir sie nicht wenig beneideten.

Begeisternd war der Unterricht nicht; was begeistert aber überhaupt einen Buben, wenn er es lernen soll?

Wir waren nichtsnutzige Rangen; was aber damals etwas ganz unerhörtes war, das waren Kinder-Selbstmorde. Solche entsetzliche Geschehnisse geben heutzutage zu denken.

Die Kirchen sind heute voll, so wie sie es damals waren, und besonders die Frühmesse im Advent, die sogenannte Rorate, ist sehr besucht. Alles singt da die beiden sehr schönen und rührenden Adventlieder und die Männer, großentheils Arbeiter — denn die Gebildeten stehen so früh nicht auf — singen mit großer Andacht aus ihren abgegriffenen Gebetbüchern mit. Darin hat sich, Gott sei Dank, nichts verändert. Auch in anderen weniger wünschenswerthen Dingen nicht. Das fortwährende Kommen und Gehen während des Gottesdienstes, das auf die Erde spucken, das Hin- und Herdrängen unbeaufsichtigter Kinder, alles dies sind Erscheinungen, welche auf geringes Verständnis der Be-

deutung des Gotteshauses und der heiligen Handlungen welche dort vorgenommen werden schließen lassen, trotzdem die Gläubigen von heute eifriger sind als die von einst. Da gibt es Damen, die in den auffallendsten Toiletten sich gegen Schluß der Messe einfinden, sich mit Mühe bis an den Altar vordrängen, dort ein wenig verweilen, sich ein paarmal bekreuzen und ebenso mühevoll sich durch die dichte Masse der Andächtigen zurück nach dem Ausgang drängen. Andere klopfen beim Sanctusläuten sehr andächtig an die Brust und setzen sich während der Wandlung nieder; bei musikalischen Messen stellen sich junge Herren mit dem Rücken gegen den Altar, um die singenden Damen durch ein Monocle zu betrachten. Das war „damals" ganz so, und dennoch ist heute im Ganzen das religiöse Bewusstsein ein zunehmendes.

Vielen dieser Unzukömmlichkeiten, von denen ich vorderhand nur einige genannt habe, wäre durch Beaufsichtigung und strammere Ordnung abzuhelfen. In der Stephans-Kirche ist damit ein Anfang gemacht; dort geht ein „Ordner" in der Livrée eines Portiers der Pompes funèbres herum, nach Art der „Suisses" oder Kirchenportiere, die in keiner Kirche Frankreichs fehlen. Dieser Functionär trägt dort eine Hellebarde, schreitet vor jedem Priester der sich zum Altar begibt einher, wobei er mit dem Schaft seiner Waffe auf den Boden stößt, sieht darauf dass kein Geräusch, kein unnützes Herumgehen und Herumschauen die Andacht störe, und imponirt im allgemeinen durch die Majestät seiner Erscheinung und durch enorme in weißen Strümpfen untergebrachte Waden. Ein solcher Beamter müßte in unseren Kirchen eingeführt und mit aller Autorität und auch mit ihren äußeren Abzeichen, denn ohne die geht es nicht, ausgerüstet werden. Jedermann würde dies nach einiger Zeit — denn Gelächter und Kritik würden für den Anfang nicht fehlen — als eine Wohlthat begrüßen, da unsere Zustände in dieser Beziehung wirklich arg sind; man denke nur an das Drängen, das Getrabe und den Staub bei Gelegenheit des sogenannten Gräberbesuches. Wer soll da beten?

Viel bleibt auf diesem Gebiete noch zu thun und ich habe auch noch nicht alles gesagt was ich in dieser Beziehung zu sagen habe und werde daher auf den Gegenstand noch zurückkommen; doch vorerst will ich mich noch ein wenig mit der Vergangenheit beschäftigen.

Kaiser Joseph II. hat zwar immer im Volksmunde gelebt, aber zu einem Bannerträger der Freiheit hat ihn erst die zweite Hälfte dieses

Jahrhunderts gemacht und zwar nur darum, weil er der Kirche, ich will nicht sagen feindlich, aber doch unfreundlich entgegengetreten war. Er war ein Herrscher der überall seine Persönlichkeit einsetzte, in alles sich einmischte, der daher viele persönliche Berührungspunkte bot, so dass er auch von allen Regenten Österreichs dem Volke am besten bekannt ist, besonders da Legende und Anekdote beflissen waren sein Andenken auszuschmücken und lebendig zu erhalten. Er war scharfsinnig, sarkastisch, allen humanitären Bestrebungen zugethan, nicht eigentlich religionsfeindlich, wie schon gesagt, ja gegen sein Ende sogar fromm; aber die Staats-Omnipotenz war für ihn das alleinseligmachende Regierungsprincip und da die Kirche demselben entgegenstand, so mußte sie eben auf jenes Niveau herabgedrückt werden, auf dem sie aufhörte ein unbequemes Hindernis für die als nöthig erkannte Allmacht zu sein.

Trotz seiner Freisinnigkeit liebte dieser Herrscher die Freiheit nicht und nie waren die Katholiken weniger frei als unter seiner Herrschaft; nur die Jetztzeit, die immer das Wort Freiheit im Munde führt, ist noch tyrannischer in ihren Maßregeln gegen die Kirche, wobei ich nicht gerade Österreich meine, denn die Freiheit kommt bei uns auch der Kirche zugute, so dass sie sich wenigstens gegen Angriffe, die nicht fehlen, zur Wehr setzen kann. Dass man zu Kaiser Joseph's Zeiten gewagt hätte das Bild des Gekreuzigten aus den Schulen zu entfernen ist nicht denkbar; ebensowenig würde man daran gedacht haben protestantische oder jüdische Lehrer an katholischen Volksschulen anzustellen, und noch weniger wäre dies unter der Regierung Kaiser Franz I. möglich gewesen, der, obschon in nicht agressiver Weise, die Kirchenpolitik seines Vorgängers in vielen Dingen fortsetzte.

Ich kann daher sagen, dass aus der die Religion belächelnden, sie aber dabei doch für das „Volk“ nöthig findenden „Aufklärung“ in dem halben Jahrhundert auf welches ich zurückblicke eine agressive Religionsfeindlichkeit geworden ist; dass ein großer Theil des Volkes der Kirche vollständig entfremdet und dem gröbsten Atheismus, der Dummheit und Unwissenheit anheim gefallen ist; dass aber anderseits der Clerus eifriger und muthiger geworden und dass in Vereinen und Bruderschaften sowie in jenem Theile des Volkes der der Religion getreu geblieben ein intensiveres religiöses und kirchliches Leben sich offenbart, als jenes welches zur Zeit meiner Jugend trotz aller Beobachtung äußerer Formen herrschte.

Gewiss, diese Formen — und ohne Inhalt waren sie ja doch nicht — gaben dem ganzen Leben eine katholische Färbung; es waren mitunter ganz unbedeutende Details deren Verschwinden wohl nicht von großem Belang ist, die aber doch stets daran erinnerten dass man in einem katholischen Lande lebe. Da war es z. B., so wie heute noch auf dem Lande, auch in der Stadt hie und da üblich, zum Fest der heiligen drei Könige das herkömmliche C. M. B. an die Thüren zu kreiden; am Morgen der Sonn- und Feiertage gingen halbwüchsige arme Buben von Haus zu Haus und lasen in den Höfen mit lauter Stimme das entfallende Evangelium ab, wofür sie eine Gabe erhielten; Bettler zogen mit sogenannten „Guckkästen" herum in denen das Leiden Christi zu sehen war; es gab eigene Sorten von Gebäcken welche nur an gewissen Festtagen gebacken wurden, so die Osterflecken, die Allerheiligenstritzel, die Marcus- und die Peregrini-Kipfel, von denen sich noch Spuren erhalten haben. Die gefärbten Ostereier und das „Geweihte" spielten zu Ostern eine große Rolle und die Charfreitagratschen, welche in den letzten Tagen der Charwoche zum Gebet des englischen Grußes aufforderten, „da die Glocken nach Rom geflogen waren", wurden von der dazu bestimmten männlichen Jugend mit einem Enthusiasmus gehandhabt, von dem man sich heute keine Vorstellung machen kann.

Von mehr Bedeutung ist es, dass heutzutage die Versehgänge jedes äußern kirchlichen Zeichens entbehren. Das war doch gewiss schön und erhebend dem Allerheiligsten auf der Straße zu begegnen, wenn es unter einem Baldachine, von vorgetragenen Fahnen begleitet, von laut betenden Andächtigen gefolgt, zu einem Sterbenden getragen wurde. Wer das Glöcklein des Mesners klingen hörte, kam ans Fenster oder kniete auf der Straße nieder und ein frommer Gedanke an den Heiland der da vorüberzog, und an den armen Sterbenden der seinen Besuch erwartete, regte sich da gewiss in manchem Kopfe und in manchem Herzen. Zog die kleine Procession an einem Militairposten vorüber, so wurden vier Mann als Begleitung, als Ehrenwache mitgegeben, kurz ein solcher Versehgang war sehr feierlich. Heute hat all dies aufgehört und zwar, wie ich glaube, aus Rücksicht auf Andersgläubige. Damals gab es aber auch Andersgläubige und ich denke nicht, dass sie diese Kundgebung religiösen Gefühls besonders gekränkt oder beunruhigt hat. Wie viele Menschen wollen vom Sterben und Tod nichts wissen; für diese Zartbesaiteten müßte man dann auch die öffentlichen Leichenbegängnisse abschaffen?

Doch da bin ich wieder bei einem Gegenstande angelangt der auch großen Veränderungen unterworfen wurde; denn das Leichenbestattungswesen zeigte ebenfalls einst einen wesentlich anderen Charakter als heute. Die Pompes funèbres und der Central-Friedhof sind neuere Einrichtungen und ihnen ist es zuzuschreiben wenn die Leichenbestattung sich gegen einst verändert hat.

Die alten Friedhöfe Wiens wurden aufgelassen und ein neues kolossales Leichenfeld, auf dem die Angehörigen aller Confessionen ihre Todten in besonderen Abtheilungen der Erde übergeben können, wurde in bedeutender Entfernung von der Stadt angelegt. Ob in Beziehung auf öffentliche Gesundheitspflege eine so große Distanz nothwendig war, weiß ich nicht; da aber die Stadt an ihrer Umfangslinie sich fortwährend ausdehnt, so mochte sie wohl hie und da den alten Friedhöfen zu nahe gerückt sein. Mit der jetzigen Erweiterung der Stadt fällt indessen der Central-Friedhof doch wieder innerhalb ihre Gränzen, und wenn sich der neugeschaffene Gürtel je füllen sollte, so müßte er abermals hinausgerückt werden. Aber dies wird wohl kaum geschehen und ich denke daſs die Todten im ungestörten Besitze ihrer Ruhestätte bleiben dürften.

Durch besondere Schönheit oder Stimmung waren die alten Friedhöfe nicht ausgezeichnet und der neue Gottesacker ist jetzt schon, trotz seiner Jugend oder Neuheit, interessanter und schöner als sie es waren. Nur liegt er wie gesagt zu entfernt, um einen leichten Verkehr mit den Verstorbenen zu gestatten, und dieser allein ist es der einem Friedhofe den gemüthvollen Schmuck zu geben vermag, den die Hand eines bezahlten Gärtners nicht ersetzen kann. Die von den Tramwaywaggons wehenden Todtenkränze zeigen dafür den besten Willen und oft sieht man irgend eine abgehärmte Witwe in einem Winkel dieser Waggons mit einem armen Blumentopf und einer kleinen Gießkanne, welche das Grab des Gatten zu schmücken die weite Fahrt unternimmt; aber sehr oft kann dies nicht geschehen und so verfallen denn die Gräber der Armen sehr bald, eben weil es zu zeitraubend ist hinzugelangen.

Aus meiner frühesten Kindheit erinnere ich mich, daſs einer der schmerzlichsten Augenblicke für die Hinterbliebenen der war, wenn der Sargdeckel über die Leiche zugenagelt wurde, denn er wurde zugenagelt sowie man irgend eine Kiste zunagelt[1]). Erst später wurden die Särge

---

[1]) Man denke an das ergreifende Lenau'sche Gedicht „An Luise“:

Ich höre nicht den Sarg verhämmern,
Wie Freundespflicht mir sonst gebot . . .

mit Holzzapfen versehen, die man in die schon vorher angebrachten Löcher geräuschlos hineindrückte. Der wohlhabendere Mittelstand, von den Reichen nicht zu sprechen, bedient sich heute der Metallsärge.

Elegant war die damalige Leichenbestattung nicht, das muß man eingestehen. Die Todtenträger waren gewöhnlich von dem Meßner, dem damaligen Monopolbesitzer des Leichenwesens, gedungene Leute, ärmere Professionisten welche, so wie heute die Bediensteten der Pompes funèbres, dieses trübselige Geschäft als Nebenerwerb betrieben, sowie sie auch bei Processionen und Versehgängen als „Himmelträger" functionirten. Unter diesem Titel erhoben sie von den ihren Dienstleistungen entgegenreifenden Pfarrangehörigen ein Neujahrsgeschenk. Der Himmel scheint uns ferner gerückt zu sein; denn seine Träger erscheinen zum neuen Jahre nicht mehr; vielleicht stecken sie jetzt in der würdevollen Uniform einer der Leichenbestattungs-Gesellschaften.

Diese Todtenträger waren in schwarze Mäntel gehüllt und ihr Haupt war mit einem zweispitzigen unbordirten Hut bedeckt; ihre übrige Kleidung war ihrem eigenen Geschmacke überlassen. Handelte es sich darum einen Junggesellen (er konnte auch 80 Jahre alt sein) zu begraben, so ward auf den Hut ein großer Strauß von künstlichen Lilien gesteckt, ebenso bei einem „ledigen Frauenzimmer"; denn was auch immer die Erlebnisse der Verstorbenen gewesen sein mögen, im Tode gewährte man ihr gutmüthig das Symbol der Unschuld. Auch die Jungfernkrone wurde bei unverheirateten weiblichen Verstorbenen auf das Bahrtuch gesetzt, während bei Verheirateten ein reich vergoldetes Simulacrum von einem Buch, dem Evangelium, angebracht wurde, ein Gebrauch der sich erhalten hat. War ein Kind gestorben, so war der Träger mit einem scharlachrothen goldbordirten Mantel geschmückt, die Freude des Himmels bei dortiger Ankunft des kleinen Engels symbolisirend. Die Leichen der Reichen wurden durch den stets bis zum Friedhof im Schritt fahrenden vierspännigen „Gala-Todtenwagen" erst in die Kirche und dann nach dem Gottesacker geführt, während die Leidtragenden hinterhergingen oder ebenfalls im Schritt in gewöhnlichen Fiakern fuhren. Kutscher und Postillon des Leichenwagens, denn der Galawagen war vierspännig, zeigten dieselbe Uniform und denselben Lilienstrauß wie die Träger, sowie auch die „Fackelbuben", welche an der Seite hergingen Windlichter in ihren Händen tragend, in schwarze über und über mit Wachstropfen bedeckte Chorröcke gekleidet waren, während ein hoher schwarzer Filzcylinder ihren Kopf bedeckte.

Die heutigen Leichenbegängnisse sind nach Classen eingetheilt; damals hatte man für denselben Begriff die Bezeichnung: ganzer, halber oder Viertel-Conduct und der Conduct-Ansager war ein würdevoller Functionair der, nachdem die Einsegnung vorüber war und die Priester sich zurückgezogen hatten, mit erhobener Stimme verkündete, dass es Gott dem Allmächtigen gefallen habe, den Herrn oder die Frau N. N. in ein besseres Jenseits abzuberufen u. s. w. nebst allen Angaben welche heute dem Partezettel zufallen. An die Stelle dieser einfachen Einrichtungen haben sich die Pompes funèbres gesetzt mit ihren prunkvollen Leichenwagen, ihren schwarz uniformirten Portier, den sie vor dem ebenfalls schwarz decorirten Thore des Sterbehauses aufstellen, mit ihren federgeschmückten Vierer- und Sechserzügen und den Jockeys welche dieselben führen. Jedes Leichenbegängnis kann ergreifend sein; ist es ja doch der Tod mit seinem stummen Geheimnis der da plötzlich in das äußerlich so heiter aussehende Leben hereingreift und uns, auch wenn uns Verstorbene und Hinterbliebene fremd sind, an den endlichen Abschluß unseres eigenen Lebens mahnt. Insofern ist auch der englischreitende Jockey mit seiner kurzen Jacke, seiner weißen eng anliegenden Hose, seiner blauen Schärpe und der silberverbrämten Jockeykappe eine gar nicht komisch zu nehmende Persönlichkeit; aber wenn man von dem Ernst jeder wie immer gearteten Leichenfeier absieht, muß man sich doch fragen, ob diese Art, der Trauer des Herzens einen äußerlichen Ausdruck zu geben, nicht ein ästhetischer Irrthum ist? Ich für meine Person kann nicht finden, dass dies die richtige Form für einen so traurigen Act ist, besonders wenn dann noch im Trab gefahren wird, was freilich bei der großen Entfernung des Friedhofs nicht vermieden werden kann. Hingegen finde ich die ganz große Gala-Uniform der Leichenbegleitung, das sogenannte spanische Costüme und die berittenen Laternenträger recht schön, obwohl man es ebenfalls eine Maskerade nennen kann.

Was man einstmals ebenfalls nicht kannte, das war die Überhäufung der Verstorbenen mit Blumenkränzen. Man legte deren wohl einen oder zwei auf die Bahre, aber einen eigens dazu construirten Wagen mit Blumen nachfahren zu lassen, daran hätte zu jener Zeit gewiss niemand gedacht. Der Gebrauch der Blumenspenden, obwohl von der Kirche nicht gerade gebilligt, ist ja an und für sich ein sinniger und poetischer; aber wie die Dinge heute stehen, kann man in dieser alle Gränzen des Vernünftigen überschreitenden Gepflogenheit doch nur einen fast obligatorisch gewordenen Höflichkeitsact erblicken.

Das Abhalten von Grabreden nicht religiösen oder rationalistischen Inhalts, das Absingen von nicht-kirchlichen Liedern durch Gesangvereine war ebenso wenig gebräuchlich. Ein einfaches Vaterunser hielt man in jenen prunklosen Zeiten für die passendste Grabrede.

Merkwürdigerweise hat sich gerade in neuerer Zeit ein Gebrauch bei den Begräbnissen eingebürgert, der eher dem Geiste der Vergangenheit zu entsprechen scheint, welcher es liebte, die Leichenfeier nach Möglichkeit zu verlängern und ihr einen recht eindringlichen Charakter zu geben, die Trauer so zu sagen recht auszugenießen, ich meine das Tragen der Leiche bis zur Kirche in Begleitung einer Musikcapelle. Die meisten Leichen wurden zur Zeit der alten Friedhöfe nicht nur bis zur Kirche sondern bis zur Begräbnisstätte getragen, um den geladenen Theilnehmern einen etwas weitern Kreis ihrer dem Seelenheile des Verstorbenen zugewendeten Bethätigung zu gewähren; denn während der ganzen Zeit der Übertragung ward ja für ihn gebetet, aber die Begleitung mit Musik war äußerst selten und geschah in diesem Falle durch Gelegenheitsmusikanten, wie man sie eben aufzutreiben vermochte. Heute stellen die Leichenbestattungs-Unternehmungen eine stattlich uniformirte Musikcapelle bei, welche im gemessenen Schritte dem Leichenzuge voran marschirt und deren klagende Trauermärsche und flatternde Federbüsche die Neugierigen an die Fenster und vor die Hausthore locken. Diese Begleitung geht bis zur Kirche mit. Nach dem entfernten Central-Friedhof fahren dann die Leidtragenden der untern Mittelclasse, denn nur diese kommen bei den von Musik begleiteten Leichenzügen in Betracht, dem Todtenwagen in scharfem Trabe nach, die trauernden Angehörigen in Miethwägen, die Gesellen im Omnibus und die Lehrjungen auf dem Imperial dieses volksthümlichen Fortbewegungsmittels. Bei den Leichenbegängnissen von Unverheirateten trugen einst auch schwarz gekleidete Junggesellen den Sarg, deren Arm mit einem künstlichen Lilienstrauß geschmückt war. Kinderleichen wurden unter dem Arm getragen; heute gibt es dafür eine Art von Koffer der rückwärts an dem Wagen, in welchem die Trauernden nach dem Friedhofe fahren, befestigt wird.

Wo Architektur und Sculptur zur Ausschmückung der Gräber herbeigezogen werden, zeigt sich der Central-Friedhof den alten Begräbnisstätten zumeist in sehr erfreulicher Weise überlegen. Die noch zur Zeit meiner Kindheit und Jugend beliebten egyptischen und griechischen Formen, die Pyramiden und Obelisken, haben sowie die denselben folgende Gothik

welche, wenn entwickelt, zwar sehr am Platze gewesen wäre, der nun zu fast ausschließlicher Herrschaft gelangten Renaissance Platz gemacht. Die trauernden Fackeln auslöschender Genien, die über Urnen weinenden alt-griechischen Frauengestalten sind den Portraitbüsten, mitunter von ausgezeichneter Mache, gewichen und wo allegorische Figuren verwendet werden, sehen wir dieselben von dem classischen Griechenthume völlig emancipirt, in freier, oft fast zu sinnlicher Schönheit auftreten. Der Central-Friedhof enthält schon jetzt eine Menge sehr schöner Sculpturen und darunter einige ganz meisterhafte; die Gefahr dieser Richtung ist nur, dass mit ihr ein zu weitgehender Realismus aufzutreten droht, der für die christliche Kunst nicht passt, am allerwenigsten wenn sie dazu berufen wird einen Friedhof stimmungsvoll zu schmücken.

* * *

Doch wenden wir uns wieder den Lebenden zu. Am lebensten sind diese Lebenden, was kirchliche Dinge anbelangt, beim Frohnleichnamsfeste und dieses erhabene Fest ist auch in seinen Äußerlichkeiten während der ganzen Zeit meines Lebens so ziemlich unverändert geblieben, wenigstens bei uns in Österreich; denn in einigen anderen katholischen Ländern sind die Processionen auf das Innere des Gotteshauses beschränkt worden. Bei uns verläßt der liebe Gott unter der Gestalt des Allerheiligsten an diesem Tage noch immer seine Tempel und durchzieht segnend die Straßen; die Gläubigen folgen singend und betend, die Ungläubigen lächeln mehr oder minder gutmüthig, ziehen aber doch den Hut; die Straßen verwandeln sich in improvisirte Alleen, das Granitpflaster in eine blumendurchwebte Wiese und an bestimmten Orten werden reichgeschmückte Altäre errichtet.

In der innern Stadt hat die Procession einen andern Charakter als in den Vorstädten; denn dort ist sie streng geordnet und ist dem Volke das sich-anschließen an dieselbe nicht gewährt, hier geschieht es in der ungebundensten Weise. Die Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers, des allerhöchsten Hofes, der Minister, Ordensritter, der Behörden, aller Pfarreien und religiösen Orden machen dort diesen Anschluß unmöglich. Die Gegenwart der allerhöchsten Damen in großer Hoftoilette, deren gold- und silbergestickte Schleppen von „Edelknaben" getragen wurden, trug einst zu dem Gepränge nicht wenig bei.

Der kaiserlichen Leibgarden waren damals drei, natürlich alle bei der Procession zu Pferde gegenwärtig: die deutsche, die ungarische und die italienische. Nur die zwei ersteren sind geblieben. Die italienische Nobelgarde recrutirte sich aus adeligen Lombarden und Venezianern und das Palais in welchem sich heutzutage das k. u. k. „Reitlehrer-Institut", so lautet die Aufschrift, befindet, war für Unterbringung dieser Ehrengarde gebaut worden. Die Mannschaft welche Officiersrang hatte, war roth uniformirt (die Uniform reich mit Gold gestickt), trug weiße Pantalons und einen reichverzierten Helm von der gewöhnlichen in der Cavallerie gebräuchlichen Form. Die ungarische Nobelgarde ist, nachdem sie eine Zeit lang aufgehoben gewesen, mit der Krönung des Kaisers zum König von Ungarn wieder eingeführt worden und in ihrem schönen Costüme unverändert geblieben, während die deutsche Garde einst anders uniformirt war als heute. Sie trug anstatt dem heutigen Helm den quer auf den Kopf gesetzten zweispitzigen Hut, rothen Frack mit Goldborden und Quasten anstatt des gestickten Waffenrockes, und gerade röhrenartige Reitstiefel, während sie heute weiche Stulpenstiefel trägt. Sowie die damaligen Hofwägen welche auch durch neue prunkvollere ersetzt wurden, sowie die Livréen der Kutscher Pferdeknechte und Lakaien, sowie die alten Pferdegeschirre, so hatte auch die Adjustirung der deutschen Garde einen eigenen alterthümlichen dem Wesen und Begriff der alten Monarchie gar wohl entsprechenden Charakter.

Lang vor dem Anfang der großen Procession hielten die „Zünfte" mit ihren enormen Fahnen ihren Umzug. Da gab es noch Zünfte die zu einer gemeinsamen Handlung vereint werden konnten!

Auch in den Vorstädten zeigt das Einst und Jetzt des „Umganges" trotz der Stabilität der Hauptsache, doch einige leichte Verschiedenheiten. Dass die Andacht der Schuljugend in den Dreißiger Jahren gerade eine intensivere gewesen wäre als heute, will ich nicht behaupten, auch die Stimmung der die Processionen begleitenden Erwachsenen dürfte kaum eine andere gewesen sein als heute: ein gewisses allgemeines Andachtsgefühl, das sich während der Segen gegeben ward bis zu einem kurzen innerlichen Gebete erhob. Eine andere Art von Andacht verlangt ja die Kirche für solche Gelegenheiten auch nicht; der Prunk und die Äußerlichkeiten einer Procession sind ja dazu da, um auf die Sinne und durch diese auf das Gemüth zu wirken und da wird dann die Collectivandacht geweckt, die schon anders sein darf als die welche man etwa zu einer stillen Messe mitbringt.

Weder die männliche Schuljugend noch irgend jemand der mit der Procession ging oder dabei zusah, trug den Hut oder die Kappe auf dem Kopf. Die von einigen freisinnigen Philantropen aufgeworfene Kappen-Sonnenstichfrage wurde neuerer Zeit dahin gelöst, dass die Buben mit der Kappe auf dem Kopf der Procession zu folgen haben. Besonders feierlich sieht das natürlich nicht aus, aber es geht so auch. Gegen das schwache Geschlecht zeigten diese Philantropen weniger Fürsorge. Viele Mädchen haben keine Sonnenschirme, wollen auch das Lockengebäude ihres Hauptes nicht unter einem Hut bergen; aber Fälle von Insolation sind Gott sei Dank selten.

Vielleicht war die Kappenfrage eine Reaction auf einstige zu große Strenge. Behielt damals irgend ein Vergesslicher den Hut auf dem Kopf, so ward er aufgefordert ihn abzunehmen, oder irgend ein frommer Handwerksgeselle schlug ihm denselben lieber gleich herab, so dass er weit wegrollte, welcher fromme Eifer wohl zumeist auf die Freude an der Sache zurückzuführen war. In Beziehung auf solche eifersüchtige Überwachung der üblichen Formen dauerte das derbe Mittelalter länger als man glaubt.

Ein neuer Gebrauch, der einst bei dieser Procession nicht existirte, ist das Mittragen einer Holzstatuette der Mutter Gottes auf einer Art von Bahre, an der Blumen und Bänder befestigt sind welche letztere von weißgekleideten Mädchen gehalten werden, sowie das Tragen von um den Hals gehängten umrahmten Heiligenbildern in ordinärem Farbendruck und von bedeutender Größe, ein Gebrauch der nicht gerade graziös genannt werden kann. In London und Paris werden Annoncen in dieser Art durch die Straßen promenirt. Ebenso ist es auch ein neuerer Gebrauch, Kinder im Steyrer-Costüme oder als Hirten mitziehen zu lassen, während der kleine gekräuselte heilige Johannes mit seinem Lämmchen auch früher üblich war.

Nebenbei bemerkt, die Überschwemmung der Kirchen mit Farbendruckbildern scheint mir als eine schwere Geschmacksverirrung der Pietät. In Wallfahrtsorten weiß man sich davor nicht mehr zu retten. Z. B. sind in der Franciscaner-Kirche zu Maria-Lanzendorf alle Wände damit vollgehängt und immer werden von den Andächtigen neue Ladungen dieser Geschmack und Sinn verderbenden Bilder gebracht, so dass selbe nun schon längs den Wänden der Kirche am Boden stehen und nur gegen die Mauer gelehnt sind.

Ging einst, als es noch eine gab, die Bürgerwehr mit der Procession, so erscheint heute dabei Militair, was nur sehr anzuerkennen ist, sowie auch die Veteranen dabei ausrücken; einen Veteranen-Verein gab es einst nicht und jedermann war Veteran auf eigene Faust und sogar oft mit einem Leierkasten.

Was hingegen die Feierlichkeit keineswegs fördert, das sind die, sich vor und hinter der Procession anhäufenden Tramway-Waggons. Für sie ist dieselbe eine Verkehrsstörung, sowie sie selbst eine solche für die Procession werden können, wenn ein etwas weniger strenger „Grundwachter" einige davon durchbrechen läßt, welche dann mitten in sie hineingerathen und endlich doch, durch die Menge gezwungen, aufhalten müßen, wo sie dann wie ein hemmender Felsblock in einem angeschwollenen Bache die Menschenfluth in zwei Theile trennen. Dagegen läßt sich natürlich nichts machen, denn wer weiterkommen will, wird zuletzt ungeduldig, besonders wenn er in der Procession eben nur ein Verkehrshindernis sieht.

„Aufgeputzt" waren die Kinder immer und mitunter sehr wunderlich. Das ist nun schon einmal so Sitte. Bescheidenere und vernünftigere Toilette würde vielleicht besser zu dieser so hohen kirchlichen Feier passen. Beim Frohnleichnamsfest fällt jedoch das Hereinziehen profaner Weltlust und Eitelkeit weniger auf als bei der Firmung. Bei dieser heiligen Handlung, die doch von dem an dem sie vorgenommen wird mit christlichem Bewuſstsein empfangen werden soll, sind bizarre und übertriebene Toiletten ganz so wenig am Platz als der auf den Empfang des Sacramentes folgende Wurstelprater mit allen seinen trivialen Verlockungen. Wenn man die belockten bekränzten spitzentoilettirten und atlasbeschuhten Firmlinge sodann im Prater mit der „Godl" herumziehen, die Hutschen, den Haspel, die Ringelspiele frequentiren, vor dem Wurstel und seinen insipiden Späßen sich köstlich unterhalten sieht, so fragt man sich, was aus den am selben Tage in der Kirche empfangenen Eindrücken werden soll und ob dies die Art ist sie zu einer nachhaltigen Wirkung auf das Gemüth zu sammeln, zu vereinigen und zu pflegen? Mir erscheint dieses Treiben als ein vollständiges Misverstehen der heiligen Firmung und ebensowenig passend finde ich die üblichen Firmungsgeschenke. Muthet man Kindern zu, in denen das reflective geistige Element noch wenig entwickelt, der Sinn für Besitz, für Unterhaltung, für materiellen Genuß aber um so ausgebildeter ist, muthet man ihnen zu, daſs sie ohne äußere Hilfe ihre Gedanken auf einen mystischen Vorgang, der mit den Sinnen

gar nichts zu thun hat, concentriren und an die mit demselben durch Tradition leider in Verbindung gebrachten verlockenden Dinge nicht denken sollen? Wird nicht die Aussicht auf ein Geschenk, auf einen der Unterhaltung gewidmeten Tag den Gedanken an die heiligen Handlungen welche denselben eröffnen soll, völlig verdunkeln und eben diese heiligen Handlungen in ihren Wirkungen abschwächen?

In dieser Beziehung könnten wir vieles von den Katholiken Frankreichs lernen. Die Tage der ersten Communion, der Firmung sind gottgeweihte Tage und von zerstreuender Unterhaltung ist da keine Rede. Als Firmgeschenke werden nur Gebetbücher oder Heiligenbilder gegeben. Die Communicantinen, die zu confirmirenden Mädchen sowie die welche bei der Frohnleichnams-Procession erscheinen, sind alle gleich, alle weiß gekleidet, Spitzen und Seide fehlen gänzlich bei ihren Toiletten und ein langer weißer Schleier gibt ihnen ein bescheidenes jungfräuliches Aussehen. In diesen äußeren Dingen liegt eine große Wirkung und sie sollten nicht so ganz außeracht gelassen werden wie bei uns.

Frohnleichnamsfest und Firmungsfeier haben sich also wie wir gesehen, nur wenig verändert; etwas fühlbarer sind einige andere mit der Religion in Verbindung stehende Gebräuche in ihrem äußern Wesen von dem Wechsel der Zeiten berührt worden.

Dies habe ich wahrzunehmen Gelegenheit gehabt, als mich jüngst mein Weg über den „Hof“ führte, wo eben der Weihnachtsmarkt abgehalten wurde, den ich durch lange Jahre nicht besucht hatte. Ob die Verfertiger von all dem Weihnachtskram der dort feilgeboten wird vor sechzig Jahren mehr Bewusstsein hatten von dem was sie machten als heute, will ich dahingestellt sein lassen, vielleicht doch; aber was fest steht, ist, dass die damaligen Traditionen mit der Weihnachtsidee in viel engerer Verbindung standen als heute. Was bietet dieser Markt heute und was wird vom Publicum verlangt, denn die Nachfrage bestimmt ja die Production? Man will nur Christbäume, denn Katholiken und Protestanten, ja selbst die Juden wollen ihre Weihnachtsgeschenke um einen Christbaum legen. Der Gebrauch der Weihnachtsgeschenke hat sich auch bei diesen letzteren ein wenig eingebürgert als eine obwohl der innern Begründung entbehrende Gelegenheit sich gegenseitig Freude zu machen. Nun bedeutet zwar der Christbaum den Baum neuen Lebens, das Kreuz, denn da am 24. December das Fest Adam und Eva von der Kirche gefeiert wird, so stellt sie diesen Baum symbolisch jenem gegen-

über, durch welchen in Folge des Ungehorsams der ersten Eltern, Sünde und Tod in die Welt kamen — aber am directesten drückt sich der Weihnachtsbegriff doch immer in der Darstellung der Krippe aus und diese war daher in der Vergangenheit die Hauptsache, der Baum nur eine Beigabe. Da gab es am Weihnachtsmarkt, der daher auch der „Kripperlmarkt" genannt wurde, ganze Reihen solcher Krippen, kindlich naive Darstellungen, der niedrigsten Stufe künstlerischen Schaffens angehörend, aber ganz ausreichend um dem Weihnachtsgedanken Ausdruck zu geben. Über ein Holzgerüste war mit Leim bestrichenes und mit glitzerndem Sande bestreutes Papier in vielen Brüchen und Falten befestigt; dies waren die Felsen von Bethlehem. In Mitte derselben stand der Stall mit Stroh gedeckt; auf einem Bettchen von Stroh lag das Jesukind, daneben standen Maria und Joseph, rückwärts Ochs und Esel. Ein Engel von Strahlen umgeben schwankte an einem Drahte über der Krippe und anbetende Hirten gruppirten sich um dieselbe. Das Jesukind war als der vorzüglichste Gegenstand der Darstellung gewöhnlich aus rosenfarbigem Wachse mit schwarzen Glasperlen als Augen nachgebildet, die anderen Figuren nur aus Thon und bunt bemalt. Auf den Felsen gab es Lämmer Ziegen Hirsche, und ein Schloß, eine Mühle oder ein aus einem Glasstäbchen gedrehter Wasserfall wurden in der Landschaft nicht verschmäht, während der Boden mit wirklichem Moose bedeckt war in welches man natürliche rothe und schwarze Beeren gesteckt hatte. Der ärmste Mann konnte all diese Herrlichkeit für seine Kinder kaufen, denn sie kostete nicht viel. In den Fenstern der dürftigeren Häuser der Vorstädte sah man dann solche Krippen aufgestellt, wo sie bis zum Frühling blieben.

Doch nicht immer blieb die Krippe bei so bescheidenen Formen stehen, und ich weiß von zweien die jede in ihrer Art etwas ganz besonderes waren. Die eine die ich leider selbst nie gesehen, war durch künstlerischen Werth, die andere durch Größe und besondere Naivetät ausgezeichnet. Die erstere war die Krippe welche mein verehrter Lehrer Führich in der Weihnachtswoche aufzustellen pflegte und deren Figuren von dem Meister selbst ziemlich groß auf Pappendeckel gemalt und ausgeschnitten waren. Er brachte mehrere Tage mit der Aufstellung dieses eben so künstlerisch werthvollen als kindlich frommen Werkes zu, und wenn der heilige Abend seine Familie um dasselbe vereint hatte, spielte er auf dem Harmonium schlichte Weihnachtslieder und freute sich an dem Entzücken, das seine Aufstellung in dem Herzen seiner Kinder wachrief.

Der zweite gewiſs nicht weniger beſcheidene aber naivere Künſtler war ein ausgedienter Soldat der für ſeine alten Tage eine Portiersſtelle im k. k. Augarten erhalten hatte. Er hieß Heß, hatte ein gutes altes Geſicht von ſchneeweißen Haaren umrahmt und an ſeinem blauen Portierrock war das Armeekreuz befeſtigt, denn er hatte die napoleoniſchen Kriege mitgemacht. Das erſte Zimmer ſeiner Wohnung, die keineswegs beſonders weitläufig war, wurde zur Weihnachtszeit der Aufſtellung ſeiner Krippe ganz gewidmet. Auf Schrägen die nach vorn mit einem Tuche verhängt waren, baute ſich dieſelbe bis an die Zimmerdecke auf und ſie war ſo tief, daſs nur etwa ein Drittel der Zimmerbreite als Raum für die Beſchauer übrig blieb. Die mehr als ſpannhohen Figuren waren mit wirklichen Stoffen bekleidet; er verfertigte ſie ſelbſt und eine Kammer, gefüllt mit Werkzeugen aller Art, war das Atelier, aus dem alle dieſe Geſtalten hervorgingen. Hoch oben nächſt dem Plafond ſah man Bethlehem und am Fuße des Gebirges auf dem die Stadt thronte befand ſich die Höhle mit der Krippe. Zum Weihnachtsfeſte war dieſelbe nur von Hirten umgeben welche ihre Gaben darbrachten; ſpäter kamen die heiligen drei Könige dazu, die vorerſt bei Bethlehem erſchienen, um mit jedem Tag von dem alten Poeten einen Schritt näher an die Höhle gerückt zu werden die mit einer kleinen Laterne beleuchtet war.

Aber auch allerlei Epiſoden gab es nebſt der Hauptdarſtellung zu ſehen. Vor allem war da ein wirklicher Springbrunnen vor der Krippe, aus dem Waſſer luſtig in die Höhe ſtieg und auf deſſen Fluthen ſich zwei Schwäne wiegten; ſeitwärts befand ſich eine Einſiedelei mit einem bärtigen Eremiten der zuweilen die in dem kleinen Thürmchen befindliche Glocke läutete, und ganz im Vordergrunde ſtand ein ſchwarz und gelb geſtreiftes Schilderhaus, vor dem ein Infanteriſt ſich ſtoßweiſe ab und zu bewegte. Es war das Princip Uhde's: Anachronismen gibt es nicht gegenüber den ewigen Dingen.

Den ganzen Tag hindurch gab es Leute, Kinder und Erwachſene, die den Schnee an ihren Schuhen in die Stube trugen und alle dieſe Herrlichkeiten mit Freude betrachteten, worin der alte Mann neben der Weihnachtsſtimmung, die bei ihm gewiſs eine ſehr innige war, den Lohn für alle ſeine nicht geringe Mühe fand. Er war eine Künſtlernatur die ſich in den Portiersrock verirrt hatte und die, was das letzte Ziel der Kunſt anbelangt, gar manchen großen, aber nicht die richtigen Wege wandelnden Künſtlern ſelbe hätte zeigen können.

Hat der Gebrauch der Krippe in den Familien nahezu aufgehört, so sehen wir ihn hingegen in den Kirchen in Aufnahme begriffen. In den meisten Kirchen Wiens wird zu Weihnachten eine bescheidene von einem Glaskasten geschützte Krippe aufgestellt, von denen wohl die bei den Elisabethinerinen auf der Landstraße die einzige ist welcher ein wirklich künstlerischer Werth innewohnt.

Aber manche Kirchen stellen neuerer Zeit eine mit fast oder auch wirklich lebensgroßen Figuren geschmückte Krippe auf, was an und für sich sehr löblich wäre, wenn dabei nicht ganz andere Ansprüche auf künstlerische Vollkommenheit herantreten würden, als dies bei den bescheidenen kleinen Darstellungen der Fall ist, von denen ich so eben gesprochen. Im Großen wird aus solchen Aufstellungen sehr leicht ein an die Theaterdecoration erinnerndes Etwas, und ich denke dass man da nicht vorsichtig genug sein kann, um eine solche Ähnlichkeit nicht Platz greifen zu lassen. „Künstlerisch gut, oder gar nicht" müßte der leitende Grundsatz dabei sein.

Der Christbaum wird heute mit mehr Prätension „aufgeputzt" als einst; die Massen von Rosen aus farbigem Papier die man an seine Zweige heftet, die widerlichen Goldfäden und Papierschleifen sind gerade so unschön als die einstigen Ketten aus buntem Papier, während die vergoldeten Nüsse und Äpfel die damals sein Hauptschmuck waren leider fast ganz außer Gebrauch gekommen sind.

Der heilige Nicolaus hingegen hat sich in unveränderter Gestalt nach alter Tradition erhalten. Der „Nicolo", wie man ihn nennt, kann als ein Vorläufer des Weihnachtsfestes betrachtet werden und man kann ihn, heute so wie einst, während der Adventzeit in den Fenstern aller armen Leute die mit Kindern gesegnet sind finden, mit ausgebreiteten Armen, mit Inful aus Goldpapier und mit papierenen Gewändern, das rosige Gesichtchen von der flockigen Baumwollperrücke überschattet. Sein Gefährte der „Krampus" hingegen hat an Prestige verloren und es scheint auf dem Nicolomarkt das Angebot für diesen Artikel ein weit geringeres zu sein als einst, wo er in hunderten von Exemplaren feilgeboten wurde, von dem bescheidenen „Zwetschken"-Krampus an bis hinauf zu dem stattlichen pelzbedeckten Ungethüm von der Größe eines sechsjährigen Knaben, welcher seine Ruthe und seine Ketten schütteln, Augen und Zunge bewegen konnte und eine halb gruselige Anziehung auf die Kinder ausübte. Wir sind heute zu feinfühlig, um durch solche Mittel auf

das Gemüth der Kleinen einwirken zu wollen und vielleicht haben wir darin nicht ganz Unrecht.

* * *

Da uns diese zuletzt besprochenen volksthümlichen Erscheinungen, welche mit den religiösen Überzeugungen in Verbindung stehen, nahe an das Gebiet der eigentlichen Kunst geführt haben, so will ich, trotzdem ich der Malerei und Plastik einen eigenen Abschnitt gewidmet, gleich hier einen Blick auf jenen Theil ihres Wirkens fallen lassen der in den Kreis kirchlichen Lebens fällt, und da muß eingestanden werden daſs, obschon die religiöse Überzeugung, bei denen die ihr angehören, an Tiefe gewonnen hat, die einschlägige Kunst in Beziehung auf die Summe ihrer Bethätigung nicht nur zurückgegangen sondern, fast möchte man sagen, erloschen ist.

Die Meister welche dieselbe zur Zeit meiner Jugend übten, die Führich, Kuppelwieser, Steinle sowie die meisten ihrer Schüler sind längst hinübergegangen ohne einen bedeutenden Nachwuchs heranerzogen zu haben, und die wenigen welche den Fußtapfen dieser Lehrer folgten sind durch die Ungunst der Zeiten lahmgelegt, so daſs heute nur wenig nennenswerthes nach dieser Richtung geleistet wird. Es war noch eine schöne Zeit, als die genannten Meister ihre Kunst einsetzten um die neuerstandenen Gotteshäuser, die Kirchen der Jägerzeile und der Vorstadt Altlerchenfeld würdig auszuschmücken, manche andere mit Altar- und sonstigen Andachtsbildern zu zieren, in herrlichen Publicationen, wie z. B. die Cyklen Führich's „Der bethlehemische Weg", „Er ist auferstanden" u. s. w. dem sie belebenden Glaubens Ausdruck zu geben. Leider wurden solche Erscheinungen immer seltener und wenn auch noch heute neues nach dieser Richtung geschaffen wird, so reicht es, mit wenigen Ausnahmen, doch nicht an jene Leistungen hinan. In den Kunstausstellungen ist kaum hie und da ein Kunstwerk religiösen Inhalts zu finden; dafür tauchen bedenkliche Richtungen auf, welche den Gebieten des Glaubens angehörende Personen und Vorgänge in einer der kirchlichen Anschauung fremden, ja sogar direct feindlichen Auffassung zur Darstellung bringen; worüber ich bei Besprechung der Malerei noch einiges zu sagen gedenke.

Die Bildhauerei hat, was die Verkörperung religiöser Ideale anbelangt, während der Zeit meines Lebens eigentlich nur an der Votivkirche Gelegenheit gefunden sich zu bethätigen, worauf sie sogleich wieder

mit Behagen in ihr eigentliches Element, das nackte oder halbnackte Heidenthum zurückgesunken ist.

Übrigens fehlt es ihr auch an Aufträgen; denn der Bedarf an Statuen kirchlichen Inhalts wird nahezu befriedigt durch die Steinpappe- und Papiermaché-Industrie Frankreichs welche alle katholischen Länder mit ihren nicht gerade schlechten Herz-Jesu-Statuen, ihren Notre Dame de Lourdes u. s. w. überschwemmt. Ganz gesund sind diese plastischen Werke nicht, denn eigentlich stehen sie auch nicht viel höher als der bereits besprochene Farbendruck; da aber bei der geringen Nachfrage und den ganzen Zuständen des Kunstmarktes Originalstatuen heutzutage ganz unerschwingliche Summen kosten, so muß man sich eben mit jenen Reproductionen begnügen und hoffen, dass die Andacht welche sie zu inspiriren vermögen nicht auch eine Art von Papiermaché-Andacht sein möge.

Wo eine Art von Renaissance Platz gegriffen hat, das ist auf dem Gebiete kirchlichen Schmuckes und kirchlicher Geräthschaften. Die Fabrication solcher Gegenstände ist durch die kunstgewerbliche Bewegung dahin geführt worden auf altkirchliche und mittelalterliche Formen zurückzugreifen, und die schon recht formlosen Messkleider haben dadurch wieder einen würdigen Schnitt, gewisse Stickereien und Webereien den richtigen liturgischen Charakter wieder bekommen.

Auf die während meiner Lebenszeit entstandenen höchst verdienstvollen Kirchenbauten werde ich bei dem der Architektur gewidmeten Abschnitt zurückkommen.

* * *

Und nun noch zum Schluß einen Blick auf die allgemeine Lage der Kirche die sich während der sechzig Jahre auf die ich zurückblicke noch viel wesentlicher verändert hat als alle die bisher besprochenen kleineren Züge ihres Seins die zum Theil aus dieser großen Veränderung resultiren. Aus der Indifferenz, der Lauheit, der Stagnation ist ein Kampf geworden, wie wir alle wissen, und dieser Kampf hat alle auf kirchlichem Boden stehenden Elemente zu engerem Anschluß gedrängt und durch Verfolgung ist die Kirche eigentlich gekräftigt worden, sowie das Papstthum an Ansehen gewonnen hat. Nur eine völlige Unkenntnis des Wesens und der Bedeutung des Christenthums und im engern Sinne des Katholicismus, kann den Feinden desselben die Hoffnung geben dass derselbe je ihrem Ansturme unterliegen, dass er so wie andere Religionsformen je von der Erde verschwinden könne. Selbst ohne die göttliche Versicherung, dass

die Kirche von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden könne, wäre eine solche Befürchtung wenig gerechtfertigt.

Bei Arbeiterunruhen kommt es vor, dass man auf Anrathen kurzsichtiger Führer die Maschinen zerstört als die vermeintliche Ursache der Entwerthung der menschlichen Arbeitskraft, der Störungen auf dem Gebiete der Production und in Folge dessen alles heutigen Massenelendes.

Denken wir uns diese Zerstörung auf der ganzen Erde durchgeführt, gibt es jemanden, der glauben würde, dass dadurch die Rückkehr zum Maschinenbetrieb für alle Zeiten unmöglich gemacht werden könnte? Würde nicht der handgreifliche Vortheil den er bietet zu seiner Wiederaufnahme führen müßen?

Nun betrachte man das Bedürfnis des Menschen nach Religion, die Nothwendigkeit der Religion für sein individuelles, sein collectives Leben in Familie und Staat, die Unmöglichkeit des Bestandes der menschlichen Gesellschaft ohne dieses Bindemittel, das Ungenügende aller übrigen sogenannten Religionen, ja selbst des Judenthums und noch mehr der schismatischen und protestantischen Kirche, die entweder im Cäsarismus oder im Rationalismus erstarren oder sich verflüchtigen, und daneben denke man sich die heilige Kirche mit ihren Geheimnissen und Gnadenmitteln, mit ihrem wundervollen Aufbau der in ihrem sichtbaren Haupte gipfelt, mit allen Segnungen die sie zu gewähren im Stande ist, die sie durch Jahrtausende nachweisbar gewährt hat, mit ihrer Überlegenheit über alle philosophischen Systeme, über alle Culte, und man frage nach allen diesen Erwägungen einen denkenden Menschen, der nicht einmal über den göttlichen Ursprung der Kirche unterrichtet zu sein braucht, ob er für möglich halte dass ein solches Gut, wenn sie es einmal besessen, der Menschheit wieder verloren gehen kann, ob sie nicht, selbst wenn sie des Besitzes desselben zeitweilig beraubt werden könnte, alsbald demselben wieder nachstreben müßte, sobald die Umstände ihr solches möglich machen? Ein endgiltiger Sieg kann also schon aus diesen Gründen den Feinden der Kirche nicht prognosticirt werden, wohl aber uns armen Katholiken ein möglicherweise viel härterer Kampf als der welcher bisher gekämpft wurde.

Wie dieser Kampf zu kämpfen ist, das lehrt uns die Kirche selbst, und ich bin ein viel zu unbedeutender und unwürdiger Mensch, als dass ich mir erlauben sollte meinen Lesern darüber Rathschläge zu geben, noch dazu in einem Buche, welches im Grund genommen ein Unterhaltungs- und Erholungsbuch sein soll.

Das uns umgebende Leben vorurtheilsfrei anschauen, sich über alle Erscheinungen desselben gut Rechenschaft ablegen, den gefährlichen Conventionalismus abstreifen, der uns oft in den besten Manifestationen des Herzens hindert, die richtigen Lebensgüter von den Lappalien unterscheiden, dies sind die Dinge nach denen jeder Mensch, nebstdem was ihm die Religion (und im Grund schreibt sie ihm indirect auch alles dies vor) anräth, streben sollte.

Was uns in Österreich vor allem fehlt, ist ein großes katholisches Journal. Dazu gehören nebst den nöthigen literarischen und geschäftskundigen Kräften, welche wohl zu finden sein dürften, bedeutende finanzielle Mittel, die besonders im Beginne große Opfer erheischen würden. Die Ungunst der Zeiten ist groß, die bedeutenden Vermögen sehen sich durch dieselbe in ihrem Bestande bedroht, die Anforderungen welche die öffentliche Wohlthätigkeit an sie stellt sind drückend, und bittere Erfahrungen, die man mit katholischen finanziellen Unternehmungen, mit Spar- und Vorschuß-Vereinen gemacht, haben vielseitig entmuthigt. Dennoch müßten Opfer gebracht werden. Noch einige Jahre und die jetzige Gesellschaftsform kann wirklich zusammenbrechen und man fragt sich, was dann aus allem was wir Besitz und Vermögen nennen werden soll?

Ein großes respectirtes katholisches Blatt wäre gewiss eine starke Waffe unter so bedrohlichen Umständen, und alles müßte eben daran gesetzt werden um sich dieselbe zu verschaffen. Nur auf dem Weg der Presse kann heute auf die Massen Einfluß genommen werden; die mögliche Umkehr zum Besseren, eines großen Theils derselben ist nach vielen Symptomen zu erwarten; denn selbst dem Volke wird bei dem Näherrücken großer Umwälzungen unheimlich zu Muthe und der Moment wäre vielleicht nicht ungünstig um auf dasselbe einzuwirken.

Seitdem ich diese Zeilen geschrieben, ist die Leo-Gesellschaft in's Leben getreten, und zu welchen Hoffnungen sie berechtigt läßt sich aus dem was dieselbe bis jetzt geleistet bereits erkennen. Möge ihr Gott Gedeihen geben!

6. K. k. Militair und Wiener Bürgercorps.

In den Tagen, in denen ich diese Erinnerungen niederschreibe, ist in Wien, ich weiß nicht wo noch durch wen aufgestellt, eine plastische Darstellung der Schlacht von Solferino zu sehen. Die Zeitungen, selbst

die „Neue Freie Presse" haben darauf aufmerksam gemacht und Erzherzoge sind gegangen sie anzusehen und sie mag recht interessant sein, obwohl nur Zinnsoldaten dazu verwendet wurden.

Dies erinnert mich an die guten alten Zeiten, wo es noch einen Trentsensky gab und wo die heutigen alten Herren, damals Kinder, die militairischen Bilderbogen, für welche diese Firma eine Art Monopol hatte, illuminirten, die Figuren ausschnitten und damit unblutige Schlachten aufführten. Der Chef dieses Geschäftes war ein Ober-Lieutenant in Pension, der noch den Feldzug des Jahres 1815 mitgemacht hatte. Darum hatte dieser Kunstverlag einen so entschieden militairischen Charakter.

In diesem Verlag gab es einen damals sehr beliebten, heute verschollenen Cyclus, eine Reihenfolge zusammengehöriger Bilder, der den Titel führte: „Des Kriegers Laufbahn". Das erste Blatt zeigte Buben beim Soldatenspiel. Der Held der weiteren Bilder war hier der Anführer der kleinen Schaar und unter dem Bilde war zu lesen: „Der Beruf". Auf dem zweiten Bilde war der Knabe zum Jüngling geworden, eben im Begriffe sich anwerben zu lassen; auf dem dritten nahm er Abschied von Daheim; dann ward er abgerichtet, zeichnete sich in einer Schlacht aus und auf dem letzten Blatte kam er als Oberst heim und stürzte seinem alten Vater, einem Bauer, in die Arme.

Das war nun freilich eine militairische Idylle, aber der Hauptsache nach war diese Dichtung doch wahr, nur ging es mit dem Obersten nicht so geschwind als man jene Blätter umwendete. „Von Pike auf gedient", das war ein Wort welches man damals noch von manchem General, von manchem Obersten sagen konnte. Es war eben noch das alte Soldatenthum, eine Art Landsknechtwesen, wo auch der Ungelernte, wenn er Talent, Energie und vor allem Tapferkeit besaſs, es zu etwas bringen konnte. Da gab es noch keine allgemeine Wehrpflicht, die verlangt daſs jeder, und sei es auch nur für ein Jahr, die Uniform anziehe. Ein Soldat mit Augengläsern war zu jener Zeit ein unbekanntes Ding, und was der Officier zu wissen brauchte das lernte er ohne viele Schulfuchsereien, ohne viele Prüfungen, ganz einfach aus dem Dienste selbst. Es war noch das Ausklingen aus jener gewaltigen Zeit der französischen Kriege, wo jeder Soldat „den Marschallstab in seinem Tornister trug", wie Napoleon zu sagen pflegte, und „der Schulmeister von Sadowa" war noch nicht erfunden. Der Krieg ist immer ein entsetzliches Übel; aber, wenn man überhaupt jemals von einem „frischen fröhlichen Krieg"

reden konnte, so war es damals viel eher als heute. Im Jahre 1848 war ich eben bei jenem Trentsensky beschäftigt und erlebte dort zwei Fälle, welche sehr an die erwähnten Bilder erinnerten. Ein Handlanger der Druckerei, ein junger flinker Pole, und ein dort beschäftigter Schreiber, welche beide schon gedient hatten, denn die Dienstdauer war im Jahre 1840 von vierzehn auf acht Jahre herabgesetzt worden, eilten bei dem Ausbruch der Feindseligkeiten in Italien sogleich sich wieder als Freiwillige engagiren zu lassen, und nach Beendigung des Krieges kehrte ersterer als Uhlanen-Ober-Lieutenant, letzterer als Jäger-Hauptmann zurück und ich habe beide in ihrem Glanze gesehen. Das ist heute nicht mehr möglich.

Vierzehn Jahre dauerte die Dienstzeit in den dreißiger Jahren! Das war wohl lang. Freilich wurde nur ein minimaler Theil der männlichen Bevölkerung zur Fahne berufen, denn ein ausgedienter Soldat war nicht mehr viel zu etwas anderem zu gebrauchen. War er von einem Handwerk weggenommen worden, so hatte er dasselbe fast vergessen wenn er wieder heim kam. Viele nahmen daher doppelte Capitulation und blieben, wenn sie ihre vierzehn Jahre abgedient hatten, als Stellvertreter für irgend einen reichen Bürgerssohn der sich losgekauft hatte, wofür der Stellvertreter eine gewisse Summe erhielt, nebst dem dass seine Brust mit einem messingenen Schilde, dem Capitulationszeichen vulgo „Branntweinstern" geschmückt wurde. Das war auch der richtige Berufssoldat, der Troupier, und der geht als ein festes zusammenhaltendes Element den heutigen Armeen ab.

Von der französischen Revolution, von den Franzosen-Kriegen hörte ich als Kind oft sprechen und als Adolescent las ich darüber in verschiedenen Büchern; aber trotzdem ich eine Menge alter Leute mit dem „Armeekreuz" herumgehen sah, ein Zeichen dass sie in diesen Kriegen mitgekämpft, hatte ich doch keineswegs die Reife des Denkens, um mir vorzustellen dass diese Ereignisse damals noch sehr nahe lagen, denn zwischen dem Tode Napoleon's und meiner Geburt lagen nur acht Jahre. So kam z. B. ein Invalide mit einer Drehorgel in den Hof des Hauses das wir bewohnten und auf der vordern Wand dieses Leierkastens war eine Schlacht gemalt, auf welchem Gemälde lange Reihen von Franzosen und Österreichern sich beschossen. Im Vordergrunde lag zwischen anderen Verwundeten ein mit Blut überströmter Infanterist und daneben standen die Worte: „Das war ich!" Das Bild machte mir einen großen Ein-

druck, aber zu einer lebendigen Empfindung der Jüngstvergangenheit dieser Schlacht gelangte ich darum doch nicht.

Auch die Soldaten waren damals noch so gekleidet und bewaffnet wie zur Zeit der großen Kriege, denn diese Dinge wechselten nicht so rasch wie heute. Die deutsche Infanterie war ganz weiß mit schwarzen Gamaschen die bis an das Knie reichten, der Czako von enormer Größe, sowohl über der Stirn als im Genick mit einem Schirme versehen. Das Riemenzeug war weiß und mußte mit Kreide angestrichen werden. Auch das Fuhrwesen-Corps war ganz weiß uniformirt mit schwefelgelben Aufschlägen. Man kann sich denken, wie sehr den feindlichen Scharfschützen das Zielen durch diese Farbe erleichtert wurde. Dagegen waren die Officiere en campagne mohrengrau, so dass auch sie in den lichten Reihen der Mannschaft ein bequemes Ziel boten. Ja es gab sonderbare Verirrungen!

Die Artillerie trug zimmtfarbenen Rock mit hochrothen Aufschlägen (unter Rock ist immer ein F r a c k zu verstehen), weiße Hosen und glänzende Kniestiefel; ein gewaltiger corsischer Hut, von dessen Form man sich heute keine Vorstellung machen kann, dessen Krempe auf einer Seite so verlängert war, dass sie hinaufgeschlagen die sehr hohe Kappe des Hutes überragte, war noch überdies mit einem gewaltigen schwarz und gelben Federbusch geschmückt. Die Kanonen waren im wesentlichen nicht viel anders als zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Ein Mann der Bedienung trug eine brennende um einen Stock gewickelte Lunte, ein anderer mußte das Zündpulver auf dem Zündloche mit der Hand bedeckt halten bis „Feuer" commandirt wurde. Bei der sogenannten Cavallerie-Batterie saß die Mannschaft rittlings auf der gepolsterten Lafette „Wurst" genannt.

Kürassiere und Dragoner waren ebenfalls ganz weiß uniformirt; erstere trugen den Kürass, eine Brustplatte aus schwarzangelaufenem Eisen. Die Helme waren viel höher als die heutigen und mit einer sogenannten Helmquaste geziert. Husaren und Uhlanen haben sich wenig verändert, nur die Kopfbedeckungen waren damals mächtiger.

Reizend waren die Musikbanden der Cavallerie-Regimenter; sie bestanden nur aus Blechinstrumenten. Die Spielleute waren mit weißen Pferden beritten, und viel Reiz und Poesie ist mit Abschaffung derselben aus Sparsamkeitsrücksichten verloren gegangen. Die Militairmusik macht heute Jungen und Alten noch ebenso viel Vergnügen wie vor fünfzig und sechzig Jahren. Nur sprach man damals von „türkischer Musik" und

konnte sich an dem bei jedem Infanterie-Regiment anders, mitunter sehr phantastischen und farbenreichen Costüme der „Banda“ das Auge des Beschauers weiden; diese Ausstattung kostete aber viel Geld und mußten es sich die Officiere von ihrer Gage abziehen lassen, und darum hat man die Sache später abgeschafft und wurden die Musicanten ebenso einfach auf Regimentskosten uniformirt wie die übrige Mannschaft. Artillerie und Jägertruppe hatte ebenfalls solche Musikbanden. Ewig schade darum!

Die Jägertruppe war auch damals hechtgrau uniformirt, nur trug sie schwarze Knie-Gamaschen und den Kopf bedeckte derselbe corsische Hut, dessen wir schon bei der Artillerie gedachten, der aber mit flatternden Hahnenfedern geschmückt war und so schief auf den Kopf gesetzt wurde, dass er sich nur wie durch ein Wunder dort zu behaupten schien.

Bei der Infanterie war jedem Regimente ein Grenadier-Bataillon beigegeben. Das Werfen von Handgranaten war zwar seit dem siebenjährigen Kriege nicht mehr üblich, aber die Grenadiere, als ein Elite-Corps, hatte man beibehalten. Sie waren bei der Infanterie das was die Kürassiere in der Cavallerie; beide Waffengattungen nannte man schwere. Dafür trugen auch die Grenadiere eine wohl anderthalb Fuß hohe Bärenmütze, mit der auf dem Kopfe besonders rasche Bewegungen nicht möglich waren. Ging der Grenadier im Frieden mit seiner Geliebten spazieren so trug er einen zweispitzigen, mit einer flammenden Granate geschmückten Hut. Bei schlechtem Wetter ward die Mütze mit einem Wachsleinwandüberzug bedeckt und dann sah der Grenadier aus als ob er einen schweren Reisesack auf dem Kopf trüge.

In der Infanterie gab es bei jeder Compagnie eine Anzahl Zimmerleute, mit einem Schurzfell und einer in einem ledernen Überzug geborgenen schweren Hacke ausgerüstet. Auf einen sehr eigenthümlichen kleinen Helm aus Leder erinnere ich mich auch, der von der Infanterie anstatt der späteren Lagermütze getragen wurde.

Außer Dienst sah man Officiere nur selten in Uniform; sie waren gewöhnlich in „Civil“ d. h. in bürgerlicher Kleidung, was für die damalige Zeit bezeichnend war, während es für unsere Tage charakteristisch ist dass nun auch alle Beamten uniformirt sein müßen. Außer bei Paraden sah man die damaligen Herrscher Österreichs nie anders als in gewöhnlicher und zwar sehr schlichter bürgerlicher Kleidung. Doch davon habe ich schon gesprochen. Die Zeit ist eben nach und nach eine eiserne geworden.

Wenn die damalige Gemüthlichkeit zuweilen etwas weit ging, wenn man z. B. der Mannschaft erlaubte Civil-Dienstleistungen zu übernehmen, bei Feldarbeiten, besonders beim Schnitt zu helfen oder in den Städten bei dem periodischen Wohnungswechsel die Functionen des heutigen Dienstmannes zu übernehmen, so hörte jene Gemüthlichkeit auf sobald es sich um Dinge handelte die in das Ressort des „Profoßen" fielen. Die Strafen waren nämlich viel härter als heute. Pulver und Blei war der Schluß der meisten Paragraphe der Kriegsartikel; natürlich ward die Suppe auch damals nicht so heiß gegessen als man sie auf den Tisch brachte, aber die Prügelstrafe war dafür in fast unbeschränkter Anwendung.

Gerade jetzt wo ich dies schreibe wird viel über eine Klage des Königs von Sachsen gesprochen, die er in einem an die Militair-Commandanten seines Landes gerichteten Circulare über die überhandnehmenden Mishandlungen der Mannschaft durch Officiere und Unter-Officiere erhebt. Auch in Bayern sind solche Klagen laut geworden. Brutalität hat es immer gegeben und gibt es noch, wie diese Vorgänge deutlich erkennen lassen, und sie mag unter unserem „alten Regime" recht schön geblüht haben, aber die Stockprügel wenn auch ungemüthlich hatten, glaube ich, vieles vor dem heutigen Einsperren voraus. Freilich für einen gebildeten den besseren Classen angehörigen Menschen war es hart dieser Strafe unterworfen zu werden; aber das kam wohl nur sehr selten vor, und für die, unseren damals noch weniger civilisirten Bevölkerungen angehörige Mannschaft war sie ein patriarchalischer Usus den sie jedenfalls wenn nicht angenehm so doch einleuchtend und keineswegs entehrend fand. Blieb diese Strafe in bescheidenen Gränzen, so war sie bald abgethan und dabei gab sie dem Gestraften für ein künftiges Mal doch zu denken, während ein kurzer Arrest von gar keiner Wirkung ist und ein längerer oder oft wiederholter den Mann unnütz macht, denn die Soldaten braucht man nicht dazu um sie beim Profoßen sitzen zu lassen. Natürlich mag schädlicher Misbrauch mit dieser Strafe getrieben worden sein, aber im Ganzen hat sie sicher mehr genützt als geschadet.

Da war das sogenannte „Gassenlaufen" schon etwas ganz anderes; das war eine barbarische und unvernünftige Strafe, ein Erbtheil der vergangenen Jahrhunderte, besonders des dreißigjährigen Krieges wo die militairische Verwilderung ihren Höhenpunkt erreicht hatte. „Laßt mir die Bestia henken" war der Urtheilsspruch Wallenstein's bei oft leichten Vergehen. Aber selbst dieses drakonische Mittel half damals in einer

Zeit von Gewalt und moralischer Heruntergekommenheit, von Mord und Plünderung nicht mehr. Das „Gassen- oder Spießruthenlaufen" war wirklich ein Schandfleck und neben der Prügelstrafe noch dazu ganz überflüßig. Auch Ketten, dieses Symbol der Gefangenschaft gibt es, glaube ich, heute nicht mehr. Oft habe ich Soldaten escortiren gesehen von deren Händen eine Kette nach einem Fuß herabging und im marschiren rasselte. Das machte einen Eindruck wenn er so zwischen den vier aufgepflanzten Bajonetten einherging; die Vorübergehenden blieben stehen, sahen der Escorte nach und sagten: „ein Deserteur"!

Es gibt ein sehr schönes gemüthvolles Bild aus jener Zeit, es heißt „der letzte Abend eines Verurtheilten" und ist von Schindler, einem den dreißiger Jahren angehörenden Künstler gemalt. In einer Stube die wenig kerkerhaftes an sich hat und durch deren geöffnetes Fenster man eine in Abendroth getauchte Landschaft sieht, steht der Verurtheilte, ein Infanterist, und vor ihm stehen seine Eltern und nehmen von ihm weinend Abschied. Der Delinquent hält in der einen Hand die seines Vaters, während er die andere an die Stirn drückt. Ein Kapuziner sitzt mit dem Rücken gegen den Beschauer, ein aufgeschlagenes Buch vor sich; auf der andern Seite des Tisches sitzt der Profoß, sichtlich ergriffen, seinen alten Schnurrbart drehend, indeß ein Soldat bei der Thüre Wache hält. In diesem Bild ist der Geist der Epoche enthalten wie nicht bald in einem anderen.

So wie die Uniformen und die Äußerlichkeiten so hat sich seit jener Zeit das ganze Heerwesen gründlich verändert. Das rauchlose Pulver ist bis jetzt das letzte Glied in dieser Kette von Umstaltungen. Das einzig erfreuliche an allen diesen „Fortschritten" ist die Entwicklung, welche die menschliche Barmherzigkeit, die Nächstenliebe allen jenen Einrichtungen gegeben hat, welche dazu bestimmt sind das jeden Krieg begleitende gränzenlose Elend zu lindern. Ein „Rothes Kreuz" gab es zu meiner Zeit nicht und in dieser Beziehung kann man vor der Jetztzeit den Hut nicht tief genug abziehen. An so ernste Dinge wie der Krieg dachte man damals gar nicht, und wenn man daran dachte, so war es eben nur als Erinnerung an überstandenes Leid, an erfochtene Siege. So gab es z. B. an zwei Tagen des Jahres im Invalidenhause Gedenkfeierlichkeiten für die Schlachten von Aspern und von Leipzig, wie ich glaube, am 16. Juni, obwohl diese Schlacht im Mai stattgefunden hatte, und am 18. October. Ein Hochamt wurde celebrirt, dem viele Generale, von denen manche noch als Lieutenant,

vielleicht als „Gemeiner dabei gewesen", beiwohnten, während ein Bataillon Grenadiere vor dem Hause aufgestellt war und drei Salven abgab. Das war ein Festtag für uns Buben! Wir standen hinter den Soldaten die, während „commod" commandirt war von ihrer sechs Fuß Höhe auf uns herabsahen, mit uns scherzten.

Da erscholl das Commando: „Habt Acht!" und die Gewehre rasselten. Jeder Mann stand stramm. Und wieder hörte man „ladet!" Ja da gab es aber noch keine Hinterlader, keine Werndl, keine Mannlicher, keine Repetir-Gewehre und das Laden war eine langwierige Sache. Erst wurde die Patrone aus der Patrontasche genommen, auf deren Deckel eine flammende Granate aus Messing glänzte, abgebissen, denn die Hülse war aus Papier; dann ward Pulver auf die Pfanne geschüttet, das übrige kam in den Lauf und die Hülse diente zugleich als Pfropf. Nun kam der Ladstock an die Reihe; er ward aus seiner Scheide gezogen in der Luft umgedreht und zu wiederholten Malen in den Lauf gestoßen. Erst nachdem der Ladstock wieder versorgt war, war der Mann zum Feuern bereit. Der Mechanismus des Gewehres war durch 150 Jahre stationär geblieben. Glückliche Zeiten! Da gab es keine rasch sich folgenden Verbesserungen in der Kunst seinen Mitmenschen hinzuschlachten und dabei waren die Schlachten der napoleonischen Kriege blutig genug, obgleich alles so langsam ging! Mit angehaltenem Athem warteten wir nun auf das Commando: „Feuer!" Da krachte es denn auch ganz mörderisch und ein Regen von glimmendem Papier fiel auf uns nieder. Und dann der herrliche Pulvergeruch!

Die Schlachtenbilder Adam Krafft's waren an diesen Festtagen dem Publicum zugänglich, wie sie es auch heute noch sind. Mit welcher Scheu betrachteten wir Buben diese an Blut so sparsamen Darstellungen; wie wirkten sie auf unsere kindliche Phantasie! Heute weiß ich, dass diese Bilder trotz der Tugend einer sehr routinirten und saubern Mache recht langweilig sind. Dennoch geben sie den Charakter der Epoche sehr gut wieder. Ich bin überzeugt dass viele meiner Leser diese Bilder gar nicht kennen. Man soll sie doch wohl ansehen; denn sie versetzen uns in eine Periode, drangsalreich für das Vaterland aber glorreich, wo Österreich hart geprüft durch die Standhaftigkeit seines Herrschers, durch den Heldensinn seiner Völker, durch ihre Einmüthigkeit und Opferwilligkeit endlich siegreich und neu belebt aus den blutigen Kämpfen hervorging.

Dafür konnten die Soldaten während der langen Friedensjahre ausruhen und nur wenig erinnerte an ihre kriegerische Bestimmung. Um das Bewusstsein derselben doch nicht ganz einschlafen zu lassen hielt man z. B. darauf, dass die Wachposten des Nachts jeden vom Wirthshaus etwas spät heimkehrenden Staatsbürger mit einem kräftigen „Halt, wer da!“ anrufen und, wenn dieser etwas benebelt nicht gleich mit dem üblichen „Gut Freund“ antwortete, sich in die Positur eines Bajonettangriffes setzen mußten. Auch wenn eine wachinspicirende Patrouille sich einem Posten näherte gab es eine Formalität. Der Führer der Patrouille ging mit vorgehaltenem Bajonette an denselben heran und sagte ihm geheimnisvoll die Parole ins Ohr, während auch der Posten in Angriffsposition stand und, nachdem er das befriedigende Wort gehört, sein „passirt“ rief; hierauf erst konnte die Wache inspicirt werden. Ja das waren doch gar ernste Dinge und sie hielten gewiss den militairischen Geist wach.

Sehr zierlich war die Art in der vor hohen Herrschaften das Gewehr präsentirt wurde; das hatte auch noch einen Geschmack vom vorigen Jahrhundert. Der Posten rief sein „Gewehr aus!“ flugs verließen die Krieger ihr Kartenspiel und eilten, so wie heute, sich in Reih und Glied zu stellen. Da wurde aber commandirt: „Flügelmann vor!“ und der Flügelmann sprang aus der Reihe und machte die „Tempos“ vor wobei er sogar sein Gewehr horizontal und mit gestreckten Armen über seine Bärenmütze emporhob. Das war besonders eine Freude für die Kinder der kaiserlichen Familie die sich daran ergötzten und freundlich aus dem Wagen herauslachten, der mit seinen starken sechs Schimmeln so imposant vorbeirollte. Diese militairischen Formen konnte man bei jedem Stadtthore beobachten, denn bei jedem derselben gab es eine Wachstube. Überhaupt war der Luxus an Wachen an Orten wo nichts zu bewachen war ein größerer als heute, denn selbst in den Theatern standen in jeder Gallerie zwei militairische Wachposten in voller Ausrüstung und mit dem Gewehre „bei Fuß“. Aber nicht nur den allerhöchsten Herrschaften wurde so wie Gott sei Dank noch heute die militairische Ehrerbietung erwiesen, sondern der Soldat war gehalten auch des „Höchsten“ zu gedenken und ihn zu ehren. Dazu gab es die Feldmessen von denen ich schon erzählt habe, und an Sonntagen wurde die Mannschaft zur Beiwohnung der Messe geführt, und zwar nicht in die Garnisons-Kirche welche damals noch als Militairmagazin benützt wurde, sondern in was immer für eine Pfarrkirche. Die Truppe marschirte in Parade auf, füllte den ganzen

Raum aus und während des Gottesdienstes spielte die Regimentsbande das Messlied, was sehr schön und feierlich war. Da es einen Feldbischof und Feldcapläne gibt so ist es gewiss, dass auch heute noch für die Erfüllung der religiösen Pflichten in der Armee gesorgt wird. Denn der Soldat braucht den lieben Gott gerade so nothwendig wie jeder andere Christ, ja unter Umständen noch mehr; denn das härteste Opfer, die Hingabe von Blut und Leben kann von ihm verlangt werden und er soll nicht in die Schlacht gehen wie das Vieh zur Schlachtbank, der Gedanke an den Herrn der Heerschaaren soll ihn begleiten.

Wer weiß welche Aufgaben die Zukunft für die Armee bringen wird?

* * *

Wo heute das k. und k. Arsenal als eine Art von militairischer Metropole sich erhebt, da bin ich als Kind mit anderen Kindern und als junger Bursche mit den Kameraden, oder auch nur mit einem Band Gedichte in der Tasche, durch die wogenden Saaten gezogen, habe am Wege rothen Mohn und blaue Kornblumen gepflückt, mich an der schönen Fernsicht über Auen und Marchfeld erfreut, dem Lied der Lerche lauschend, welches die unsichtbare Sängerin in trillernden Noten aus dem Blau des Himmels auf mich herabperlen ließ.

Ein Arsenal im heutigen Sinne hatte es vor dem Jahre achtundvierzig nicht gegeben. Die militairischen Waffenvorräthe und die Sammlung historischer mittelalterlicher Waffen befanden sich im k. k. Zeughaus in der Renngasse (das kais. königl. schrieb man damals noch ohne „und", da die beiden Begriffe ineinander und nicht nebeneinander bestanden) und es nahm wenn man von der Wipplingerstraße kam die ganze rechte Seite der Gasse ein, von der Ecke welche sie dort bildete bis an das Hôtel zum römischen Kaiser. Die Gewehre wurden in der Gewehrfabrik in der Währingerstraße angefertigt, die Kanonen im Gußhaus auf der Wieden gegossen und in der Stuckbohrerei auf der Landstraße gebohrt, wozu, da es keine Dampfmaschinen gab, die Wasserkraft des vorbeifließenden Wien-Neustädter Canals benützt wurde. Noch heute (1893) steht dort ein Theil des Gitters welches den Hof dieser Anstalt umgab und dessen Pilaster die Form von auf die Culasse gestellten Kanonen zeigen; wer nicht weiß dass dort die Stuckbohrerei war mag über den Hausherrn, der sich ein so sonderbares Gitter machen ließ, den

Kopf schütteln. Alle diese in den Vorstädten zerstreuten Militair-Industrien sind heute im Arsenal in großartigster Weise vereint.

Das Zeughaus in der Renngasse war ein quadratisches Gebäude das nur ein Stockwerk hatte und einen Hof von bedeutender Ausdehnung umschloß. In einen Hof des heutigen Arsenals könnte man das ganze damalige Zeughaus unterbringen. Die Waffensammlungen waren an Donnerstagen dem Publicum gegen Eintrittskarten zugänglich. Nachdem man sich eine solche in einem anderen Militair-Etablissement, das sich an der Stelle des heutigen Ronacher'schen Unterhaltungslocales, des ehemaligen Stadttheaters befand, geholt hatte, stand dem Besuche kein weiteres Hindernis entgegen. Ein hoher gewölbter Eingang öffnete sich dem Besucher und er trat in eine mit Fahnen, Rüstungen, Hellebarden und Schildern ausgeschmückte Halle die nach dem Hofe zu offen war. Im Hofe selbst lagen unermesslìche Reihen von Kanonen und rings um denselben hing an den Gebäuden zwischen Erdgeschoß und dem ersten Stockwerke eine eiserne Kette aus armdicken Ringen, von den Türken bei Aufhebung der zweiten Belagerung Wiens zurückgelassen. Sie hatte gedient die Donau abzusperren; wie die Türken das zuwege gebracht ist ihre Sache.

Neben dem Aufgang zu den Säulen standen zwei kolossale ganz mit Basreliefs bedeckte Kanonen, wie man sagte aus der napoleonischen Zeit. Was Napoleon mit diesen Kanonen hier gemacht ist nicht ersichtlich, aber die historischen Andeutungen welche dem Publicum im Zeughause gegeben wurden, waren eben keine sehr verläßslichen. Man stieg die Treppe hinan wo sodann ein eigenthümlicher Ölgeruch den Besucher umduftete. Eigentlich waren die Räume keine Säle, sondern eine fortlaufende in sich selbst zurückkehrende Galerie von bedeutender Breite und mit Marmor gepflastert; man wartete einige Zeit auf den kriegerischen Cicerone, einen alten Ober-Feuerwerker der die Besucher truppweise durch die Sammlung geleitete, ihnen die, wie es scheint von ihm selbst verfaßste Erklärung der Gegenstände gab und nach patriarchalischer Art um ein Trinkgeld ersuchte, nachdem er dieser Pflicht, ob laut Vorschrift oder aus eigener Neigung weiß ich nicht, genügt hatte.

Wie in allen ähnlichen Sammlungen gab es da Pyramiden von Gewehren, Wappen aus einzelnen Gewehrbestandtheilen zusammengesetzt, zerfetzte Fahnen die manchen harten Kampf gesehen, Trommeln, Pauken, türkische Rossschweife, französische Cürassierhelme, Piken, Hellebarden und Streitäxte, kostbare eingelegte Gewehre, Köcher mit Pfeilen und dazwischen

wundervolle ciselirte Rüstungen, welche Schätze heutzutage alle im k. und k. kunsthistorischen Museum untergebracht sind, nachdem sie durch lange Jahre im Waffensaale des Arsenals aufgestellt gewesen waren.

Da standen in ganzer Gestalt die ehrenfesten erlauchten und glorreichen Herrscher der österreichischen Lande, oder besser, die Hüllen aus Stahl unter denen ihre Herzen bei so manchem heißen Kampfe geschlagen hatten, an ihrer Seite das Schwert mit dem sie eigenhändig so manchen Feind gefällt; denn in jenen Zeiten kam der Führer eines Heeres noch häufig in die Gelegenheit seine Person für den Erfolg einsetzen zu müßen.

Da hingen auf starken Kleiderstöcken die Tournir-Rüstungen, einem blank geputzten eisernen Ofen nicht ganz unähnlich, und daneben standen die wuchtigen Speere mit denen man im vollen Laufe des gewaltigen Rosses gegen einander anrannte, ungefähr wie zwei Schnellzüge die sich auf demselben Geleise begegnen; ein Spiel dem, selbst wenn man über seine Unterhaltlichkeit Zweifel hegen mag, jedenfalls nicht abgesprochen werden kann daſs es in hohem Maße Gelegenheit zu kräftiger und hygienischer Leibesbewegung gewährte, vorausgesetzt daſs einem dabei nicht das Kreuz gebrochen oder der Kopf eingestoßen wurde, Umstände, welche in den Tournir-Chroniken nicht allzu selten verzeichnet zu finden sind.

Von dem historischen Boden der Rüstungen eines Maximilian I. eines Carl V., eines Ferdinand I. führte die „Explication" des phantasievollen Ober-Feuerwerkers den Besucher auch zu den mythischen Erscheinungen eines in geheimnisvoller Dunkelheit dämmernden Zeitalters zurück: da gab es eine Libussa zu Pferde mit einschüchternden Stacheln und Spitzen an den Stahlschuhen, und eine ihrer „Kammerfrauen" Wlasta einen Streithammer in der Hand, mit welchen Angriffswerkzeugen diese Damen bei Ausfällen aus der Mädchenburg den anstürmenden Männern die Bäuche aufschlitzten oder die Köpfe einhämmerten, ein Beleg dafür wie sehr sich die sogenannten weiblichen Beschäftigungen seit jenen Zeiten geändert haben. Die der Wlasta zugeschriebene Rüstung zeigte als Visir eine scheußliche Maske, eine Spielerei in der die Waffenschmiedekunst der Renaissance sich zuweilen gefiel, und der Führer ermangelte nie dieses Visir aufzuheben und den darunter ingrimmig herausblickenden Haubenstock zu zeigen, als Beleg dafür, wie verunstaltend so excentrische Leidenschaften wie der widernatürliche Männerhaſs auf den Gesichtsausdruck zurückwirken müßen. Die archäologischen und historischen Nachweise welche

heutzutage den Museums-Katalogen beigefügt sind waren damals noch nicht in der Mode.

Hatte ich Libussa und Wlasta mit Scheu betrachtet, so überfiel mich ein Grausen bei Betrachtung einer wahrscheinlich sehr unschuldigen Höllenmaschine die mit ihren vielen Läufen und Zündklappen Ähnlichkeit mit einem Clavier hatte. Das Attentat Fieschi's auf Louis Philipp war mir nämlich aus dem Pfennig-Magazin noch in frischem Andenken. Ein in den französischen Kriegen erbeuteter Luftballon mit seiner Gondel war auch dort zu sehen, ein Beweis dass Napoleon der Aëronautik schon damals seine Aufmerksamkeit zugewendet und sie für strategische Zwecke zu benützen gesucht hatte. Von großer Wirkung war auch der Lederkoller Gustav Adolph's mit den Löchern welche die todtbringende Kugel in denselben gerissen hatte. Nur das interessanteste und historisch oder künstlerisch werthvollste von der Masse von Waffen die sich im Zeughause befanden ging seinerzeit in die Waffensammlung des Arsenals über; alles übrige wurde ausgemustert und verkauft, so dass eine Zeit lang der Antiquitätenmarkt mit ordinären spanischen und Pappenheimer Helmen überschwemmt war.

Im Jahre achtundvierzig wurde das eben besprochene Zeughaus vom Pöbel gestürmt, die Waffen vom Fenster herab auf die Straße geworfen oder sonst fortgeschleppt. Manches ist dabei verloren gegangen. Ein anderes Thor hatte das Zeughaus gerade gegen die Wipplingerstraße, welche dort wie schon gesagt mit der Renngasse einen rechten Winkel bildete. Über diesem Thore befand sich in einer verglasten Nische eine geschnitzte und bemalte Statue der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde im Arme. Ein Kranz von ordinären künstlichen Blumen ging unter dem Glase an der ganzen Nische herum. Als man das Zeughaus stürmte erfolgte der Angriff von der Wipplingerstraße aus. Der Pöbel hatte auf Geheiß seiner Führer die Kanonen, welche vor der Ermordung Latour's vor dem Kriegsministerium auf dem Hof gestanden hatten, weggeführt und auf die hohe Brücke in der Wipplingerstraße gerade bei der einst dort befindlichen Capelle postirt. Von dort aus beschoß man das eben erwähnte Thor unter welchem von den Vertheidigern ebenfalls zwei Kanonen aufgestellt worden waren. Die Wirkung des Feuers auf so geringe Distanz und in der engen Gasse läßt sich denken. Ich sah den Tag nach diesem mörderischen Kampfe den Schauplatz desselben: allenthalben war das Pflaster mit Blut befleckt und mit Glasscherben

überdeckt; und wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, würde ich es nicht so leicht glauben: das Muttergottes-Bild war intact geblieben, sogar die Glastafeln welche es verschlossen, während rings um dasselbe die Mauer von Kartätschenkugeln wie ein Sieb durchlöchert war.

Diese Statue der Muttergottes befindet sich gegenwärtig auf dem Hochalter der Capelle des Arsenals.

* * *

Heute gibt es wohl ein Waffen-Museum der Stadt Wien, aber kein bürgerliches Zeughaus mehr, welches das letzte Wahrzeichen der einstigen Wehrhaftigkeit unserer Bürgerschaft gewesen ist. Zur Vertheidigung des Kaiserhauses, des Landes und der Stadt haben die Wiener Bürger das letztemal während der zweiten „Türkenbelagerung" heldenmüthig gekämpft; denn Kaiserhaus und Land waren in ihrem Bestande durch den Kriegszug der Türken im Jahre 1683 aufs schwerste bedroht gerade so wie Wien selbst. Auf allen Schlachtfeldern der Kriege, welche Österreich nie um zu erobern sondern stets nur zu seiner Vertheidigung geführt, haben Wiener Kinder ihr Blut für Kaiser und Monarchie vergossen; aber die Wiener Bürger als solche haben mit der genannten Vertheidigung Wiens ihren kriegerischen Schwanengesang gesungen, der zugleich ein Schlummerlied für viele türkische Krieger gewesen, ein Schlummerlied des ewigen Schlafes in fremder Erde.

Auch die Bürgerwehr selbst ist damit entschlummert denn die Wehrhaftigkeit der Stadt war von da an eine ornamentale und decorative mit Ausnahme des Jahres achtundvierzig, wo die Bürgerwehr während der Wirren desselben auch theilweise zum Gewehr griff oder greifen mußte, so daſs sie nach Beendigung derselben zugleich mit der Nationalgarde aufgelöst wurde. Sie bestand aus folgenden Waffengattungen:

1. Zwei Infanterie-Regimenter, eines davon mit einem Grenadier-Bataillon versehen,
2. eine Schützen-Compagnie,
3. ein Künstler-Corps,
4. eine Escadron Cavallerie,
5. eine halbe oder vielleicht sogar eine ganze Batterie.

Das erste Bürger-Regiment bestand aus der Elite der Bürgerschaft, den gut situirten wohlhabenderen Geschäftsleuten. Ihre Uniform bestand aus dunkelblauem Frack mit rothen Aufschlägen, weißen Pantalons, den

Kopf bedeckte der Czako; das Riemzeug war schwarz, wenn ich nicht irre, denn ich benütze keine Behelfe und mein Gedächtnis ist für die Details vielleicht nicht ausreichend. Der mit Ausnahme der Kopfbedeckung ebenso adjustirte Grenadier trug eine sehr imposante Bärenmütze und die Schöße seines Fracks waren mit in Gold gestickten Granaten verziert, sowie ein derartiges explodirendes Geschoß auch auf seiner Patrontasche zu sehen war. Die Bewaffnung bestand aus einer Muskete mit Feuersteinschloß, Säbel und Bajonett.

Das war ein Stolz in der Familie und im Geschäft wenn der Herr Meister „ausrückte". Die Uniform war schon den Tag vor der Ausrückung gelüftet und ausgebügelt worden um sie von den durch das lange Liegen im Kasten erhaltenen Falten zu befreien, und wenn allenfalls die Motten ein Lücklein hineingefressen hatten, so war es durch die kunstfertige Hand der Meisterstochter „gestoppt" worden. Auch die Beinkleider waren schön gestärkt und gebügelt worden; das Riemzeug hatten die Lehrjungen geputzt und auch die Bärenmütze ausgeklopft. Ebenso war das Gewehr gereinigt und in Stand gesetzt worden und das war nöthig, denn am Frohnleichnamstag oder bei der Auferstehung wurden Salven abgegeben. Schon ein paar Tage vor der Ausrückung hatte man sich im exerciren geübt und es kam nur selten vor, daſs ein „Mann" nach links schwenkte wenn „halb-rechts" commandirt wurde. Am Frohnleichnamstage zog schon um drei Uhr Morgens die Musikbande des Regiments herum um den demselben angehörenden Wehrmännern ein Ständchen zu bringen, sie zu wecken. Nun wurde der Krieger von den Frauen gerüstet, ihm die steife Cravatte umgeschnallt, das Band der weißen Weste eng angezogen. Die „Strupfen" wurden an die Beinkleider erst geknöpft nachdem er seinen Café getrunken hatte, denn dazu mußte er niedersitzen und das ging mit den eingeknöpften Strupfen nicht leicht an. Auch die Uniform zog er erst nach dem Café an, „damit Du Dir's net antrenzt" wie die Frau Meisterin sagte. Endlich stand er zugeknöpft und stramm vor dem Spiegel das eigene martialische Bild betrachtend, während Frau und Kinder bewundernd zu ihm emporblickten. „B'hüt Di Gott", sagt ihm die Gattin beim Scheiden, „neben der Kirchen siehst uns" und auf der Treppe ruft sie ihm noch nach: „Du! schau, daſs Dir beim schießen nix g'schicht!" Und es geschah ihm nichts; so stattlich und stramm als er die Straße hinabschritt wobei jeder Schritt der Bärenmütze eine wallende Bewegung mittheilte, so stattlich und frisch schritt er sie wieder herauf als

er heimkehrte und als er im Hausthore verschwunden war, schloßen sich die Fenster in der Gasse, die Köpfe an denselben verschwanden und darauf begann wieder das Werkeltagsleben, die Uniform wurde wieder und zwar ohne Naphtalin und ohne Zacherl-Pulver die es damals nicht gab, sondern mit etwas Lavendel verpackt in die Tiefe des Schubladkastens versenkt.

Oberst und Major dieser Bürgermiliz waren beritten. Der letzte Oberst war der Landschaftsmaler und Professor an der Akademie Franz Steinfeld. Wie die Bürger dazu kamen einen Maler als Obersten zu haben davon habe ich keine Idee, wenn es nicht vielleicht seines prachtvollen langen und schneeweißen Schnurrbartes wegen war; als Maler hätte er ja in das Künstler-Corps gehört? Der gemüthliche alte Herr, der bis an sein Ende sehr rüstig war, nahm sich übrigens zu Pferde sehr gut aus und commandirte mit Sicherheit.

Das zweite Bürger-Regiment hieß im Volksmunde „die Decreter". Es recrutirte sich aus den kleineren Geschäftsleuten, besonders den Greislern. Sie waren wohl „Bürger" aber auf ihrem Aushängschilde stand nicht z. B. N. N. bürgerl. Schuhmachermeister, sondern nur N. N. bef. Schuhmacher. Das für den Leser geheimnisvolle „bef." heißt: „befugter". Zum Betrieb eines Geschäftes brauchte man auch in jenen primitiven Zeiten eine behördliche Befugnis, ein „Decret" und daher der Name Decreter. Sie waren bescheiden die guten Decreter mit ihren Czakos auf dem Haupte in ihrer unscheinbaren mohrengrauen Uniform mit blauen Aufschlägen, weißen Knöpfen und den damals üblichen weißen Pantalons und ließen gern dem stattlichen ersten Regiment auch den ersten Rang. (Ich glaube die Grenadiere desselben trugen sogar goldene Epaulettes.)

Schützen und Künstler hatten zur Abwechslung zweispitzige Hüte mit wallenden Federbüschen. Erstere waren mit einem Stutzen und Haubajonette bewaffnet und trugen ein Pulverhorn an grünen Fangschnüren. Das Künstler-Corps trug nur den Säbel. Beide Truppen waren dunkelgrün uniformirt, die Schützen mit schwarzen, die Künstler mit carminrothen Sammtaufschlägen. Die Schützen waren Bürger vom Schlage des ersten Regiments, die Künstler — nun die waren eben Künstler und uniformirt weil man sie von den Freuden der Ausrückung doch nicht ausschließen wollte.

Das glanzvollste an der Bürgerwehr war die Cavallerie! Die war sehr hübsch und elegant und bestand aus den jüngeren Elementen

jener Geschäftsleute die zu ihrem Betriebe ein „Zeugl" brauchen, daher mit Pferden zu thun hatten und mit ihnen umzugehen wussten, wie Fleischhauer, Selcher, Großfuhrleute ꝛc. was nicht ausschloß dass z. B. ein Uhrmacher wenn er reiten konnte und ein Pferd besaß ebenfalls in der Cavallerie „dienen" konnte; kam aber nicht häufig vor. Die Uniform war dunkelblau mit rothen Aufschlägen, dunkelblauen Pantalons mit rothen Streifen an der Seite; ein reicher Helm wie ihn die Officiere der Armee trugen (die Kürassiere und Dragoner) bedeckte den Kopf; eine reich verzierte schmucke Patrontasche, das sogenannte „Cartuschl", hing an breitem goldgestickten Riemen der schief über die Brust ging, und ein Schleppsäbel mit blanker Stahlscheide bildete die Bewaffnung. Eine reiche Schabracke, Roth und Gold mit schwarzer Gualdrappe, bedeckte das Pferd und diese Pferde waren durchwegs sehr hübsch, sowie auch die „Mannschaft" welche sehr zierlich im Sattel saß.

Wien hatte ganz Recht wenn es auf seine bürgerliche Cavallerie stolz war und es war ein wirklich schöner Anblick wenn sie einhergezogen kam, an der Spitze eine Musikbande welche fröhliche Weisen blies, dann der Escadron-Commandant, die Standarte mit reich gestickten Bändern, endlich die Mannschaft schmucke jüngere Leute fest genug im Sattel um die Pferde courbettiren oder ein Lançade machen zu lassen.

Und nun erst die Artillerie, denn es gab wie gesagt eine Artillerie! Nicht dass sie auffallend schön adjustirt gewesen wäre, sie war wie das erste Bürger-Regiment, nur trug sie einen Zweispitz mit Sturmband, aber die imposante fürchterliche Waffe und der Muth sie zu handhaben! Ja das imponirte, besonders der Mann mit der brennenden Lunte, denn er war es der abfeuerte! Man löste diese Stücke zu Ehren des Monarchen an seinem Namens- und Geburtstage und wohl auch sonst bei feierlichen Gelegenheiten, und der Ort an dem sie in Wirksamkeit gesetzt werden durften war die Biber-Bastei, wohin sie durch die von der k. k. Armee freundlich überlassene Bespannung gebracht wurden, denn die Batterie war, wie ich glaube, im bürgerlichen Zeughaus untergebracht.

Das war für uns Buben ein Fest wenn es da oben krachte dass der Boden davon zitterte und wenn die großen Heupfropfen in den Stadtgraben niederfielen! Nach jeder Detonation gab es eine Stille und man hörte den bürgerlichen Commandanten deutlich commandiren: Feuer! und wieder krachte es und wieder stand eine compacte weiße Wolke vor den Geschützen, sie für einen Augenblick verbergend. Ver-

schwundene Herrlichkeit! Ich weiß nicht ob die Kanonen, wenn sie wirklich wie man mir erzählte der Bürgerschaft gehörten, noch existiren oder ob man sie eingeschmolzen und vielleicht Bügeleisen daraus gegossen hat, so dass wenigstens die Schneidergilde, aus deren Schooß sich vielleicht die Artilleristen recrutirten, noch von der alten ehrwürdigen Waffe Gebrauch macht, nur unter veränderter Gestalt. O Mars! mit Schmerz magst du das Verschwinden dieser harmlosen Armee gesehen haben, denn du weißt, dass wenn ihr einmal das Phlegma abhanden gekommen, wie im Jahre achtundvierzig, sie unter Unständen auch fähig war Ernst zu machen.

7. Polizei und Justiz.

Die Verbrechen gegen Person und Eigenthum sind heutzutage häufiger als sie es je waren und dieses Anwachsen der Ziffern welche die Criminal-Statistik uns enthüllt, hat seine Ursache in dem gleichzeitigen Auftreten schädlicher Umstände die seit einer Reihe von Jahren auf den Gesellschaftskörper nachtheilig einwirken.

Die Landwirthschaft war zur Zeit meiner Jugend in blühendem Zustande, der Bauer wenig besteuert, die Concurrenz überseeischer Production ein unbekanntes Ding; das Gewerbe ernährte seinen Mann, die Groß-Industrie mit ihren eisernen Lohngesetzen war in der Kindheit, der Reichthum war nicht so wie heute in wenigen Händen zu monströsen Dimensionen angewachsen, der Luxus der Reichen ein mäßiger und der Glaube, obwohl keineswegs ein im allgemeinen besonders eifriger, genügte um die bei materiellem Wohlstande ohnehin seltener auftretende Neigung zu Verbrechen durch seine Ausflüße, als welche wir Religiosität und Moral erkennen müßen, einzudämmen und in beruhigenden Gränzen zu erhalten.

Heute sehen wir die Landwirthschaft unter einer Krise leiden wie die Welt sie noch kaum je gesehen, das Gewerbe ist nahezu verschwunden, das Fabrikswesen hat das Proletariat ins unendliche anwachsen gemacht, Religion und Moral sind für einen großen Theil der Besitzenden sowohl als der Enterbten zur Fabel geworden und der ausgelassene Luxus, der Misbrauch welcher oft mit dem Reichthum getrieben wird, stachelt die Begierden jener auf welche von den Genüßen die er verschaffen kann ausgeschloßen sind, ja die kaum das zum täglichen Leben Nöthige verdienen oder wenn sie es verdienen, durch geistige Heruntergekommenheit es nicht so zu verwenden wissen wie es nöthig wäre um ihnen wenigstens eine

bescheidene menschenwürdige Existenz zu sichern. Ist es da ein Wunder dass alle Strafanstalten, alle Zuchthäuser, alle Kerker mit Verbrechern überfüllt sind und dass trotzdem die Zahl der Verbrechen im Wachsen begriffen ist?

Einst waren die Strafen barbarisch, ich rede von vergangenen Jahrhunderten, und um sich davon eine Idee zu machen braucht man nur eine Sammlung von Folterwerkzeugen zu besuchen wie sie z. B. Nürnberg oder Regensburg aufzuweisen haben. Menschlichkeit hat unsere Zeit gelehrt selbst in dem Verbrecher den Menschen zu erblicken, obwohl dies mitunter schwer fallen mag, und das ist nicht nur humaner sondern auch christlicher als das Verfahren des einstigen hochnothpeinlichen Halsgerichtes. Nur geht unsere Zeit in der Sorge dass dem Verbrecher nur ja kein Unrecht geschehe, vielleicht doch zu weit. Besonders, glaube ich, hat man mit Abschaffung der Körperstrafen eines der wirksamsten und dabei billigsten Repressionsmittel ganz ungerechtfertigt aufgegeben. Ohne einen Übelthäter nach mittelalterlicher Weise zu martern kann man ihm durch wohlerwogene Körperstrafe sehr empfindlich treffen, und die Furcht vor derselben dürfte doch viele die sie verkostet vor weiteren Vergehen abhalten. Wer nicht genug Menschenwürde hat um dadurch von einem Diebstahl abgehalten zu werden, bei dem dürfte sie auch durch körperliche Züchtigung kaum verletzt werden. Die Freiheitsstrafen haben viel größere Nachtheile als diese prätendirte Verletzung der Menschenwürde; denn die wenigsten Verbrecher verlassen das Gefängnis gebessert, von den Kosten welche die Erhaltung einer Armee von Übelthätern dem Staate verursacht gar nicht zu sprechen.

Um Abhilfe blickt bei diesen besorgniserregenden Zuständen die Menschheit vergebens um sich. Wie solle das anders werden?

Die Verwerthung der zu meiner Zeit kaum geahnten Kräfte der Natur und die aus derselben resultirenden Gesetze der Arbeit und des Verkehrs haben diese große Achsenverschiebung zur Folge gehabt, aber selbst wenn bei einem allgemeinen Zusammenbruch, wie es ja angedroht und gefürchtet wird, alle Maschinen zerschlagen, alle Verkehrsmittel vernichtet werden sollten, würde das an der Sache kein Haar ändern; denn wie schon gesagt was der Mensch auf diesen Gebieten einmal gewonnen kann ihm nicht mehr verloren gehen. Die moralischen Ursachen zu beseitigen ist ebenfalls schwer. Unglaube und Zweifel haben so tiefe Wurzeln gefasst, dass jeder Versuch nach dieser Seite auf die Massen

einzuwirken mit Hohn zurückgewiesen wird, selbst von Seite derer welche durch den Niedergang der Moral am drückendsten bedroht sind ... Doch wo gerathe ich hin? Über die Formen der einstigen Gerechtigkeitspflege wollte ich reden und ich gerathe in eine Abhandlung über die religiöse und sociale Frage! Das muß competenteren Kräften überlassen bleiben.

Einst gab es keine öffentlichen Gerichtsverhandlungen und keine Zeitungsberichte über dieselben. Beide sind zu einer Schule für angehende Verbrecher geworden und wenn man sie abschaffen würde, wäre meiner Ansicht nach der Menschheit ein Dienst geleistet und kein Hahn würde ihnen nachkrähen. Gerichtsbeisitzer gab es damals auch, als Zeugen dass gerecht gerichtet wurde; aber es war der rechtskundige durch eingehendste Studien und lange Praxis geschulte Richter in dessen Hand das Urtheil lag, und nicht in der eines solcher Studien und solcher Praxis entbehrenden Geschwornen. Konnte ein damaliger Richter irren so können es die Geschwornen auch, ja noch eher. Polizei und Gericht waren zu meiner Zeit einschüchternde Begriffe nnd ihre Prestige war groß. Heute wird ihr Beruf wie ein anderes Geschäft betrachtet und ein Postbeamter wirkt nicht einschüchternder als ein Richter. Das ist die Wirkung der bei den öffentlichen Verhandlungen vorwaltenden Geschäftsmäßigkeit, des Verschwindens der Individualität des Richters in den Paragraphen und den dabei beobachteten urbanen Formen welche heute den Verbrecher bis zum Galgen begleiten.

Die Hinrichtung war vor noch nicht sehr langer Zeit öffentlich. Ich selbst habe zweimal gesehen wie man einen Verbrecher ausführte. Das machte gewiss einen tiefen Eindruck auf all die Tausende die sich längs des Weges aufstellten um dieses erschütternde Schauspiel zu sehen, welches noch ganz die mittelalterlichen Formen zeigte. Berittene Polizeimannschaft eröffnete den Zug, dann kam der Wagen; es war ein grau angestrichener Karren einem Leiterwagen ähnlich, bespannt mit zwei, wie ich mich zu erinnern glaube, recht elenden Mähren. Der Verurtheilte saß mit dem Rücken gegen das Ziel der Fahrt, bleich und mit Todesangst in den Zügen. Vor ihm saß ein Kapuziner dem die traurigste aller christlichen Aufgaben zugefallen war dem Unglücklichen religiösen Trost und Zuspruch zu geben. Es regnete bei einer dieser Ausführungen in Strömen und der Kapuziner hielt einen Regenschirm über sich und den Delinquenten. Hinter letzterem standen die Gehilfen des Henkers, die sogenannten „Staberlknechte", und hielten ihn von rückwärts. Die Hände des

Hinzurichtenden waren fest gebunden und dunkelblau angelaufen. Ein großer Blumenstrauß verdeckte dieselben zum Theil, wahrscheinlich ein Geschenk irgend einer mitleidigen frommen Seele. Was sind Blumen in einem solchen Augenblick? Mit Gewehren bewaffnete Polizeimannschaft folgte. Auf den Gesichtern der Menge lag ein Ausdruck gemischt aus Neugierde und Ergriffenheit, und der Anblick war danach. Den ganzen Tag brachte ich den Eindruck nicht aus meinem Gedächtnis.

Es war ein weiter Weg bis zur Richtstätte bei der Spinnerin am Kreuz von welchem Punkte man eine so herrliche Rundsicht über Wien und die umliegenden Berge hat, ein Punkt, an welchem bei schönem Wetter der Abschied vom Leben doppelt schmerzlich gewesen sein mag. Ich glaube nicht, dass er mit Raffinement gerade deswegen gewählt worden war, sondern wohl aus irgend einem anderen Opportunitätsgrund; aber so oft ich da oben stand und über Stadt und Flur blickte, konnte ich mich des Gedankens an den letzten Blick, den die Verurtheilten auf diese lachende Welt geworfen haben mögen, nicht erwehren. Das alles hatte übrigens noch etwas von mittelalterlichem Wesen an sich. Ob es weniger schmerzlich ist in dem dunklen Hof eines Gefängnisses abgethan zu werden?

Ja die Todesstrafe ist etwas entsetzliches, das ist gewiss, und man sollte sie abschaffen, aber nur unter der Bedingung dass, wie jemand witzig bemerkte, die Herren Mörder mit der Abschaffung den Anfang machen.

Was wir heute, nachdem ein Mord begangen wurde, gelegentlich der öffentlichen Gerichtsverhandlung in den Tagesblättern capitelweise und mit allen Details über denselben lesen, wobei wir unseren Frühstückskaffee einnehmen, das wurde damals in einem eine einzige Druckseite enthaltenden Flugblatt nur der Hauptsache nach veröffentlicht. Es war dies die „ganze neue Beschreibung von dem Hauptmörderer N. N. der" rc. rc. Sobald der grauenvolle Justizact vorüber war, ergoß sich eine Fluth von Weibern über Stadt und Vorstädte um dieses Flugblatt auszurufen; eine magere Kost für die Neugierde, welche gruslige Dinge gern liest, denn in einigen Minuten wusste man alles. Heutzutage beschäftigt ein halbwegs sensationeller Mord Journalistik und Publicum durch einige Tage.

Doch die Gerechtigkeit greift nur selten nach der strengsten Strafe die ihr zu Gebote steht und wenn es vorkommt, dass eingestandenermaßen Delicte begangen werden, besonders am Anfange des Winters, nur um

damit der Übelthäter während der kalten Jahreszeit die Benefizien eines geheizten Raumes und regelmäßige Ernährung genießen könne, so wird man wohl kaum von zu großer Strenge reden können.

Wenn Verbrechen und Verbrecher nicht, wie schon gesagt, so zahlreich geworden wären wie der Sand am Meere, so könnten wir uns heutzutage kaum über einen Mangel an Sicherheitsorganen beklagen, denn wir besitzen in dieser Hinsicht zwei ganz vorzügliche Institutionen: die städtische Sicherheitswache und für den Dienst auf dem Lande die k. k. Gendarmerie. Im vorigen Jahrhundert gab es in den Städten nur die ganz ungenügende „Rumorwache" und auf dem Lande die höchst mangelhaften und ungeordneten Organe der Patrimonial-Gerichtsbarkeiten, welche letztere bis zum Jahre Achtundvierzig bestanden haben.

Heute noch kann man in Schlössern den Raum sehen der einst als Gefängnis benützt wurde, den „Kotter" wie man ihn damals nannte. Dort wurde einfach Stroh auf die Erde geschüttet und der Missethäter konnte darauf mürbe werden, sowie man ja auch Birnen und Mispeln zu diesem Zwecke auf Stroh legt. Die Bank stand neben der Kanzellei des Herrn Justiziärs der zugleich herrschaftlicher Ober-Verwalter sein konnte, und leichtere Vergehen wurden da summarisch an Männern mit dem Stocke, an Weibern mit der Ruthe bestraft, was an und für sich für die welche es verdienten, nach meiner schon erwähnten Ansicht, recht gut und heilsam war, aber — — Ja da gab es viele „Aber" und man kann sich denken, welche Acte der Willkür da durch Hass, Aufsäßigkeit, Rache oder sonstige böse Leidenschaften möglich wurden, obwohl im Ganzen doch mit Gerechtigkeit geurtheilt worden sein mag. Das ist heute natürlich besser, zu gut und vor allem zu theuer. Man denke nur als Beispiel an all' die blöden Ehrenbeleidigungsklagen; was dabei für Geld und Zeit vergeudet wird! Eine Hausmeisterin nennt eine andere ein „Krokodil" oder gibt ihr sonst einen Schimpfnamen; gleich wird auf Ehrenbeleidignng geklagt und der Gerichtshof muß nach mehreren Sitzungen, allenfalls nach Vertagungen wegen Untersuchung des Geisteszustandes der Geklagten, entscheiden, ob es wirklich etwas für die Ehre verletzendes hat mit diesem biedern Saurier verglichen zu werden, dem man doch außer seiner Vorliebe für frische Fellahkinder nichts übles nachzusagen weiß.

Wie man auf dem Lande ohne irgend etwas der Gendarmerie ähnlichem auskommen konnte, ist schwer begreiflich; der „Gemeindediener"

war so ziemlich das einzige Polizeiorgan und man findet es erklärlich dass Raubmörder, Brandleger, Deserteure und sonstiges Gesindel durch lange Zeit einen ganzen District beunruhigen konnten, ohne dass es gelang ihrer habhaft zu werden.

Freilich folgte mit Einführung der Gendarmerie, die bald eine Wohlthat werden sollte, eine mitunter sehr unbehagliche Reaction; denn in den ersten Zeiten dieser Institution wurde es passend gefunden, dass diese neuen Sicherheitsorgane ganz anständigen Reisenden auf der Straße ihre Reise-Documente abverlangten oder gar des Nachts in ihre Zimmer drangen um sich dieselben vorweisen zu lassen.

Die Wiener Polizeiwache war, der Natur ihrer Aufgabe gemäß, dasselbe was heute die Sicherheitswache ist; nur Uniform und Name haben Veränderung erlitten, sowie auch aus dem ehemaligen „Vertrauten" oder „Spitzl" der jetzige „Detective" geworden ist. Die Polizeiwache hat während der Zeit, auf die ich zurückblicke, mehreremal ihre äußere Erscheinung verändert. Zur Zeit meiner Kindheit trug die Mannschaft einen hechtgrauen Frack mit grünen Aufschlägen, weiße Beinkleider, hohe Reitstiefel, obwohl unberitten, und einen Helm mit gelb und schwarzer Helmquaste gleich dem der damaligen Dragoner. Dann verwandelte sich der Helm in einen Czako und die engen weißen Beinkleider in graue Pantalons von derselben Farbe wie der Rock. Eine radicalere Veränderung trat später ein, wo der graue Rock zu einem dunkelgrünen, nicht mehr Frack sondern Waffenrock wurde, mit rosafarbigen Litzen und die hechtgrauen Pantalons zu mohrengrauen. Ob durch diese Veränderungen die Sicherheitszustände der Haupt- und Residenzstadt eine Besserung erfuhren, diese Frage zu beantworten, wäre Aufgabe einer retrospectiven Statistik. Was aber das Dauernde im Wechsel blieb, das war der Stock, der vormärzlich berüchtigte „Haslinger". Er war das Attribut der Autorität und wenn man auch in späteren Berichten die Nachweise über seine Thätigkeit übertreiben mochte, so ist doch gewiss dass er umsoweniger Zierde war, je weiter man gegen den Anfang des Jahrhunderts zurückrechnete. Bei Arretirung von Widerspänstigen sah ich ihn noch in ausgibigster Weise zur Verwendung gelangen; denn man war damals noch in dem Irrthum befangen, dass einige Stockschläge eher mit der Würde des Menschen vereinbar wären als ein scandalöser und dabei unnützer Widerstand gegen die Organe des Gesetzes. „Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht" hieß damals der erste Theil eines bekannten Sprichwortes, und

der „Polizeimann" war der Schützer und Erhalter dieser Ruhe und ihrer Zwillingsschwester der Ordnung.

Das auch heute noch zur Anwendung gebrachte oft sehr nöthige Absperren der Straßen bei Leichenbegängnissen, Auffahrten u. s. w. wurde damals noch viel strenger durchgeführt, aber wo heute der höfliche Wachmann den Damen, welche sich gern vordrängen möchten von einem Achselzucken begleitetes: „Ich bedaure sehr" entgegenstellt, da ließ damals der gegen die Einwirkungen der Schönheit und Anmuth durch Pflichtgefühl gefeite Polizeimann sein barbarisches „Zuruck" erschallen, welches keinen Appell duldete. Überhaupt war er von der höchsten Sittenstrenge und ging darin mitunter so weit, dass er nächtlich heimkehrende junge Ehepaare arretirte und dem Commissär vorführte, weil ihm die Vertraulichkeit mit der sie Arm in Arm dahinzogen als ein Indicium gelockerter Moralität erscheinen mochte.

Aber auch er hatte in jener strengen Zeit seine gemüthlichen Momente. Am Ostermontag war er jene Persönlichkeit, welche bei der an diesem Tage stattfindenden Eröffnung des Wurstelpraters zuerst die damals für die bessere Saison üblichen weißen Hosen inaugurirte, und einige Wochen vorher, wenn das Eis zu thauen begann, wurde im Hofe der Polizei-Kaserne auf der Landstraße der Fasching begraben und da erschien er maskirt, machte allerlei Späße, hielt eine Grabrede auf den dahingeschiedenen Carneval. Kurz bei diesen beiden Gelegenheiten legte er die strenge Würde seines Berufes ab und war für einige Stunden wieder „Mensch mit Menschen"; denn er fand es mit seinem Prestige vereinbar auch Gäste zu dieser sinnigen Feier einzuladen, welche von den offenen mit Eisengeländern versehenen Gängen der oberen Stockwerke in den Hof herabsahen und sich besonders an den Trunkenbolden und Wäschermädeln erfreuten, welcher der Bahre, auf der eine scheußliche Puppe lag, laut wehklagend folgten.

Ja seine Pflichten waren hart und rechtfertigten diese Augenblicke überquellender Lust. Man muß ihn gesehen haben wenn er einem sich flüchtenden Dieb nachlief, eine Hand am Czako um ihn zu halten, die andere mit dem Haslinger rückwärts die Patrontasche haltend, welche bei jedem Schritt an seine Hüften schlug; denn er hatte eine Patrontasche aber keinen Revolver der damals noch nicht erfunden war, oder wenn er einen Renitenten beim Kragen führte und mitunter weit führte, da auch der Zellenwagen noch im Gehirn seines späteren Erfinders schlummerte.

Auch die Wohnstätten in denen die Gerechtigkeit ihren Sitz aufgeschlagen, haben vielfach ihren Ort verändert. So erinnere ich mich dass, bevor das jetzige Landesgerichtsgebäude erstand, das Landesgericht sich am hohen Markt dem Sinaischen Palais gegenüber befand, in einem Gebäude welches einen Vorbau hatte mit einer durch Säulen getragenen Loggia im ersten Stockwerke, über der ein Gibel sich erhob. Eine Statue der Gerechtigkeit mit Schwert und Wage schmückte diesen Giebel. Von dieser Loggia aus wurden, wie man mir sagte, die Urtheile verlesen, auch der Pranger ward davor aufgerichtet und ich glaube sogar einen Übelthäter auf demselben stehen gesehen zu haben, oder vielleicht hat man mir das nur erzählt, denn ich war noch ein Kind.

Dort wurden auch die zum Tode Verurtheilten ausgesetzt, d. h. man konnte sie durch drei Tage dort sehen, ihnen Tabak und Esswaaren geben, wenigstens sagte man mir so, und nach der ganzen Auffassung welche jene Zeit solchen Dingen gegenüber hatte erscheint es mir nicht unwahrscheinlich. Jetzt steht ein großes Zinshaus an der Stelle die in damaliger Zeit für manchen eine so verhängnisvolle Bedeutung hatte.

In dem Durchhause das vom Platze der Peterskirche die Passage nach den Tuchlauben öffnet, war vor noch nicht sehr langer Zeit die Polizei-Direction und im Hofe desselben ein Local wo Verbrecher und eingefangenes Gesindel der Ablieferung an das Landesgericht oder an das Polizei-Gefangenhaus am Salzgries entgegenharrten. Ferner gab es ein Strafhaus in der Leopoldstadt und das sogenannte Arbeitshaus in der Rothgasse der Vorstadt Laimgrube. Kurz es war für alles gesorgt, nur für den Comfort der Herren Verbrecher vielleicht etwas weniger als heute wo man schon seit den fünfziger Jahren, in der Humanität für sie nicht weit genug gehen zu können meint. Ein höherer Justizbeamter, so geht die Sage, habe damals die Strafanstalten zu inspiciren gehabt und sich von dem Director eine derselben zeigen lassen, der nun bemüht war alles hervorzuheben was in seinem Hause eingerichtet war und beobachtet wurde um den Sträflingen ihr Loos so leicht als möglich zu machen. Als sie mit ihrem Rundgang zu Ende waren, sagte der Hofrath: „Und nichts weiter?!“ Ja, ich bitte, erwiderte verlegen der Director, ich glaube doch für alles gesorgt zu haben. Sollte noch etwas fehlen?! „Freilich fehlt etwas,“ sagte der Hofrath sarkastisch, „ein Billard damit Ihre Pflegebefohlenen sich doch auch unterhalten können!“ Als in den sechziger Jahren im Abgeordnetenhause diese Zustände zur Sprache kamen,

wurde von einem Deputirten, der als Advocat in Angelegenheiten eines Sträflings etwas zu besorgen hatte, erzählt, wie er in die Strafanstalt gekommen sei, aber seinen Mann nicht gleich habe sprechen können, weil ihm der Gefangenwärter bedeutete: „Die Herren sind jetzt beim Kaffee“. Wenn ich mich recht erinnere, war das in Garsten, also in derselben Anstalt, wo erst jüngst (Herbst 1893) der meuternde Übermuth von etwa 60 Köpfen der Verwaltung so viel zu schaffen gemacht hat. Ja es ist recht schön von Euch Predigern der Humanität, man müße auch im Verbrecher den Menschen achten und schonen; doch diejenigen, die nicht in dem Falle sind einen Mord oder Raubanfall, einen Einbruch oder Diebstahl begangen zu haben, scheint Ihr keiner besondern Rücksichtnahme und Schonung werth zu finden?!

* * *

Gegenwärtiges Capitel war bereits abgeschlossen, aber ich nehme es nochmals aus meiner Mappe um noch einige Worte beizufügen. In Paris haben nämlich, seitdem ich obiges geschrieben, die Geschwornen den Dynamitarden Ravachol durch ihr Verdict von der Todesstrafe welche die Richter über ihn verhängt hatten freigesprochen[1]). Eine grellere Beleuchtung der Bedenken welche man gegen die Geschwornengerichte geltend machen kann dürfte denselben wohl kaum zu Theil werden: ein Verbrecher der ohne Bedenken Leben und Eigenthum von Menschen vernichtet die er nicht kennt, die er nie gesehen, blos nur um einen Feind seiner subversiven Theorien zu treffen; der nach dem deutlichen Wortlaut des eigens zum Schutze der Gesellschaft erweiterten Gesetzes den Tod verdient hat, dieser Verbrecher wird durch die Geschwornen aus Furcht für ihr eigenes Leben der verdienten Strafe entzogen!

Wie sollten auch diese zwölf Geschwornen nicht für ihr Leben zittern, wo doch der Staat mit allen seinen Mitteln, mit seiner Polizei trotz aller Überwachung sich unfähig erwiesen hat den armen Teufel von Schankwirth zu schützen in dessen Locale jener Schurke gefangen wurde und das man bald danach in die Luft gesprengt hat? Die Curtiusse sind heutzutage selten und in den Reihen der Bourgeoisie sind sie sicher am wenigsten zu finden; jedem dieser zwölf Ehrenmänner ist seine eigene Haut lieber als ganz Paris das in die Luft fliegen mag wenn nur

[1]) April 1892.

ihm kein Leid geschieht. „Wir sind Soldaten" hatte ihnen der Gerichts-Präsident gesagt bevor sie sich zur Berathung zurückzogen, „und wenn wir fallen, so fallen wir im Bewusstsein unsere Pflicht gethan zu haben". So kann ein Richter reden dessen ganze Sinnesrichtung, Position, Standesehre ihm die moralische Kraft geben ein solches Opfer zu bringen. Von einem Schneider, Friseur oder Handschuhmacher, der zuerst an sich, an Weib und Kind und an die hübsch eingerichtete Boutique denkt, kann man dies kaum verlangen; so sind denn auch diese „Soldaten" fahnenflüchtig geworden.[1])

[1]) Bekanntlich ist Ravachol dann vor ein anderes Gericht gestellt, sein Process von neuen durchgenommen und die Todesstrafe über ihn verhängt worden, die am 11. Juni 1892 auf dem Hauptplatze von Montbrison thatsächlich in Vollzug kam.

Anhang.

Vereins-Angelegenheiten.

Rechenschaftsbericht,

vorgetragen bei der am 15. April 1893 abgehaltenen 46. General-Versammlung des österreichischen Volksschriften-Vereines.

Hochgeehrte General-Versammlung!

Indem ich Sie auf das herzlichste begrüße und die General-Versammlung für eröffnet erkläre, obliegt mir vorerst die schmerzliche Pflicht, jene Mitglieder, welche der Verein im verflossenen Jahre durch den Tod verlor, ins Gedächtnis zu rufen und zwar die Herren:

1. Audersky Eduard, Pfarrer in Kaltenleutgeben;
2. Dr. Arenstein Joseph, Professor in Stuppach;
3. Dr. Brachelli Hugo, k. k. Hofrath und Professor in Wien;
4. Felkl Karl, k. k. Ober-Finanzrath in Wien;
5. Jrausky Raimund, Pfarrer in Statzendorf;
6. Janowetz Wenzel, geistlicher Rector im k. k. allgemeinen Krankenhause zu Wien;
7. Kluge Benedict, Pfarrer in Würflach;
8. Kraussze Johann, gräflich Herberstein'scher Rechnungsführer in Pomeisl;
9. Kunert Anton, Pfarrer in Wildschütz;
10. Lang Jacob, Fabrikant in Wien;
11. Mayer Karl, Cassendirector in Wien;
12. Dr. Schroff, Professor in Grätz;
13. Wilhered Karl, Pfarrer in Pruchna;
14. Ransonnet-Villez Karl Freiherr von, k. k. geh. Rath, in Wien, und
15. Zudrung Gregor, Pfarrer in Wien.

Der österreichische Volksschriften-Verein und die geehrte General-Versammlung werden gewiß ein dankbares Andenken den oberwähnten Ver-

ewigten bewahren und ihnen die letzte Ehre durch Erheben von den Sitzen erweisen.

(Die Versammelten erheben sich.)

Im Jahre 1892 wurden drei Ausschuß- und drei Directions-Sitzungen, theils unter meinem theils unter dem Vorsitze des I. Vice-Präsidenten Herrn Anton Böhm abgehalten, wobei unter Anderen nachstehende Gegenstände zur Berathung und beziehungsweise Entscheidung gelangten:

Am 30. März 1892 in der Ausschuß-Sitzung wurde beschlossen, die bei der Buchhandlung „Kubasta & Voigt" in Commission befindlichen älteren Jahrgänge des österreichischen Jahrbuches einzuziehen, die aus der jüngeren Zeit aber weiter in Commission zu belassen und den Verkaufspreis zu regeln, welcher Beschluß thatsächlich zur Durchführung gelangt ist. Sodann wurde beschlossen, an mehrere Bibliotheken und Buchhandlungen eine öffentliche Bitte um unentgeltliche Überlassung von Büchern religiösen und unterhaltenden Inhalts zu richten, um alsdann mit derlei Büchern mehrere Lesezirkel, Krankenhäuser, Strafanstalten und Besserungsanstalten betheilen zu können.

In der darauf gefolgten Directions-Sitzung wurde beschlossen, dass künftighin die Abhaltung der General-Versammlung nicht in der „Wiener-Zeitung", wohl aber in mehreren Tagesblättern zu publiciren sei, was zu veranlassen Herr Rudolf Brzezowsky sich erbötig machte, welches Anerbieten mit gebührendem Dank angenommen wurde.

In der Ausschuß-Sitzung am 26. April 1892 wurde die Wahl von zehn Directions-Mitgliedern vorgenommen und es erscheinen als gewählt die Herren:

Böhm Anton,
Brzezowsky Rudolf,
Dohnel Franz,
Dr. Herrdegen Karl,
Kleindienst Franz,
Msg. Panholzer Johann,
Dr. Riefler Franz,
Rauscher Wilhelm,
Schuch Franz Xaver und
Dr. Truxa Hans Maria.

Im weiteren Verlaufe wurde beschlossen, dass die von der General-Versammlung am 20. April 1892 genehmigten geänderten Statuten zuerst in fünf Exemplaren in Druck zu legen, sodann an die hohe k. k. Statthalterei zum Behufe der Genehmigung einzureichen sind. Sobald dieselben die hohe Genehmigung erhalten haben werden, sollen dieselben in 2500 Exemplaren gedruckt und ein jedes Vereins-Mitglied mit je einem Exemplare betheilt werden.

Dieser Beschluß wurde jedoch bis jetzt mit Rücksicht auf die bevorstehende Valuta-Regulirung nicht in Ausführung gebracht.

In der Directions-Sitzung am selben Tage wurde die Wahl von zwei Vice-Präsidenten vorgenommen und es erscheinen als gewählt die Herren: Böhm Anton als erster und Dr. Truxa Hans Maria als zweiter Vice-Präsident. Beide Herren haben die auf sie gefallene Wahl angenommen und versprachen die Vereins-Interessen möglichst fördern zu wollen.

In der Ausschuß-Sitzung am 25. October 1892 wurde die vom Herrn Pfarrer Joseph Maurer in Deutsch-Altenburg gestellte Bitte um Errichtung eines Lesezirkels daselbst berücksichtigt und ist dortselbst ein Lesezirkel errichtet und mit Büchern dotirt worden. Ferner wurde beschlossen, dem mährisch-schlesischen Blinden-Institute zu Brünn, über dessen Bitte, die österreichischen Jahrbücher 1884 bis incl. 1892 in je 1 Exemplare so wie mehrere böhmische Bücher katholischen und patriotischen Inhalts unentgeltlich zur Verfügung zu stellen.

Weiters wurde der Beschluß gefaßt, einen Theil von den vorräthigen Büchern successive einbinden zu lassen, um künftighin die um Überlassung von Büchern Ansuchenden und die neu errichteten Lesezirkel nur mit eingebundenen Büchern betheilen zu können, da bekanntlich ein ungebundenes Buch durch mehrmaligen Gebrauch leicht zerrissen und in der Folge nicht mehr gelesen wird; ferner wurde beschlossen, dass beim Einbinden der „Österreichischen Geschichte für das Volk" das erste Titelblatt entfernt werden solle. Zum Zwecke des Einbindens von Büchern wurde ein Betrag von 50 bis 100 fl. bewilligt.

Msgr. Panholzer beantragt hierauf den Ankauf einiger Werke katholischen und patriotischen Inhalts und die unentgeltliche Vertheilung derselben an Arbeitervereine, Krankenhäuser rc.

In der Directions-Sitzung am 25. October 1892 beantragte Dr. Franz Riefler die Errichtung eines Lesezimmers und die Offenhaltung desselben entweder täglich oder an bestimmten Tagen, welcher Antrag nicht acceptirt werden konnte, weil erstens dem Vereine kein Local zur Verfügung steht und zweitens die Vereinsmittel eine solche Errichtung nicht erlauben. Schließlich wurde beschlossen, das Österreichische Jahrbuch künftighin in 1000 Exemplaren drucken zu lassen, da dasselbe in neuerer Zeit von vielen Privatpersonen gern begehrt wird.

Herr Kais. Rath Dr. Truxa brachte sodann zur erfreulichen Kenntnis, dass über seine Fürbitte Herr Nicolaus Dumba einen Betrag von 50 fl. zum Zwecke der Bestreitung der Illustrationskosten des Österreichischen Jahrbuches pro 1893 zu spenden die besondere Güte hatte, wofür an den Spender ein warmes Dankschreiben gerichtet wurde.

Ich bringe noch der geehrten General-Versammlung zur Kenntnis, dass der Verein im verflossenen Jahre einige Werke angekauft und dieselben unentgeltlich vertheilt hat.

Mit großer Befriedigung muß ich noch hervorheben, dass das Vertrauen in unsern gemeinnützigen Verein trotz Concurrenz anderer Vereine ähnlicher Tendenz in steter Zunahme und auch das Vereins-Vermögen von Jahr zu Jahr im Steigen begriffen ist, welch' letztere Thatsache der Rechnungs-Abschluß pro 1892 nachweist.

Der Verein hat in dem abgelaufenen Jahre eine namhafte Anzahl von Büchern an verschiedene Anstalten, Institute, Krankenhäuser, Schulen &c. unentgeltlich vertheilt.

Wie in früheren Jahren hat auch in diesem Jahre in erster Linie der zweite Vereins-Vice-Präsident Kais. Rath Dr. Truxa eine unermüdliche Thätigkeit bei Förderung der Vereins-Bestrebungen entwickelt und dadurch zur Vermehrung des Vereins-Vermögens wesentlich beizutragen verstanden, wofür ich demselben mit Zustimmung der geehrten General-Versammlung Namens des Vereines die vollste Anerkennung und den wärmsten Dank hiermit ausspreche. Ferner bringe ich mit großer Freude zur Kenntnis, dass unser erster Vice-Präsident Herr Anton Böhm, aus Anlaß des 100. Geburtstages seines verewigten Vaters, dem Vereine einen außerordentlichen Beitrag von 25 fl. zu spenden die besondere Güte hatte, wofür demselben ein eigenes Dankschreiben übermittelt wurde. Auch fühle ich mich angenehm verpflichtet, den Herren Dr. Karl Herrdegen, Dr. Hans Maria Truxa, Anton Böhm, Aloys Freudhofmeier, J. E. Fliedl und Julius Kundi für die bereitwilligst übernommenen und gütigst besorgten Tendenz-Prüfungen von mehreren eingesendeten Manuscripten den wärmsten Dank hiermit zum Ausdrucke zu bringen, und erachte es in gleicher Weise für meine angenehme Pflicht, den p. t. Schriftstellern Herren Friedrich Steinbach, Joseph Maurer, Leopold von Beckh-Widmanstätter, Dr. Hans Maria Truxa, so wie Ihrer Durchlaucht Frau Wilhelmine Fürstin Auersperg geb. Colloredo-Mansfeld und Ihrer Excellenz Frau Karoline Gräfin Thun-Hohenstein für die gütige unentgeltliche Überlassung von Aufsätzen für das diesjährige Österreichische Jahrbuch und andere opferwillige Förderung desselben den innigsten Dank im Namen des Vereines hiermit auszudrücken.

Nun wolle die geehrte General-Versammlung zur geneigten Kenntnis nehmen, dass am 9 März l. J. die Rechnungs-Revision und am 11. März 1893 die Casse-Scontrirung durch die Herren Franz Kleindienst und Alphons Pichler im Beisein des Herrn Vereins-Buchführers Franz Dohnel vorgenommen und sowohl Rechnungen als auch die Vereins-Casse in vollster Ordnung gefunden, für welch' bereitwilligste Mühewaltung ich den genannten Herren Functionären den besten Dank hiermit zu votiren mich beehre.

Auch darf ich nicht unerwähnt lassen, dass die auf das Vereinsgeschäft bezughabenden Schreiben und Correspondenzen im verflossenen Jahre ihrer

ordnungsmäßigen Erledigung zugeführt wurden und dass sich um diese Geschäftsführung sowie überhaupt um die Cassaführung insbesondere der Kais. Rath Thomas Bauer und unser Vereins-Secretär Andreas Szele wie sonst auch heuer verdient gemacht haben; desgleichen ist der Vereinsdiener Laurenz Burian den ihm obliegenden Verrichtungen wie alljährlich mit gewohnter Beflissenheit nachgekommen.

Über die Bewegung im Stande der Vereins-Mitglieder wird die geehrte General-Versammlung aus dem Berichte über die Gebarung mit den Vereinsmitteln nähere Daten entnehmen können, doch will ich hier speciell anführen, dass das Verzeichnis der im abgelaufenen Jahre neu zugewachsenen Mitglieder im Österreichischen Jahrbuche pro 1893, Seite 313—314 vollständig abgedruckt erscheint, und dass der Verein am heutigen Tage 486 Mitglieder zählt.

Indem ich den allerhöchsten, höchsten und hohen Herrschaften, sowie den k. k. Behörden und Gönnern, welche den Verein wohlwollend unterstützen und fördern, den tiefergebenen Dank des Vereines hiermit zum Ausdrucke bringe und der kais. Akademie der Wissenschaften für die freundliche Überlassung dieses Saales zur Abhaltung der heutigen General-Versammlung bestens danke, schließe ich meinen Bericht und stelle an den II. Vice-Präsidenten Herrn Dr. Truxa das Ersuchen, an Stelle des erkrankten Vereins-Buchführers Herrn Franz Dohnel, den Bericht über die Gebarung mit den Vereinsmitteln gefälligst erstatten zu wollen.

Hochgeehrte General-Versammlung!

Unter Hinweis auf den mittelst der Einladung zur diesjährigen General-Versammlung Ihnen zugesendeten Abschluß der Vereins-Rechnung für das Solarjahr 1892, erlaube ich mir über den Stand der Vereins-Mitglieder, die Gebarung mit dem Vereins-Vermögen und die dem Vereine zugeflossenen außerordentlichen Beiträge folgendes zu bemerken:

Laut Bericht vom 20. April 1892 betrug die Zahl der ordentlichen Mitglieder mit Ende April 1892 . . . . 504.

Zugewachsen sind bis 15. April 1893, als dem Tage der heutigen General-Versammlung 46
neue Mitglieder; dagegen sind durch Tod, freiwilligen Austritt oder Sistirung ihrer Jahres-Beiträge — bis zu eben diesem Tage — abgefallen 63,

demnach sind diesmal mehr abgefallen um 17
Mitglieder; es beträgt also der Stand der ordentlichen Mitglieder am 15. April 1893 . . . . 483.

Was die Gebarung mit dem Vereins-Vermögen anbelangt,
so betragen die baren Einnahmen vom Jahre 1892 per 2699 fl. 60 kr.
gegen jene vom Jahre 1891 per . . . . 2460 „ 55 „
mehr um . . . . 239 fl. 05 kr.

Diese Mehreinnahme wird hauptsächlich dadurch motivirt, dass im Jahre 1892 an „Zinsen für Werth-Effecten" und an „Jahres-Beiträgen für ordentliche Mitglieder" höhere Beträge eingeflossen sind, als im Jahre 1891.

Dagegen erscheinen die baren Ausgaben für das
Jahr 1892 per . . . . 2514 fl. 88 kr.
gegen jene für das Jahr 1891 . . . . 2248 „ 50 „
höher um . . . . 266 fl. 38 kr.
welche Mehrausgabe dadurch gerechtfertigt erscheint, dass im Laufe des Jahres 1892 drei Noten-Renten, jede im Nominal-Werthe von 100 fl. angekauft worden sind, welch' letztere unter den Werth-Effecten dieser Rechnung wieder im Empfange erscheinen.

Bei Vergleichung des reinen Activ-Vermögens
für das Jahr 1892 per . . . . 4825 fl. 44 kr.
mit jenem für das Jahr 1891 per . . . . 4341 „ 47 „
beträgt das Mehrvermögen pro 1892 . . . . 483 fl. 97 kr.

Sowohl die Rechnung für das Solarjahr 1892, wie auch die Casse des Vereines für eben diese Periode, wurden von dem bei der letzten General-Versammlung aus Ihrer Mitte gewählten Revisoren-Comité, bestehend aus den Herren: Franz Kleindienst, Registraturs-Director der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien und Alphons Pichler, Rechnungs-Revidenten im k. k. Handels-Ministerium, der Prüfung beziehungsweise Scontrirung unterzogen und laut den der Rechnung beigefügten Revisions-Befunden vom 9. und 11. März 1893, die erstere auf Grund der dazu gehörigen Rechnungs-Belege richtig, und die letztere sowohl hinsichtlich des baren Geldes als auch der vorhandenen Werth-Effecten in Ordnung gefunden.

An außerordentlichen Beiträgen von Seite des Allerhöchsten Kaiserhauses und Höchstdessen durchlauchtigsten Mitgliedern, dann von hohen Herrschaften und derlei k. k. Staatsbehörden sind im Jahre 1892 eingeflossen **714** fl. — kr., welche sich, wie folgt, vertheilen und zwar:

Von Sr. k. u. k. apost. Majestät dem Kaiser Franz Joseph I. 100 fl.
„ Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth . . . . 30 „
„ „ Kais. Hoheit der Frau Erzherzogin Kronprinzessin-Witwe Stephanie . . . . 15 „
„ Höchstderen Obersthofmeister Franz Grafen v. Bellegarde 5 „
„ Sr. Kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Karl Ludwig . . 15 „
Fürtrag . 165 fl.

Übertrag .	165 fl.
Von Sr. Kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Ludwig Victor .	20 „
„ Höchstdessen Herrn Obersthofmeister Freiherrn v. Wimpffen	2 „
„ Sr. Kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Ferdinand IV. Großherzog von Toscana — unserem erhabenen Protector	50 „
„ Sr. Kais. Hoheit dem Herrn Feldmarschall Erzherzog Albrecht	15 „
„ „ „ „ „ „ Erzherzog Wilhelm	15 „
„ „ „ „ „ „ „ Rainer	10 „
„ Ihrer Kais. Hoheit der Erzherzogin Marie Rainer . .	10 „
„ „ „ „ „ „ Elisabeth	7 „
„ Sr. „ „ dem Herrn Erzherzog Friedrich . . .	15 „
„ „ Kön. „ „ „ Herzog Philipp v. Württemberg	5 „
„ „ Hoheit dem Herrn Herzog Philipp von Sachsen-Coburg-Gotha	5 „
„ Sr. Durchlaucht dem Fürsten Emanuel v. Collalto . .	25 „
„ „ „ „ „ Joseph Adolf v. Schwarzenberg	10 „
„ dem hohen k. k. Ministerraths-Präsidium	60 „
„ „ „ „ „ Ministerium des kais. Hauses und des Äußern	100 „
„ der hohen k. k. Statthalterei für N.-Ö.	200 „
in Summa obige .	714 fl.

wofür den hochherzigen Spendern der innigste Dank des Vereines hiemit ausgesprochen wird.

Wien, am 15. April 1893.

Sodann wurde die Wahl des Vereins-Präsidenten vorgenommen und wurde per acclamationem Seine Excellenz Herr Dr. Joseph Alexander Freiherr von Helfert wiedergewählt.

Nun wurde die Wahl von zwei Rechnungs-Revisoren und eines Ersatzmannes vorgenommen und es erscheinen als gewählt die Herren Franz Kleindienst und Alphons Pichler als Rechnungs-Revisoren und Alexander Schaumburg als Ersatzmann.

Hierauf folgte die Wahl von zehn Ausschuß-Mitgliedern und während des Scrutiniums hielt Herr Eugen Baron d'Albon einen sehr interessanten, mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag betitelt: „Einige Bemerkungen über die Nothwendigkeit der Schaffung einer deutsch-österreichischen Literaturgeschichte".

Der Vorsitzende gibt sodann das Resultat der vorgenommenen Wahlen bekannt und es erschienen als Ausschuß-Mitglieder gewählt die Herren:

Berger Wilhelm, Freiherr von, J. Dr.
Böhm Franz, Dr., k. k. Bezirks-Commissär.
Chimani Ernst, Dr., k. u. k. General-Stabsarzt.
Coglievina Franz, Dr., k. k. Universitäts-Professor.
Geitler Robert, Gemeinderath.
Kuttig Zdenko, kais. Rath.
Pfeifer Egyd, Novizenmeister im Stifte Schotten.
Pichler Alphons, k. k. Rechnungs-Revident.
Pollak Jacques, k. k. Schätzmeister, Fabrikant.
Rauscher Wilhelm, Central-Inspector der Nordbahn.

Hierauf stellten Se. Excellenz Baron Schwarz-Senborn und Herr Eugen Baron d'Albon den Antrag, der österreichische Volksschriften-Verein wolle sich der Sache in Betreff der Schaffung einer deutsch-österreichischen Literaturgeschichte annehmen und wenn möglich das Nöthige durchführen. Dieser Antrag wurde von der General-Versammlung acceptirt und hat der Vorsitzende erklärt, dass diesbezüglich in der nächsten Ausschuß-Sitzung verhandelt werden wird.

Zum Schlusse stellte der Vorsitzende die Anfrage, ob jemand im Sinne des §. 14 der Vereins-Statuten einen Antrag zu stellen wünscht; und da dies nicht der Fall war, so erklärte derselbe die General-Versammlung für geschlossen und dankt den Anwesenden für das zahlreiche Erscheinen.

Verzeichnis

derjenigen ordentlichen Mitglieder des Vereines, welche ihren Jahresbeitrag in der außerordentlichen Höhe von 5 fl. oder darüber entrichten.

	fl. kr.
Herr Alber-Glanstätten August, Freiherr von, Dr.	5.—
Frau Auersperg Wilhelmine, Fürstin, Durchlaucht	10.—
Herr Bach Alexander, Freiherr von, Excellenz	5.—
„ Belcredi Richard, Graf, Excellenz	5.—
„ Bellegarde Franz, Graf, Excellenz	5.—
„ Clary-Aldringen Carlos, Graf, Erlaucht	10.—
„ Czernin Jaromir, Graf, Excellenz	5.25
„ Čtverečka Bruno, Dr., Abt in Braunau	5.—
„ Dobner von Dobenau Leopold, k. u. k. Oberst i. R.	5.—
„ Dumba Nicolaus, Mitglied des Herrenhauses &c.	10.—
„ Dutschka Franz, Ritter von, Großhändler	5.—
„ Falkenhayn Franz, Graf, Excellenz	10.—
„ Freiburg Rudolf, Ritter von, k. k. Hofrath	5.—
Frau Fünfkirchen Louise, Gräfin, geb. Prinzessin Liechtenstein	10.—
Herr Geitler Robert, Gemeinderath, Realitätenbesitzer &c.	5.—
„ Geusau Karl, Freiherr von	5.—
Frau Grey-Stipek, Advocatensgattin in Wien	5.—
Herr Gruscha Anton, Cardinal, Fürsterzbischof von Wien	50.—
„ Hauser Aloys, k. k. Baurath und Professor	5.—
„ Hauswirth Ernst, Abt des Stiftes Schotten	5.—
„ Helfert Joseph Alexander, Freiherr von, Dr., Excellenz &c.	5.25
Frau Hoffinger Anna von, Gutsbesitzerin	5.—
„ Jankovics Anna, Gräfin	5.—
Herr Jenny Samuel, Fabriksbesitzer	10.—
„ Karl Alexander, Abt des Stiftes Melk	5.—
Karthaus, k. k. Strafanstalt in	6.—
Herr Kinsky Ferdinand, Fürst, Durchlaucht	15.—
Knaben-Seminarium, f.-e. in Ober-Hollabrunn	5.—
Herr Kosterſitz Ubald, Abt des Stiftes Klosterneuburg	5.—

	fl. kr.
Frau Lagusius Anna, Edle von, Realitätenbesitzerin	5.—
Herr Lamberg Franz, Graf, Excellenz	10.—
„ Ledebur-Wicheln Hans, Graf, k. u. k. Kämmerer	5.—
„ Liechtenstein Friedrich, Fürst, Durchlaucht	5.—
„ Liechtenstein Johann, souveräner Fürst, Durchlaucht	50.—
Lilienfeld, Stift in	5.—
Herr Linde Rudolf, Freiherr von, Domcapitular	5.—
„ Löwenstein Karl, Fürst zu, Durchlaucht (ein- für allemal)	50.—
Frau Löwenstein Sophie, Fürstin zu, Durchlaucht (ein- für allemal)	50.—
Herr Lorenz M., bürgerlicher Handelsmann	5.25
„ Manz Hermann, k. k. Buchhändler	5.—
„ Metternich-Winneburg Richard, Fürst, Durchlaucht	10.—
„ d'Orsay Anatole, Graf, Domcapitular in Olmütz	5.—
„ Pražák Aloys, Freiherr von, Dr., Excellenz	5.—
„ Preising Karl, Realitätenbesitzer 2c.	5.—
„ Rhomberg Adolf, Landeshauptmann von Vorarlberg in Bregenz, ein- für allemal	50.—
Frau Schloißnigg Auguste, Freiin von	5.—
Herr Schöpf Joseph, Theol.-Dr., Professor	5.—
„ Schumann Wenzel, Schloßbeneficiat in Jungferndorf	5.—
„ Schwarz-Senborn Wilhelm, Freiherr, Excellenz	5.—
„ Seilern Karl, Graf, Excellenz	5.—
„ Sereny Otto, Graf, Reichsraths-Abgeordneter	5.—
„ Skrbensky Felix, Freiherr von	5.—
„ Spiegel-Diesenberg, Ferdinand, Graf	5.—
Stiftsbibliothek in Klosterneuburg, ein- für allemal	50.—
Verein österr. Handlungs-Angestellten in Wien	5.—
Herr Vittinghof-Schell Max, Freiherr von, k. u. k. Kämmerer	5.—
„ Wetzer Leander, k. u. k. Oberst 2c.	5.—
„ Wiedl Heinrich, kais. Rath	5.—
Wiener Gemeinderath	5.—
Herr Windisch-Grätz Alfred, Dr., Fürst, Durchlaucht	10.—
Frau Windisch-Grätz Valerie, Fürstin, Durchlaucht	10.—
Herr Zabeo Alphons, Conte, Dr., in Schloß Faal bei Marburg	5.—

Verzeichnis

der Functionäre des österreichischen Volksschriften-Vereines für das Jahr 1893.

Nach Ergänzung des Ausschußes und Neu-Constituirung der Vereins-Direction.

Präsident:

Se. Excellenz Herr Dr. Joseph Alexander Freiherr von Helfert, Sr. Maj. Wirkl. Geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses, Präsident der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale, Großkreuz des k. k. Franz Joseph-Ordens, Commandeur des Ordens der Eisernen Krone, Großkreuz des Großherzogl. toscanischen Civil-Verdienst-Ordens ꝛc. ꝛc.

Vice-Präsidenten.

I. Herr Böhm Anton, Magistratsrath i. R., Ritter des Franz Joseph-Ordens.
II. „ Dr. Truxa Hans Maria. Kais. Rath, Secretär der k. k. priv. Nordbahn, Besitzer der k. k. goldenen Medaille mit dem Allerhöchsten Wahlspruche, des toscanischen C.-V.-O. und des päpstlichen Ehrenkreuzes „Pro ecclesia et Pontifice“.

Directoren:

Siehe Anhang S. 4.

Ausschuß-Mitglieder.

Herr Jur. Dr. Berger Wilhelm, Freiherr von,
„ Böhm Anton, s. oben,
„ Dr. Böhm Franz, k. k. Bezirks-Commissär,
„ Brzezowsky Rudolf, Buchdruckerei-Besitzer,
„ Dr. Chimani Ernst, k. u. k. General-Stabsarzt,
„ Dohnel Franz, k. u. k. Militär-Ober-Rechnungsrath,
„ Dossi Gabriel, Curat bei St. Michael,
„ Dobner Joseph, Commandeur bei St. Karl,
„ Fliedl J. E., Gymnasial-Professor und Weltpriester,

Herr Freudhofmeier Aloys, Kirchen-Director im Salesianer-Kloster, f.-e. geistlicher Rath,
„ Geitler Robert, Realitäten-Besitzer, Gemeinderath,
„ Dr. Herrdegen Karl, Bureau-Vorstand der priv. österr.-ung. Staatseisenbahn-Gesellschaft,
„ Kaschl Franz, Bürgerschul-Director,
„ Kleindienst Franz, Registraturs-Director des Wiener Magistrates,
„ Kundi Julius, k. k. Professor,
„ Kuttig Zdenko, kais. Rath, Ober-Inspector der Nordbahn,
„ Kirsch August, Herausgeber des „Neuigkeits-Weltblatt",
„ Limbach Heinrich, Hausbesitzer,
„ Dr. Maschke Karl Ludwig, Hof- und Gerichts-Advocat,
„ Panholzer Johann, päpstlicher Kämmerer, f.-e. geistlicher Rath,
„ Pfeifer Egyd, Novizenmeister im Stifte Schotten,
„ Pichler Alphons, k. k. Rechnungs-Revident,
„ Pollak Jacques, Fabricant und k. k. Schätzmeister,
„ Rauscher Wilhelm, Central-Inspector der Nordbahn, Kais. Rath,
„ Dr. Riefler Franz, Medicinae Doctor,
„ Rißner Michael, Ober-Controlor der Nordbahn,
„ Schaumburg Alexander, Professor,
„ Schuch Franz X., Eigenthümer des „Volksblatt für Stadt und Land",
„ Dr. Truxa Hans Maria, s. oben.

Anhang.

Auszug aus den Statuten des österreichischen Volksschriften-Vereines.

Der Verein hat die Aufgabe, die Volksbildung im Geiste wahrer Humanität, Gesittung, fortschreitender Aufklärung und guten Geschmackes vorzüglich unter jenen Volksschichten, welche streng wissenschaftliche Kenntnisse sich nicht erwerben konnten, durch Verbreitung angemessener Druckschriften zu fördern, insbesondere auch den häuslichen und Familienkreisen eine belehrende und erheiternde Lectüre zu verschaffen (§. 2).

Als Mittel zur Erreichung des Zweckes werden angewendet:

a) Drucklegung und Verbreitung guter Volksschriften;
b) Erleichterung des Ankaufes solcher anderweitig gedruckten Schriften;
c) öffentliche Anempfehlung derselben;
d) unentgeltliche Vertheilung der selbst aufgelegten oder erworbenen Volksschriften in Fabriken, Herbergen, Schulen u. s. w.;
e) Errichtung und Erhaltung von Lesezirkeln;
f) Verkehr mit anderen ähnliche Zwecke verfolgenden Lesevereinen.

Die hiezu erforderlichen Geldmittel werden durch die regelmäßigen Beiträge der Mitglieder und den Ertrag der Vereinsschriften, durch Geschenke, Sammlungen und auf sonstige geeignete Weise aufgebracht (§. 4).

Die Mitglieder des Vereines sind entweder: a) ordentliche, oder b) correspondirende, oder c) Ehren-Mitglieder (§. 7).

Wer ordentliches Mitglied des Vereines werden will, meldet seinen Beitritt bei der Direction an und verpflichtet sich zur Leistung eines jährlichen Beitrages von mindestens zwei Gulden ö. W.

Findet die Direction gegen die Aufnahme eines Neuangemeldeten Anstände zu erheben, so sind dieselben binnen einem Monate der Entscheidung des Ausschußes zu unterziehen.

Jeder andere selbständige ähnliche Zwecke verfolgende Verein kann innerhalb der Schranken des Vereinsgesetzes dem österreichischen Volksschriften-Vereine in corpore als ordentliches Mitglied beitreten, so daß je ein von einem solchen Vereine aus seiner Mitte gewähltes Mitglied in den Sitzungen des Ausschußes des Volksschriften-Vereines mit berathender, an der General-

Versammlung aber mit beschließender Stimme theilnimmt, jeder dieser Vereine gleich den Lesezirkeln des Volksschriften-Vereines mit Büchern betheilt wird, und überdies die jedem einzelnen Vereins-Mitgliede unentgeltlich zukommenden Druckschriften in so vielen Exemplaren unentgeltlich erhält, als die Zahl 2 in dem von dem betreffenden Vereine dem Volksschriften-Vereine jährlich zugewendeten Beitrage (mit Weglassung der Bruchtheile) enthalten ist (§. 8).

Der Austritt aus dem Vereine ist der Direction halbjährig und im vorhinein schriftlich anzuzeigen. Wer diese Anzeige rechtzeitig zu machen unterläßt, hat noch einen halben Jahresbeitrag zu entrichten (§. 12).

Wenn sich in irgend einem Orte mindestens zwölf Personen, deren jede dem Vereine mit einem jährlichen Beitrage von 2 fl. ö. W. als Mitglied beitritt, finden und eine davon die Leitung übernimmt, so haben sie nicht nur jede für sich alle Rechte der ordentlichen Mitglieder, sondern alle zwölf oder mehr miteinander das besondere Recht, von der Direction die Errichtung eines Lesezirkels zu verlangen.

Ein solcher Lesezirkel erhält sofort bei der Errichtung aus den Vorräthen, und weiterhin in gewissen Zwischenräumen, aus den Mitteln des Vereines lediglich gegen Vergütung der Porto-Auslagen die der Besonderheit eines jeden Lesezirkels angemessenen Bücher.

Wenn in einem Lesezirkel, neben den allgemeinen Vereins-Jahres-Beiträgen, Auflagen an die Mitglieder behufs Anschaffung noch anderer als der von der Direction nach ihrem Ermessen eingehenden Bücher beschlossen und an die Direction abgeführt werden, so übernimmt die Vereins-Direction die Anschaffung derselben, insofern sie nicht der Tendenz des Vereines widerstreiten. Diese Bücher sind Eigenthum des betreffenden Lesezirkels und steht den Mitgliedern desselben die weitere Disposition darüber auch für den Fall der Auflösung desselben zu (§. 16).

Verzeichnis der Mitglieder
des
österreichischen Volksschriften-Vereines
1894.

Protector.

Seine kaiserl. Hoheit der durchlauchtigste Prinz und Herr Ferdinand IV. Salvator Maria Joseph Johann Bapt. Franz Ludwig Gonzaga Raphael Rainer Januarius, kaiserl. Prinz und Erzherzog von Österreich &c. &c., Großherzog von Toscana, Ritter des goldenen Vließes, Großmeister des toscanischen St. Stephans-, des St. Joseph- und des Civil- und Militär-Verdienst-Ordens, Besitzer der Kriegs-Medaille, k. k. Feldmarschall-Lieutenant und Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 66 &c. &c. in Salzburg.

Präsident.

Herr Dr. Joseph Alexander Freiherr von Helfert, Seiner Majestät wirklicher geheimer Rath, Großkreuz des Kais. Franz-Joseph-Ordens, des toscanischen Civil-Verdienst-Ordens, Ritter des Ordens der eisernen Krone II. Classe, Präsident der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, Mitglied des Herrenhauses des österr. Reichsrathes, Präsident der Leo-Gesellschaft, corresp. Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften, ausw. ordentl. Mitglied der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, der Franz-Joseph-Akademie in Prag 2c. 2c. Wurde bei der General-Versammlung am 15. Mai 1860 auf die statutenmäßige Dauer von drei Jahren gewählt und seither alle drei Jahre wieder gewählt.

Vice-Präsident.

I. Herr Böhm Anton, Magistratsrath i. R., Ritter des Franz Joseph-Ordens.

II. Herr Dr. Truxa Hans Maria, Kais. Rath, Secretär der k. k. priv. Nordbahn, Besitzer der k. k. goldenen Medaille mit dem Allerhöchsten Wahlspruche, des toscanischen C.-V.-O. und des päpstlichen Ehrenkreuzes „Pro ecclesia et Pontifice".

Ehrenmitglieder.

Frau Everilde von Pütz, k. k. Bezirkshauptmanns-Witwe in München (laut Beschlusses der General-Versammlung vom 17. Mai 1876 auf Grund des dem Vereine gewidmeten uneigennützigen literarischen Wirkens ernannt).

Herr Dr. Dominik Kolbe, Hof- und Gerichts-Advokat in Wien (laut Beschlusses der General-Versammlung vom 14. Mai 1875 in Anerkennung des dem Vereine in Rechtsangelegenheiten wiederholt gewidmeten erfolgreichen und uneigennützigen Wirkens ernannt).

Herr Albin Freiherr Teuffenbach zu Tieffenbach und Maßweg, Exc., k. k. Feldmarschall-Lieutenant im Generalstabs-Corps und Erzieher der Söhne Sr. kaiserl. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Ferdinand IV., Großherzogs von Toscana in Salzburg (laut Beschlusses der General-Versammlung vom 30. März 1880 in Anerkennung der dankeswerthen Vermittlung in Vereinsangelegenheiten).

Mitglieder.[1])

P. T. Herren und Damen:

Philipp Florian, gewesener jubilirter Senatspräsident des k. k. Wiener Landesgerichtes, auf Grund seines Testamentes vom 16. September 1858, womit er dem Vereine 100 fl. in einer 5% Staatsschuldverschreibung als Fondsbeitrag in der Absicht legirte, hiemit fortwährend den Jahresbeitrag eines Vereinsmitgliedes zu leisten.

Kratky Karl Ritter von, gewesener k. k. Hofrath und Präsident des Volksschriften-Vereines, gest. am 7. März 1862, wird laut Beschluß der General-Versammlung vom 11. März 1862 fortwährend als Mitglied aufgeführt.

Kunz Cäcilia, gewesene Hauseigenthümerin in Wien, auf Grund ihres Testamentes vom 4. März 1847, worin sie dem Vereine 100 fl. in einer 5% Staatsschuldverschreibung als Fondsbeitrag in der Absicht legirte, fortwährend den Jahresbeitrag eines Mitgliedes zu leisten.

4487 Ableidinger Gotthard Laurenz, Cooperator bei St. Ulrich, Wien, VII. Ulrichsplatz 3.

4954 Alber-Glanstätten August Freiherr von, Dr., Präsident der k. k. Seebehörde in Triest, via S. Giorgio 2.

4822 Apih Joseph, Professor an der Lehrerbildungs-Anstalt in Klagenfurt.

4951 Ansion-Hassaty Kunigunde, Wien, VIII. Löwenburggasse 2.

4672 Arbesser Alfred, Ober-Ingenieur der k. k. priv. Nordbahn, Wien, II. Nordbahnstraße 44.

3255 Arneth Alfred Ritter von, k. k. Sectionschef, Excellenz, Wien, I. Parkring 16.

4855 Asperger Karl, Kanzlei-Director des Magistrates, Wien, VII. Faßziehergasse 19.

4370 Auersperg-Colloredo-Mansfeld Wilhelmine, Fürstin, Sternkreuz-Ordens- und Palastdame, Wien, VIII. Auerspergstraße 1.

4912 Augustiner-Stift in Brünn, Altbrünn.

---

[1]) Die P. T. Herren und Frauen Mitglieder werden höflichst ersucht, falls sich in ihre Namens- oder Titel-Bezeichnung ein Fehlgriff eingeschlichen haben sollte, die Berichtigung gefälligst an die Vereins-Kanzlei Salvatorgasse Nr. 12 einsenden zu wollen.

4554 „Austria" kath. Studenten-Verein der Wiener Hochschulen, Wien, I. Löwelstraße 14.
787 Bach Alexander Freiherr von, Dr. k. k. geheimer Rath, Excellenz, Wien, II. Praterstraße 55.
4926 Bachmayer Leopold, Großhändler, Wien, II. Große Sperlgasse 14.
4868 Banhidy Joseph von, Grodzisko, Galizien.
4729 Bartelsmann Adolph, Vorstand-Stellvertreter des Waaren-Expedites der Nordbahn in Wien, II. Praterstraße 76.
4450 Barvitius A. B., Architekt in Prag, II. Inselgasse 20.
4375 Baudisch Anton, Oberlehrer in Dönis bei Grottau, Böhmen.
4615 Baumer Aloys, Beamter der I. öst. Sparcasse, Wien, II. Taborstraße 23.
4886 Bayer Hugo, Apotheker, Wien, I. Wollzeile 13.
4478 Beitl Beda J., Curat bei den Schotten, Wien, I. Freiung 6.
4519 Belcredi Franz Graf, k. k. geheimer Rath, Präsident des k. k. Verwaltungsgerichtshofes &c., Excellenz, Wien, I. Tuchlauben 13.
3100 Bellegarde Franz Graf, Obersthofmeister Ihrer k. u. k. Hoheit der durchl. Frau Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie, k. k. Kämmerer &c., Wien, II. Praterstraße 17.
4471 Benda Franz, Director des Piaristen-Collegiums, Wien, VIII. Piaristengasse 45.
4880 Benischko Gustav, Dr., Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I. Hohenstaufengasse 2.
4358 Berger Franz, Stadtbau-Director, Wien, I. Neues Rathhaus.
4845 Berger Wilhelm Freiherr von, J. Dr., Wien, I. Tuchlauben 7.
4590 Bergmann Joseph, Dr., Studien-Director im Pazmaneum, Wien, I. Schönlaterngasse 15.
4999 Bermann Victor, k. u. k. Rechnungsrath und Vorstand des Rechnungs-Departements der General-Direction der a. h. Privat- und Familienfonde, Wien, k. k. Hofburg, Schweizerhof.
4984 Bernhard Norbert, Cooperator bei St. Ulrich, Wien, VII. Am Platzel.
3251 Bernhart Ferdinand, Med. Dr. und Zahnarzt, Wien, I. Wollzeile 14.
4983 Biegeleben Ludwig Freiherr von, in Kaltern, Südtyrol.
4875 Biegeleben Freiherr von, Landtags-Abgeordneter, k. k. Bezirksrichter in Bozen.
4866 Billot Heinrich Freiherr von, in Ledény, Honter-Comitat in Ungarn.
2557 Blodig Hermann, Dr., k. k. Professor, Wien, IV. Louisengasse 19.
4900 Blome Gustav Graf, k. u. k. geheimer Rath, Excellenz, in Bellagio, Villa Giulia, Lago di Como Italia.

4804 Blümlinger Floridus, Cooperator und Novizenmeister des Stiftes in Reichersberg, O.-Ö.

3329 Böhm Anton, pens. Magistratsrath, in Wien, VII. Neubaugasse 54.

4453 Böhm Franz, Dr., k. k. Bezirks-Commissär, Wien, VII. Neubaugasse 54.

4726 Böhm Joseph, Professor und Capellmeister, Wien, I. Wollzeile 9.

4585 Böhm Josephine, Privat, Wien, VII. Neubaugasse 54.

4544 Böhm Marie, Hausbesitzerin, Wien, VII. Mechitaristengasse 5.

4543 Bollarth Franz, k. u. k. österr. und k. spanischer Hoflieferant, Wien, I. Graben 29.

5009 Brandis Anton Graf von, Landeshauptmann von Tyrol, Excellenz, in Innsbruck.

4693 Bretzler Ignaz, erzherzogl. Albrecht'scher Haushofmeister, Wien, I. Augustinerbastei 6.

4840 Brunbauer Georg, Cooperator im Stifte zu St. Florian, O.-Ö.

225 Brzezowsky Rudolf, Buchdruckerei-Besitzer, Wien, IV. Margarethenstraße 19.

4798 Brzobohaty Joseph, Dr., Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, III. Hauptstraße 26.

4979 Calligaris Ludwig, Dr., Secretär der österr.-ung. Bank, Wien, I. Herrengasse 17.

4887 Castellez Hans, Stations-Vorstand der Nordbahn, in Mährisch-Weißkirchen.

4137 Chimani Ernst, Dr., k. u. k. General-Stabsarzt i. R., Wien, I. Kärntnerstraße 21.

4989 Chimani Otto, Jurist, Wien, I. Kärntnerstraße 21.

4904 Clary-Aldringen Carlos, Graf, Erlaucht, k. u. k. Kämmerer, Wien, I. Herrengasse 9.

4932 Club der Beamten der Wiener Bank- und Credit-Institute, Wien, I. Wallnerstraße 2.

4439 Coglievina Franz, Dr., k. k. Universitäts-Professor, Wien, IV. Kolschitzkygasse 5 a.

4869 Collegium der Gesellschaft Jesu in Kalksburg bei Rodaun.

1489 Columbus Christoph Freiherr von, k. k. Hofrath, Wien, I. Stephansplatz 6.

4580 „Confraternität" Privat-Handlungs-Kranken- und Pensions-Institut, Wien, VIII. Skodagasse 1.

4674 Convent der Barmherzigen Brüder, Wien, II. Taborstraße 16.

4834 Convent der Barmherzigen Brüder in Feldsberg, N.-Ö.
2246 Černin Jaromir, Graf, k. k. Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses ꝛc., Wien, VIII. Paradeplatz 9.
4906 Čtvrtečka Bruno, Dr., Abt und Prälat des Benedictiner-Klosters in Braunau, Böhmen.
4722 Dahmen Otto Ritter von, Gutsbesitzer, Wien, I. Riemergasse 8.
4884 Damen-Leseverein in Wien, I. Wipplingerstraße 12.
4666 Daniek F. Edmund, Magistrats-Beamter, Wien, VII. Stuckgasse 7.
4535 Deckert Joseph, Dr., Pfarrer, Wien, XVIII. Weinhaus.
4500 Dehm Ferdinand, Architekt und Stadtbaumeister, Wien, IX. Schwarzspanierstraße 22.
4818 Demmer Marie, k. k. Oberfinanzraths-Witwe, Wien, VII. Kaiserstraße 82.
4764 Ditko Anton, Pfarrer, päpstlicher Ehrenkämmerer in Langenlois.
4202 Dobner Joseph, Commandeur bei St. Karl, Wien, IV. Alleegasse 1.
4787 Dobner von Dobenau Leopold, k. u. k. Oberst i. P. in Marbach a. d. Donau.
4802 Doblhamer Gregor, Reichs- und Landtags-Abgeordneter, Rentmeister des Stiftes in Reichersberg am Inn.
3014 Dohnel Franz, k. u. k. Militär-Oberrechnungsrath, Wien, XIX. Hauptstraße 5.
4694 Dominicaner-Ordens-Convent, Wien, I. Predigergasse 4.
4483 Dossi Gabriel Don, Curat bei St. Michael, Wien, I. Habsburgergasse 12.
4733 Dostal Heinrich, Dr. med., Wien, I. Wollzeile 7.
4687 Dotzauer Karl Ludwig, V. Diechtelgasse 14.
4626 Dumba Nicolaus, Mitglied des Herrenhauses ꝛc., Wien, I. Parkring 4.
4346 Dutschka Vincenz, Ritter von, Vice-Präsident der Wiener Börsenkammer, Großhändler, Wien, I. Mölkerbastei 5.
4998 Ebner Laurenz, Pfarr-Cooperator in Mauer bei Wien.
4790 Edlinger Ferdinand, Fabrikant und Hausbesitzer, Wien, VI. Mollardgasse 12 a.
4021 Egger Ritter v. Möllwald Aloys, Director des k. k. Theresian. Gymnasiums, Wien, IV. Favoritenstraße 15.
4516 Ehrbar Friedrich, k. k. Hof- und Kammer-Clavier-Fabrikant, Wien, IV. Mühlgasse 6.

4990 Eichmann Theodor, Fabriksbesitzer in Arnau a. d. Elbe, Böhmen.
4841 Einzinger Joseph, Pfarrer in Berndorf a. d. Triesting, N.-Ö.
4973 Englisch Franz, k. k. Postcontrolor im Hoftelegraphenamte, Wien, VII. Meutergasse 7.
3128 Escherich Eduard Ritter von, k. k. General-Director der Tabakregie, Wien, III. Erdbergerstraße 3.
4706 Eucherius F., Director der Congregation der christl. Schulbrüder und des k. k. Waisenhauses, Wien, IX. Waisenhausgasse 5.
4587 Falkenhayn Franz Graf, k. u. k. geheimer Rath, Kämmerer, wirkl. Mitglied des Reichsrathes, Gutsbesitzer, Excellenz, in Walpersdorf per Herzogenburg.
3403 Feltl Peter, Pfarrer in Poysdorf.
4925 Fenz Rudolf, Dr., Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I. Teinfaltstraße 8.
305 Fennheim Eduard Freiherr von, k. k. Sectionschef, Wien, I. Hoher Markt 9.
4857 Fey Ignaz, Ingenieur, Wien, IV. Weyringergasse 3.
4896 Fischer-Colbrie August, Dr., k. k. Studien-Director und Hofcaplan, Wien, I. Augustinerstraße 7.
4681 Fischer Wenzel, Pfarrer in Rodaun.
4033 Fliedl J. E., f.-e. geistl. Rath, Gymnasial-Professor, Wien, XV. Schönbrunnerstraße 28.
4862 Florian Franz, Ober-Ingenieur und Streckenvorstand der Nordbahn, Wien, III. Barichgasse 16.
4631 Forster Benedict, Privatier, Wien, III. Rennweg 28.
4494 Freiberg Rudolf Ritter von, k. k. Ministerialrath und Vorstand des Preßbureau im Ministerraths-Präsidium, Wien, I. Herrengasse 7.
4340 Freudhofmeier Aloys, Kirchen-Director im Salesianer-Kloster, f.-e. geistl. Rath in Wien, III. Rennweg 10.
4684 Freund Georg, Rector des Redemptoristen-Collegiums bei St. Cajetan in Prag.
4153 Freund Philipp, Realitätenbesitzer.
4139 Fried Jacob, Eisenhändler und Realitätenbesitzer in Wien.
4882 Fritsche Richard, Kaufmann, Wien, I. Wollzeile 32.
814 Fuchs Joseph, bürgerlicher Apotheker, Wien, III. Hauptstraße 67.
4853 Fünfkirchen Louise Gräfin, geb. Prinzessin Liechtenstein, Durchl., Sternkreuz-Ordens- und Palastdame Ihrer Majestät der Kaiserin, Wien, I. Bankgasse 7.
1069 Fürst Ignaz, Pfarrer in Wien, X. Favoriten-Pfarre.

2664 Fürth Bernhard, Zündrequisiten-Fabrikant in Schüttenhofen in Böhmen, Wien, I. Franz Josephs-Quai 33.
1082 Gabely Emerich, Dr., Professor am k. k. Schotten-Gymnasium, Wien, I. Freiung 6.
3261 Ganzwohl Fr., Dr., Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I. Bauernmarkt 12.
4650 Geitler Robert, Realitätenbesitzer, Gemeinderath der Stadt Wien, II. Praterstraße 58.
4788 Gemeinderath der Stadt Wien, Bibliothek.
4593 Gesellenverein, kathol. in Steyr.
4964 Geusau Karl Freiherr von, Schloß Engelstein, Post Groß-Schönau.
4836 Giovanelli Gottfried Freiherr von, k. k. Bezirkshauptmann in Riva.
4614 Glasser Joseph, Weinhändler, Wien, I. Wollzeile 32.
2150 Gottwald Augustin, k. k. Grundbuchsführer, Wien, VIII. Lederergasse 23.
4971 Gourcy-Pillersdorff Clarisse Gräfin, Wien, I. Grünangergasse 1.
4719 Gregorig Joseph, k. k. Schätzmeister, Gemeinderath, Wien, VII. Mariahilferstraße 22.
4810 Grimm Hubert, Ober-Official der Nordbahn, Wien, III. Wassergasse 8.
4935 Grey-Stipek Valerie, Hof- und Gerichts-Advokatens-Gattin, Wien, I. Naglergasse 9.
4889 Griftner Johann, Stadtpfarr-Caplan in St. Margarethen, Post Knittelfeld.
4714 Grotthuß Elisabeth Baronin, Wien, I. Weihburggasse 14.
4948 Gruber Aloys jun., Dr., pract. Arzt, Mitglied der medicinischen Facultät, Wien, VII. Meutergasse 1.
3498 Gruber Anton, pens. Oberlehrer, Wien, IX. Liechtensteinstraße 151.
4551 Gruber Karl, Consistorial-Beamter in St. Pölten.
4896 Grünwald Joseph, Pfarrer zu St. Florian in Wien, V. Matzleinsdorfer Pfarre.
4643 Gruscha Anton, Theol. Dr., Cardinal, Fürsterzbischof von Wien, Eminenz, Wien, I. Stephansplatz 5.
3257 Gsell Benedict, Dr., Stiftshofmeister, Wien, I. Schönlaterngasse 5.
4873 Gymnasium k. k. in Laibach.
4778 Gymnasium in Seitenstetten.
4539 Habietinek Karl, Dr., Senatspräsident am Obersten Gerichtshofe, k. k. geheimer Rath, Excellenz, Wien, I. Helferstorferstraße 1.

4718 Hagenauer Simon, Dr. der Rechte, Wien, I. Wollzeile 3.
3651 Handl Johann, Pfarrer im Kloster zu Stadlau.
4776 Handels-Casino, kathol., Wien, I. Ballgasse 6.
4562 Hartl Joseph, Lederhändler, Wien, XVII. Bergsteiggasse 25.
4561 Hartl Mathias, städt. Lehrer, Wien, II. Vereinsgasse 4.
1888 Hardt Albert, Kais. Rath, Hausinhaber, Wien, I. Freisingergasse 1.
4285 Haßlwanter Anton, Dr., Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I. Grünangergasse 3.
4838 Haßenstab-Schiffner Rudolf, J. Dr., Wien, II. Czerninplatz 7.
4689 Hauser Aloys, k. k. Baurath, Mitglied der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale, Wien, I. Stubenring 3.
4913 Hausner Heinrich, pens. k. k. Oberbaurath, Wien, VIII. Fuhrmanngasse 2 a.
4436 Hauswirth Ernst, Abt des Stiftes Schotten, Mitglied des Herrenhauses, Wien, I. Freiung 6.
4618 Heindl Johann, Buchhändler, Wien, I. Stephansplatz 7.
4909 Heinz Ferdinand, Cooperator an der Pfarre zu Hernals, Wien, XVII. Pfarrhaus.
845 Helfert Joseph Alexander, Freiherr von, Dr., k. u. k. geheimer Rath, Mitglied des Herrenhauses, Excellenz, Wien, III. Reisnerstraße 11.
4456 Helmreich Rudolf, Dr. Ingenieur, Wien, I. Zelinkagasse 5.
4610 Herrdegen Karl, J.-U.-Dr., Bureauvorstand der österr.-ungar. Staatseisenbahn-Gesellschaft, Wien, III. Neulinggasse 12.
4445 Hersan Michael, Pfarrer zu Maria-Treu, Wien, VIII. Piaristengasse 45.
4927 Heugl Johann, Hausbesitzer, Wien, IV. Igelgasse 13.
4772 Hiller Karl, Dr., k. k. Regierungsrath, Universitäts-Professor in Czernowitz.
4675 Hiller Wilhelm, Secretär der k. k. priv. Nordbahn, Wien, III. Hauptstraße 70.
4696 Himmel Ritter von Agisburg Heinrich, k. u. k. Oberstlieutenant, Erzieher beim durchl. Herrn Erzherzog Joseph in Budapest, Herrengasse 66.
4897 Hochberg Sigmund, Ober-Ingenieur und Streckenvorstand der Nordbahn, Mährisch-Weißkirchen.
4628 Höfelmayer Franz, k. k. Rechnungsrath, Wien, IX. Währingerstraße 16.
4602 Hofer Josephine, Private, Wien, I. Führichgasse 10.
838 Hoffinger Anna von, Hausbesitzerin, Wien, I. Wollzeile 31.

4950 Hofeneder Gustav, Realitätenbesitzer, Wien, II. Ferdinandsstraße 20.

4454 Högler Anna, Hauseigenthümerin, Wien, VI. Gumpendorferstraße 69.

1661 Hollenbach D., Hausbesitzer, Wien, VIII. Josephstädterstraße 44.

4918 Höltschl Joseph, beh. autor. Geometer, Wien, IV. Favoritenstraße 1.

3224 Hopfen Franz Freiherr von, Gutsbesitzer, Director der k. k. priv. Boden-Creditanstalt, Wien, I. Teinfaltstraße 6.

4876 Hopfgartner Leopold, Med. Dr., k. k. Polizei-Bezirksarzt, Wien, II. Circusgasse 3.

5013 Hornbostel Max Ritter von, Oberbeamter der k. k. priv. Nordbahn, Wien, IV. Heugasse 18.

4872 Hostnig Florian, Vermögens-Verwalter der Metropolitankirche zu St. Stephan, Wien, I. Stephansplatz 4.

5003 Hosch Joseph, Controlor der k. k. priv. Nordbahn in Wien, II. Praterstraße 78.

4663 Husnik Hubert, Stations-Vorstand der Nordbahn, Wien, II. Nordbahnhof.

4717 Huyn Natalie Gräfin, Hofdame in Pola, erzherzogliches Palais.

1626 Hye Freiherr von Glunek Anton, k. k. Minister a. D., geheimer Rath, Excellenz, Wien, I. Rothenthurmstraße 15.

3253 Jacobovics Maximilian Moriz, Med.-Dr., Wien, I. Wollzeile 27.

4780 Jahn Johann, Civil-Ingenieur, Wien, II. Waschhausgasse 1a.

4883 Jaffé Max, Besitzer einer lithogr. Kunstanstalt, Wien, XVIII. Theresiengasse 17.

4496 Jamy Johann Franz, Pfarrer in Litschau, N.-Ö.

4827 Jankovics Anna Gräfin, in Rodaun-Kalksburg.

4355 Jellinek Franz, k. k. Bezirksgerichts-Adjunct in Neuhofen.

4556 Jenne Karl, Pfarrer in Gerolding, Post Schönbüchl bei Melk.

4700 Jenny S., Dr., kais. Rath, Fabriksbesitzer in Hard bei Bregenz, Vorarlberg.

5010 Jirousek Franz, Fabriksbesitzer, Wien, I. Schönlaterngasse 11.

4629 Jopp Franz, k. k. Rechnungs-Revident, Wien, I. Hofstallstraße 5.

4476 Just Ferdinand, Pfarrer in Groß-Jedlersdorf, Post Floridsdorf.

5014 Kafka Sebastian, Pfarr-Cooperator zu St. Leopold, Wien, II. Große Pfarrgasse, Pfarrhof.

5011 Kapuziner-Convent in Wien, I. Tegetthoffstraße 2.

4502 Karl Alexander, Abt des Stiftes Melk, Herrenhaus-Mitglied, Wien, I. Mölkerhof, Schottengasse 3.

4735 Kärntner-Verein, Eigenthümer des „Kärntner Gemeindeblatt“ in Klagenfurt, Burg.

4670 Kaschl Franz, Bürgerschul-Director, Wien, II. Raphaelgasse 18.
4750 Kathrein Ignaz Eduard, Stadtpfarr-Cooperator, Erzieher beim Herzog von Beaufort, Wien, I. Wallnerstraße 3.
4665 Kathrein Theodor, Dr., Advokat, Reichsraths-Abgeordneter in Hall, Tyrol.
4495 Katschthaler Eduard Ernst, Gymnasial-Professor im Stifte zu Melk.
4448 Katschthaler Johann, Dr., Weihbischof in Salzburg.
4652 Kaupp Joseph, Bezirksausschuß, Bürger von Wien, II. Karmelitergasse 10.
4753 Kerschbaumer Anton, Dr., Propst in Krems.
2024 Kielmansegg Karl Freiherr von, Gutsbesitzer in Hainstetten, Post Amstetten.
3225 Kinsky Ferdinand Fürst, Durchlaucht, k. u. k. geheimer Rath, Mitglied des Herrenhauses, Wien, I. Freiung 4.
4795 Kirsch August, Herausgeber des „Neuigkeits-Weltblatt", Wien, VII. Kaiserstraße 10.
4771 Klein von Wiesenburg Julie Baronin, k. u. k. Ehrenstiftsdame, Wien, II. Praterstraße 42.
4646 Kleindienst Franz, Registraturs-Director der Stadt Wien, III. Hauptstraße 130.
4691 Klinke Gustav, Oberbuchhalter der galiz. Karl Ludwigbahn, Wien, II. Lichtenauergasse 12.
4931 Klug Franz, Müller in Trumau, N.-Ö.
4978 Klusaček Franz, Privatier, Wien, III. Metternichgasse 9.
4560 Knaben-Seminarium, fürsterzb. in Oberhollabrunn.
4083 Knopff Oscar, Kunst- und Handelsgärtner, Wien.
4968 Kober Johann, in Bruck a. d. Mur, Steiermark.
5008 Koepperger Fidelis, Abt, Superior der barmherzigen Schwestern in Agram.
4205 Kohn Robert, Banquier, Wien.
4988 Kolbe Rudolf, Oberlehrer in Jungferndorf, Österr.-Schlesien.
4552 Komenda Johann, Stiftshofmeister, f.-e. geistl. Rath, emerit. Dechant, Wien, I. Renngasse 10.
4704 Kopallik Joseph, Dr., k. k. Universitäts-Professor, Wien, VII. Kaiserstraße 25.
4566 Kopecky Joseph, Hauseigenthümer, Wien, X. Eugengasse 11.
4942 Kopitsch Emilie, Obervorsteherin des k. k. Civil-Mädchenpensionates, Wien, VIII. Josefstädterstraße 41.
3622 Kostersitz Ubald, Prälat des Stiftes Klosterneuburg, Wien, I. Renngasse 10.

5005 Král Franz, Beamter der Nordbahn, Obmann der Ortsgruppe St. Brigitta des kathol. Schulvereines, Wien, II. Nordbahnstraße.
4937 Kraus Franz, f.-e. Consistorial-Rath, Pfarrer bei St. Johann von Nepomuk, Wien, II. Nepomukgasse, Pfarre.
4916 Kullmann Joseph, kais. Rath, pens. k. k. Oberpost-Controlor, Wien, I. Schönlaterngasse 5.
4992 Kummer Karl Ferdinand, Dr., k. k. Landesschul-Inspector, Wien, III. Beatrixgasse 11.
4441 Künast Adolf W., Buchhändler, Wien, I. Hoher Markt 1.
4723 Kundi Julius, k. k. Professor am Civil-Mädchenpensionate, Wien, VIII. Lederergasse 8.
4613 Kundrat Joseph Ritter von, k. k. Cabinets-Secretär, Wien, IV. Neumanngasse 7.
3133 Kurz Joseph, Pfarrer am Hof, Wien, I.
4592 Kuttig Zdenko, kais. Rath, Ober-Ingenieur der Nordbahn, Wien, II. Circusgasse 47.
4070 Kyrle Benno, Pfarrer in Neuhofen.
4667 Lagusius Anna Edle von, Realitätenbesitzerin, Wien, I. Kolowratring 14.
4922 Lamberg Franz Graf, Excellenz in Steyr.
3507 Lambrecht Rudolf, Cooperator an der Stadtpfarre in Baden.
Landes-Realgymnasium in Waidhofen a. d. Thaya.
4962 Langthaler Johann, Chorherr zu St. Florian in O.-Ö.
1719 Lechner Karl, Dechant und Pfarrer in Pottenbrunn a. d. Westbahn.
4831 Lechner Rudolf, Pfarrer in Neusiedl a. d. Z., Post Palterndorf, N.-Ö.
4952 Ledebur Franz Graf, in Tellnitz in Böhmen †.
4701 Ledebur-Wicheln Hans Graf, k. und k. Kämmerer in Prag, III. Waldsteinplatz 162.
4981 Ledochowska Maria Theresia Gräfin, k. k. Stiftsdame in Salzburg, Hübnergasse 3.
4639 Leeb Johann, Kaufmann, Wien, I. Rothenthurmstraße 5.
4509 Lehmann Heinrich August, Dr., Hauptpfarrer in Riegersburg in Steiermark.
4944 Lehrerbildungsanstalt, k. k. in Linz.
4637 Leitenberger Eduard, kais. Rath, pens. Ober-Inspector der k. k. österr. Staatsbahnen, Wien, XV. Heidmannsgasse 10.
4943 Leseverein, kath. in Gmunden.
4808 Leseverein der Beamten am Bahnhofe in Mährisch-Ostrau.
4917 Leseverein, kath. in Skotschau, Schlesien.
4923 Leseverein, (Volksbibliothek) kath. in Neunkirchen am Steinfeld, N.-Ö.

4949 Leseverein in Reichersberg, O.-Ö.
5004 Lieber E. F., Privatier in Obermais in Tyrol.
2983 Liechtenstein Johann, Fürst von und zu, regierender Fürst, Durchlaucht, Wien, I. Bankgasse 9.
4865 Liechtenstein Friedrich, Fürst, Durchlaucht, in Liechtenstein bei Judenburg (Klattau).
4609 Limbach Heinrich, Hausbesitzer, Bürger von Wien, II. Lessinggasse 11.
4901 Linde Rudolf, Freiherr von, Dr., Domcapitular zu St. Stephan, Wien, I. Stephansplatz 5.
4902 Liste Anna, Wien, I. Rothenthurmstraße 2.
4934 Lobkowitz Moriz, Fürst, Durchlaucht, k. u. k. geheimer Rath, Kämmerer, in Prag.
4546 Loehr August, Ritter von, Ober-Ingenieur und Abtheilungs-Vorstand der Nordbahn, Wien, III. Reisnerstraße 28.
176 Lorenz M., bürgerlicher Handelsmann, Wien, I. Bauernmarkt 18.
4835 Löw Max, Dr., Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I. Führichgasse 10.
4969 Löwenstein Karl, Fürst, Durchlaucht, Schloß Haid in Böhmen.
4970 Löwenstein Sophie, Fürstin, Durchlaucht, Schloß Haid in Böhmen.
4956 Ludwigstorff Felix, Freiherr von, Gutsbesitzer in Deutsch-Altenburg, N.-Ö.
4781 Lux Hans, Zahnartist, Wien, VI. Mariahilferstraße 12.
4994 Malfatti Joseph, Ritter von, k. k. Sectionsrath, Wien, II. Kaiser Josefstraße 35.
4280 Manz Hermann, k. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhändler, Wien, I. Barbaragasse 2.
4459 Manzeneder Thomas, regul. Chorherr, Stiftsküchenmeister, in Reichersberg am Inn, O.-Ö.
4431 Marherr Elise, Private, Wien, I. Hoher Markt 1.
4398 Markus Hieronymus, Don, Procurator des Barnabiten-Collegiums bei St. Michael und Pfarrer, Wien, VI. Mariahilfer-Pfarrhof.
4893 Maroičić Ambros, Freiherr von, Dr., k. k. Bezirkshauptmann in Cattaro.
4351 Marschalek Bernhard M., Cleriker-Director, Wien, IX. Servitengasse 9.
4504 Maschke Karl Ludwig, Dr., Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, I. Grashofgasse 3.
4452 Mattis Joseph, Dr., Hof- und Gerichts-Advokat, Wien, XIV. Prinz Karlgasse 8.

4928 Mattoni Heinrich, Kais. Rath, Wien, I. Tuchlauben 14.
4446 Maurer Joseph, Pfarrer in Deutsch-Altenburg.
4783 Mayer Anton, Privatier in Krems, Ringstraße 40.
4878 Mayer Anton, Dr., Custos des n.-ö. Landesarchivs und der Bibliothek, Wien, I. Herrengasse 13.
3891 Mayer Georg, Stadtpfarrer in Gmunden.
4395 Mayer Ludwig, Verlagsbuchhändler, Wien, I. Singerstraße 7.
2706 Mayersberg Heinrich, Dr. der Medicin und Chirurgie, Wien, IV. Mayerhofgasse 8.
3428 Mayrhofer Michael, Director in Auersthal, N.-Ö.
4534 Mayrhofer von Grünbühl Xaver, k. k. Bezirks-Commissär in Klagenfurt, Augustenhof.
4657 Meidler Patriz, k. k. Gymnasial-Professor, Wien, VIII. Laudongasse 10.
4582 Meister Jacob, k. k. Professor am akad. Gymnasium, Wien, XVIII. Herrengasse 10.
4526 Menda Johann, Propst und Pfarrer in Wr.-Neustadt.
4254 Metternich-Winneburg Richard, Fürst, Durchlaucht, k. u. k. geheimer Rath, Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses, Wien, III. Rennweg 23.
4492 Metzker Franz X., Curat-Beneficiat bei St. Peter, Wien, I. Petersplatz 9.
4773 Metzler Hans, Wirthschaftsrath, Wien, II. Nordwestbahnstraße 9.
4482 Migotti Therese, k. k. Hoflieferantens-Witwe, Wien, I. Kärntnerstraße 33.
4823 Milborn Friedrich Victor Maria Edler von, k. u. k. Truchseß, k. Hof-Secretär in Gmunden, O.-Ö.
4713 Milz Joseph, Provinzial, Wien, I. Universitätsplatz 1.
4141 Mink Joseph, städt. Steueramts-Commissär, Wien, XIII. Tegethoffstraße 23.
4697 Mischke Raimund, Oberlehrer, Wien, II. Kaisermühlen, Schüttauergasse 78.
4829 Mischler Ernst, Dr., k. k. Universitäts-Professor, Prag, k. Weinberge, Kolařgasse 1.
4437 Molitor Rudolf, Apotheker und Hausbesitzer, Wien, X. Himbergerstraße 10 †.
4579 Müller Gustav, Dr., Domherr, Director des f.-e. Alumnates, Wien, I. Stephansplatz 3.
4702 Müller Joseph, Oberlehrer, Mühlbach bei Eger.
4584 Müller Moriz sen., Hauseigenthümer, Wien, VII. Neubaugasse 7.

4977 Rechwathal August, Wien, VII. Mariahilferstraße 46.

4986 Nekola Eduard, Ober-Ingenieur der k. k. priv. Nordbahn, Wien, II. Nordbahnhof, Bahnhofgebäude, 2. Stock.

4578 Neumann Aloys, Professor am Real-Gymnasium, Wien, VII. Mariahilferstraße 73.

4801 Neumann Wilhelm, Dr., k. k. Universitäts-Professor, Wien, IX. Garnisonsgasse 4.

4765 Niederhofer Karlmann, Professor am k. k. Schotten-Gymnasium, Wien, I. Freiung 6.

4958 Noltsch Wenzel Ottokar, k. k. Hochschul-Professor, Wien, III. Strohgasse 9.

4511 Nowotny Eduard, Prior des Stiftes Göttweig, in Göttweig, Post Fürth.

4447 Oberleitner Franz, Pfarrer in Ort am Traunsee bei Gmunden.

4789 Österreicher Karl, Central-Inspector der k. k. priv. Lemberg-Czernowitz-Jassy-Eisenbahn in Czernowitz, Bahnhof.

722 Offner Julie, Hausbesitzerin und Bürgerin, Wien, I. Kumpfgasse 9.

3663 Okatsch Bertrand, Pfarrer in Stoizendorf, Post Eggenburg.

4499 Olbricht Franz, Stadtbaumeister, Wien, IX. Schwarzspaniergasse 23.

4960 Orsay Anatole Graf d', Domcapitular in Olmütz.

4919 Ortsgruppe des Vereines österr. Handelsangestellter in Floridsdorf, (Wien, I. Krugergasse 6).

4920 Ortsgruppe des Vereines österr. Handelsangestellter in Salzburg, (Wien, I. Krugergasse 6).

4980 Ortsgruppe des Vereines österr. Handelsangestellter in St. Pölten (Wien, I. Krugergasse 6).

4967 Ortsgruppe des kathol. Volksbibliotheks- und Lesevereines in St. Egyden am Steinfelde.

4814 Ortsschulrath in Kaltenleutgeben.

4298 Ott Joseph, Pfarrmeßner bei St. Leopold in Wien, II. Große Pfarrgasse.

4946 Ottenfels Moriz Freiherr von, k. u. k. geheimer Rath, Excellenz, Wien, I. Domgasse 6.

3386 Otto Karl Ritter von, k. k. Regierungsrath, Professor i. R. in Dresden, Porticusstraße 10.

4651 Palisa Johann, Dr., Adjunct an der k. k. Universitäts-Sternwarte, Wien XVIII. k. k. Sternwarte.

4645 Pamperl Ludwig, Registraturs-Beamter des Wiener Magistrates, Wien, III. Seidlgasse 10.

4316 Panholzer Johann, Msgr., päpstl. Kämmerer, f.-e. geistl. Rath und Curat der Pfarre bei St. Peter, Wien, I. Petersplatz 9.
4877 Parzer Jacob, Pfarrer in Gunskirchen, O.-Ö.
4465 Pascher Joseph, k. k. Professor, Präses des kathol. Gesellen-Vereines, Wien, VI. Gumpendorferstraße 117.
4489 Peitl Bernhard, Pfarrer in Langenzersdorf a. d. Nordwestbahn.
4747 Peitl Florian, regul. Chorherr von St. Florian in St. Florian bei Enns.
4304 Pfeifer Egyd, Novizenmeister im Stifte Schotten, Wien, I. Freiung 6.
4376 Pichler Alphons, k. k. Rechnungs-Revident im Handels-Ministerium, Wien, VII. Kaiserstraße 8.
4828 Pirquet Baronin, in Hirschstetten, Post Stadlau, N.-Ö.
4997 Pollak Aloys, Minoriten-Ordens-Provinzial, Wien, IX. Alserstraße 17.
4393 Pollak Augustin, Cooperator an der Pfarrkirche „Am Hof" in Wien, I. Am Hof.
4347 Pollak Jacques, Fabrikant, k. k. Schätzmeister, Wien, VII. Mariahilferstraße 110.
4497 Pollak Leander, Capitular und Stiftshofmeister von Melk, Wien, I. Schottengasse 1.
4707 Polaschek Anton, k. k. Gymnasial-Professor in Czernowitz, Reingasse 28.
4513 Ponset Raimund, Pfarrer in Groß-Protes bei Gänserndorf, N.-Ö.
4542 Porzer Joseph, Dr., Hof- und Gerichts-Advokat in Wien, I. Schottenbastei 1.
4892 Pražak Aloys Freiherr von, Dr., k. u. k. geh. Rath, Minister, Excellenz, Wien, III. Beatrixgasse 25.
4953 Prämonstratenser-Chorherren-Stift zu Schlägl in O.-Ö.
4945 Prämonstratenser-Stift zu Tepl in Böhmen.
3294 Prediger-Ordens-Convent zum heiligen Kreuz in Znaim.
27 Preysing Karl, Realitäten-Besitzer, Ehrenbürger von Rudolfsheim, Wien, XIV. Schönbrunnerstraße 72.
4963 Priester-Seminarium, fürsterzbischöfliches, in Klagenfurt.
4957 Pröll Laurenz, k. k. Professor am Josephstädter Gymnasium, Wien, VIII. Lederergasse 13.
4564 Pucher Albert, Messeleser in Vöcklabruck, O.-Ö.
4663 Rapp Joh., Dr., Advokat, Reichsraths-Abgeordneter, in Kaltern, Tyrol.
1960 Rauch Egyd, Hausinhaber, Wien, IV. Hauptstraße 68.
4621 Rauscher Wilhelm, Central-Inspector der k. k. priv. Nordbahn, Wien, II. Glockengasse 1.

4748 Rautter Ludwig, Buchbinder, Wien, I. Bäckerstraße 30.
4479 Reichardt Raphael, Cooperator, Wien, VI. Gumpendorfer-Pfarre.
4930 Reichs-Kriegs-Archiv-Bibliothek in Wien, I. Am Hof 17.
4604 Revertera Maria Theresia Gräfin, in Schloß Tollet bei Grieskirchen.
4549 Reyer Franz Freiherr von, Herrschaftsbesitzer, k. k. Minister-Resident in Abbazia, Istrien.
4743 Rezek Anton, Phil. Dr., Professor der österr. Geschichte an der k. k. böhm. Universität in Prag, II. Schwarzegasse 1.
4515 Richter Eduard J., k. k. Sicherheitswach-Inspector, Wien, III. Custozzagasse 8.
3026 Ricker Anselm, Dr., Prior, k. k. Universitäts-Professor, Wien, I. Freiung 6.
4325 Riedl Robert, k. k. Landesschul-Inspector für Mähren in Brünn.
220 Riefel Franz Freiherr von, k. k. Hofrath, Wien, I. Annagasse 18.
4392 Riefler Franz, Med.-Dr. in Wien, I. Tuchlauben 7.
1736 Riemerschmid Anton, Fabriks- und Realitätenbesitzer, Wien, IV. Weyringergasse 7.
4597 Rißner Michael, Ober-Controlor der k. k. priv. Nordbahn, Wien, II. Darwingasse 30.
4013 Rizy Karl, pens. k. k. Landesgerichtsrath in Neuhofen bei Linz.
5006 Rhomberg Adolf, Landeshauptmann von Vorarlberg, in Bregenz.
4728 Roth Franz, Pfarrer in Jedenspeigen bei Dürnkrut, N.-Ö.
4181 Rotter Emanuel, Conscriptionsamts-Director i. R., Wien, IV. Plößlgasse 13.
4634 Rubricius Cölestin, General-Inspector der priv. österr.-ung. Staatseisenbahn-Gesellschaft, Wien, IV. Heugasse 48.
4473 Rungger Andreas, Vice-Rector des Piaristen-Collegiums, k. k. Professor des Hernalser Officierstöchter-Institutes, Wien, VIII. Piaristengasse 45.
4993 Rupp Eduard, Ober-Inspector der k. k. priv. Nordbahn, Wien, III. Geologengasse 3.
4854 Ruston Joseph von, Gutsbesitzer in Marczaltö, Post Pápa, Ungarn.
4941 Rziha Karl, Ober-Ingenieur der k. k. priv. Nordbahn, Wien, II. Nordbahnstraße 50.
4791 Sacré Coeur-Damen, Institut, Wien, III. Rennweg 31.
4914 Salm-Reifferscheidt Felicie, Altgräfin, Excellenz, Wien, III. Hauptstraße 100.
4766 Sauer Anton, Professor am k. k. Schotten-Gymnasium, Wien, I. Freiung 6.

4276 Savinschegg Joseph, Ritter von, k. k. Truchseß, Rittmeister, Gutsbesitzer, Landtags-Abgeordneter, Wien, VIII. Landesgerichtsstraße 12.
4777 Schaller Johann, Kaufmann, Wien, I. Rothgasse 10.
4982 Schalich Franz, Controlor der k. k. priv. Nordbahn, Wien, II. Castellezgasse 29.
4485 Schaumburg Alexander, Professor, Inhaber einer Schule für französische Sprache, Wien, VI. Windmühlgasse 39.
4793 Schebesta Anton, Cooperator zur heiligen Brigitta, Wien, II. Brigittenauer Pfarre.
4742 Scheller Anton, Pfarrer in Seebenstein, N.-Ö.
4975 Schindler Franz, Dr., k. k. Universitäts-Professor, f.-e. g. Rath, Wien, I. Bartensteingasse 13.
5012 Schey Anton, Banquier, Wien, II. Praterstraße 15.
4770 Schloißnigg Auguste Freiin von, Wien, I. Spiegelgasse 6.
4635 Schmalzhofer Joseph, Baumeister, Wien, IX. Waisenhausgasse 14.
4720 Schmiedinger Anton, Eisenbahn-Beamter, Wien, VII. Westbahnstraße 27.
4832 Schmising-Kerssenbrock Clemens Graf, in Lichtenstein, Post Wscherau bei Pilsen.
4725 Schmolk Frigdian, Prälat des Stiftes Herzogenburg, Wien, I. Annagasse 6.
4824 Schnabl Karl, Dr., Ober-Hofcaplan und Ceremoniär, Wien, I. Plankengasse 6.
4727 Schneider Johann, Dr., Domherr des Metropolitan-Capitels zu St. Stephan &c., Wien, I. Stephansplatz 6.
4529 Schönbrunner Franz, bürgerl. Gold- und Silber-Plätter, Wien, VII. Neubaugasse 54.
4903 Schöpf Joseph, Theol.-Dr., Professor in Guggenthal bei Salzburg.
4630 Schöpfleuthner Anton, Dr., Kirchen-Director bei St. Ursula, f.-e. g. Rath, Wien, I. Johannesgasse 15.
4062 Schreiber Friedrich, Realitätenbesitzer in Wien.
4813 Schuch Karl, Hausbesitzer, Beamter in Wien, VIII. Piaristengasse 36.
4510 Schuch Franz Xaver, Eigenthümer des „Volksblatt für Stadt und Land“, Wien, III. Seidlgasse 21.
4686 Schulz Adolf, Registrant des Wiener Magistrates, Wien, XV. Fünfhauser Bezirksamt.
4947 Schumann Wenzel, Schloß-Beneficiat in Jungferndorf, Österr.-Schlesien.

237 Schwaiger Franz, k. k. Landesgerichts-Präsident in Wien, I. Dorotheergasse 7.
4805 Schwarz Albin, Chorherr des Stiftes zu Reichersberg, Cooperator in Bromberg, N.-Ö.
4569 Schwarz Caspar, Dr. med., Wien, I. Stephansplatz 6.
4348 Schwarz-Senborn Wilhelm, Freiherr von, k. u. k. geheimer Rath, Excellenz, Wien, IX. Wasagasse 13.
964 Seidel L. W., Buchhändler, Wien, I. Graben 13.
4649 Seilern Karl Max, Graf, k. u. k. geheimer Rath, Mitglied des Herrenhauses, Excellenz, Wien, I. Riemergasse 6.
4911 Seitschek Joseph, k. k. Hofbau-Controlor, Wien, I. k. k. Hofburg, Schweizerhof, Schlossergang.
4839 Seminarium, Clerical- griech.-kath., Wien, I. Universitätsplatz 1.
4940 Seng Therese, Med. Dr.-Witwe, Wien, III. Hauptstraße 92.
4826 Serényi Otto, Graf, Reichsraths-Abgeordneter, Großgrundbesitzer in Luchatschowitz, Mähren.
1706 Simony Friedrich, k. k. Universitäts-Professor, Wien, III. Salesianergasse 13.
4987 Skal Karl, Baron, in Jungferndorf, Österr.-Schlesien.
4972 Skal Marie, Baronin, in Jungferndorf, Österr.-Schlesien.
4965 Skal-Puteani Adele, Freiin von, in Jungferndorf, Österr.-Schlesien.
4812 Skornia Joseph, Seelsorger in der k. k. Strafanstalt zu Stein bei Krems.
4955 Skrbensky Felix, Freiherr von, Gutsbesitzer in Baden bei Wien, Neugasse 19.
4679 Spaun Ludwig, Ritter von, k. k. Ministerialrath, Wien, III. Traungasse 4.
4664 Spaur Julius Graf, Reichsraths-Abgeordneter &c., in Schloß Valvor bei Cles, Tyrol.
4841 Spiegel-Diesenberg Ferdinand Graf, in Wischenau bei Mislitz, Mähren.
4622 Spirmann Wilhelm, Apotheker, Wien, II. Praterstraße 36.
3399 Spohn Philibert, Pfarrer in Weikendorf, Post Gänserndorf.
3578 Sporn F. J., Kaufmann, Wien, VII. Dreilaufergasse 8.
3346 Spörlin & Zimmermann, k. k. priv. Buntpapier- u. Tapetenfabrikant in Wien, VI. Gumpendorferstraße 88.
4711 Springer Aloys, Fabrikant, Wien, I. Goldschmiedgasse 11.
4474 Staatsgymnasium, k. k., in Wien, VIII. Piaristengasse 45.
4617 Stadler Johann, Pfarr-Cooperator in Wien, III. Rennweg 91.

4745 Steinebach Friedrich, pens. k. k. Militär-Oberrechnungsrath, Wien, I. Michaelerplatz 6.
4576 Stern Karl, Pfarrer, Wien, VII. Schottenfelder-Pfarre.
5002 Stieber Aloys, Dr., Apotheker in Wien, II. Kaiser Josephstraße 37.
4961 Stift — Chorherren- in St. Florian.
1370 Stift in Lilienfeld (Wien, I. Krugerstraße 4).
4890 Stift (Stiftsbibliothek) in Raigern.
4290 Stift in Michaelbeuern in Salzburg.
5007 Stiftsbibliothek des regul. Chorherrenstiftes in Klosterneuburg.
4959 Stolberg Günther Graf zu, in Paskau in Mähren.
4974 Stöber Johann Maria, Curpriester bei St. Stephan, Wien, I. Stephansplatz 3.
4250 Strafanstalt, k. k., in Karthaus bei Jičin.
4660 Straß Ritter von Hohenstraeten van der Karl, k. k. Notar, Wien, I. Wollzeile 20.
4214 Strauß Eduard, k. k. Hofball-Musikdirector, Wien, I. Reichsrathsstraße 9.
4588 Strobl Johann Ev., Dechant und Pfarrer in Windischgarsten, O.-Ö.
4737 Strohofer Ignaz, Privatier, Wien, V. Margarethenhof 12.
4647 Studienbibliothek, k. k., in Klagenfurt zu Handen des p. t. Herrn Custos Simon Laschitzer.
4469 Süß Norbert, Kämmerer und Chorherr des Stiftes Klosterneuburg, Theologie-Professor, Wien, I. Renngasse 10.
4891 Swoboda Heinrich, Dr., k. k. Hof-Caplan, Privatdocent an der k. k. Universität in Wien, I. k. k. Burg, Schatzkammer-Aufgang.
4477 Swoboda Johann, Pfarrer in St. Egyden am Steinfelde, Post Urschendorf.
4860 Sylva-Tarouca Ernst Emanuel, Graf, in Türnitz bei Aussig in Böhmen.
4565 Sylvester Julius, Stifts-Gutsverwalter in Truman, N.-Ö.
4985 Taborsky Engelbert von, Controlor der k. k. priv. Nordbahn, in Wien, II. Taborstraße 64.
4142 Tagleicht Karl, k. u. k. Hof- und bürgerlicher Schlossermeister, Wien, II. Czerningasse 6.
5000 Thullié Max Ritter von, k. k. Professor an der technischen Hochschule in Lemberg, St. Nicolausgasse 13.
4939 Thun-Hohenstein Franz Graf, k. k. Statthalter, geheimer Rath, Excellenz, in Prag, III. Nr. 193.
4455 Tisch Anna, Privat, Wien, VI. Gumpendorferstraße 69.

4991 Tischendorf Wilhelm, Vertreter der Firma Th. Eichmann, Wien, I. Johannesgasse 25.

4143 Tischler Adolph, k. u. k. Hof- und bürgerlicher Anstreicher, Wien, II. Praterstraße 58.

4486 Tobler Friedrich, Cooperator, in Wien, XVIII. Hauptstraße 21.

4833 Trau Franz (Firma C. Trau), k. u. k. Hof-Theehandlung, Wien, I. Wollzeile 1.

3985 Trautmann Therese, Posamentierer-Geschäfts-Inhaberin in Steyr, Öhlberggasse 8.

4550 Truxa Karl Maria, k. k. Statthaltereirath, in Zara.

4531 Truxa Hans Maria, Kais. Rath, Secretär der k. k. priv. Nordbahn, II. Waschhausgasse 1 a.

4366 Tursky Robert, Pfarrer in Walzelsdorf, N.-Ö.

4819 Twardowski Pius, k. k. Ober-Finanzrath, Wien, IX. Waisenhausgasse 1.

4899 „Unitas", kathol. Studenten-Verbindung an der k. k. Universität in Czernowitz.

5001 Uzel Christian, Hauptcassa-Controlor der k. k. priv. Nordbahn, in Wien, I. Wollzeile Nr. 6—8.

4807 Verein österr. Handelsangestellter in Wien, I. Krugergasse 6.

4933 Vincenz-Leseverein St. zu Handen des Vice-Präses Herrn Johann Legerer, in Wien, VII. Kaiserstraße 5.

633 Vittinghoff-Schell Max Freiherr von, in Wien, I. Singerstraße 12.

4910 Vogelsang Karl von, Ober-Official der k. k. priv. Nordbahn in Zauchtl in Mähren.

4734 Volkmer Ottomar, k. k. Hofrath und Oberst-Lieutenant der Artillerie i. R., Director der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, Wien, III. Rennweg 16.

4507 Volksbibliothek in Stockerau.

4830 Volksbildungs-Verein in Fürstenthal, Post Mardzina in der Bukowina.

3783 Wache Johann, Dr., Domcapitular in Olmütz.

4313 Wache Joseph, Dr., praktischer Arzt in Mannersdorf am Leithaberge.

4966 Waldhauser Leopold in Wien, I. fürsterzbischöfl. Palais.

1859 Wahlberg Wilhelm Em. Dr., k. k. Hofrath und Universitäts-Professor in Wien, I. Weihburggasse 32.

4784 Walzer Joseph, k. k. Strafhaus-Seelsorger in Stein bei Krems.

4490 Watzger Karl, Pfarrer in Wiesmath, N.-Ö.

4863 Weber Joseph, Gastwirth in Wien, I. Michaelerplatz 6.

4995 Weninger Karl, Inspector der Nordbahn, Wien, II. Nordbahnhof, Betriebs-Inspectorat.

4216 Weißfisch Ignaz, Handelsmann in Wien, III. Seidlgasse 29.

4425 Wetzer Leander von, k. k. Generalmajor, Director des Kriegsarchivs, Wien, III. Richardgasse 5.

4996 Wichner Joseph, k. k. Professor in Krems.

4371 Windisch-Grätz Alfred, Dr., Fürst, Durchlaucht, erbliches Mitglied des Herrenhauses in Wien, I. Renngasse 12.

4491 Windisch-Grätz Ernst, Fürst, Durchlaucht, k. u. k. Oberst a. D. in Wien, III. Strohgasse 11 a.

4350 Windisch-Grätz Valerie, Prinzessin, Durchlaucht, k. u. k. Corps-Commandanten-Gattin in Lemberg.

4605 Wittmann Franz, pens. k. k. Rechnungs-Rath, Wien, II. Taborstraße 48.

4598 Worell Stephan, Chefredacteur des „Neuigkeits-Weltbatt" in Wien, VI. Millergasse 26.

4520 Wrba Ferdinand, Pfarrer in Körbitz, Post Deutsch-Kralup.

1435 Wurm Franz Joseph, pens. k. k. Ministerial-Secretär, Wien, XIX. Gürtelstraße 37.

4695 Wurmbrand-Stuppach Wilma, Gräfin, Stiftsdame in Našice in Slavonien.

4760 Wüsinger Joseph, Pfarrer in Kirchau, Post Warth.

4669 Wysocki Faustin Ritter von, Ober-Ingenieur der k. k. priv. Nordbahn in Wien, II. Franzensbrückenstraße 22.

4870 Zabeo Alphons, Graf, Dr., in Schloß Faal bei Marburg, Steiermark.

4267 Zana Joseph de, Realitätenbesitzer in Wien, VIII. Albertplatz 5.

4680 Zinser Aloys, Pfarrer in Wöllersdorf.

4738 Zipfel Rudolf, Secretär der k. k. priv. Nordbahn, Wien, II. Vereinsgasse 37.

4976 Zitterhofer Ambros, Pfarrer bei St. Ulrich, Wien, VII. Am Platzel.

4703 Zschokke Hermann, Dr., k. k. Hofrath und Universitäts-Professor, Wien, I. Stephansplatz 5.

4440 Zsolnay Ferdinand, Lederhändler und Hausbesitzer, Wien II. Negerlegasse 5.

Selbstverlag. — Druck von Rudolf Brzezowsky & Söhne in Wien.

Inhalt.

Seite

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

5014 Entlicher Friedrich, Director des n.-ö. Landes-Blindeninstituts in Purkersdorf.

5015 Mekinc Franz, Pfarr-Cooperator in St. Veit bei Laibach.

☛ Allfällige Reclamationen wolle man gefälligst an die Kanzlei des österr. Volksschriften-Vereines, Wien, I. Salvatorgasse 12, richten, welche täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage von 4 bis 6 Uhr geöffnet ist.

Die bisher erschienenen

achtzehn Jahrgänge des Österreich. Jahrbuches

enthalten unter andern:

XVI. Band. Kaiser Franz von der Stiftung der österreichischen Kaiserwürde bis zum Ausbruche des russisch-französischen Krieges (1804—1811). Von Dr. Adam Wolf.

XVII. Band. Kaiser Franz und die europäischen Befreiungskriege gegen Napoleon I. (1811—1815). Von Dr. [illegible] Freiherrn von Helfert.

[illegible] Geschichte [illegible] Band (im [illegible]

Preis sämmtlicher 17 Bände à [illegible] = [illegible] fl. 10 kr.

[illegible] Jahrbuch. [illegible]

[illegible] Wilhelm [illegible] Dr. A. Ilg, [illegible] Dr. Lind, [illegible] Joseph Maurer, [illegible] Obermayer, [illegible] u. s. f. [illegible] als eine wahre [illegible] Von [illegible] Abhandlung [illegible] Band.) [illegible] geziert.

[illegible] fl. 50 kr.

[illegible] fl. 50 kr.

[illegible]

[illegible] [illegible] von [illegible]

[illegible] Joseph [illegible] sämmtlichen [illegible]

[illegible] fl. 25 kr.

[illegible] [illegible] Dr. Ferd. [illegible]

[illegible] und [illegible] auf die [illegible] Staatsleben.

Preis 20 kr.

[illegible] [illegible] Freiherr [illegible]

[illegible] den [illegible] französische [illegible]

Preis 10 kr.

Promemoria!

Um den im Verlage des österreichischen Volksschriftenvereines erschienenen Bücherschatz dem bestimmungsmäßigen Zwecke zuzuführen, und im Geiste der Vereinsstatuten dahin zu wirken, dass Bildung und Wissen zum Gemeingute Aller werden, hat die Direction beschlossen, eine Preisreduction sämmtlicher noch vorräthiger Schriften eintreten zu lassen. Dieselben sind unter dem Selbstkostenpreise zu nachfolgenden Bedingungen durch die Vereinskanzlei in Wien, I. Salvatorgasse 12, zu beziehen, und zwar:

Österreichische Geschichte für das Volk. 15 Theile in 17 Bänden à 30 kr.

I. Band. **Älteste Geschichte des österr. Kaiserstaates bis zum Sturze des weströmischen Kaiserreiches.** Von M. A. Becker.

II. Band. **Entstehen christlicher Reiche im Gebiete des heutigen österr. Kaiserstaates vom Jahre 500—1000.** Von Joseph und Hermenegild Jireček.

III. Band **Blüthe der nationalen Dynastien (Babenberger, Přemysliden, Arpaden) in den österreichischen, böhmischen und ungarischen Ländern vom Jahre 1000—1276.** Von Dr. Heinrich Zeißberg.

IV. Band. **Die Zeit der ersten Habsburger von Albrecht I. bis Rudolph IV.** Von Dr. Alphons Huber. (1278—1368.)

V. Band. **Die Zeit der luxemburgischen Kaiser: Karl IV., Wenzel, Sigmund.** Von Dr. Constantin Höfler. (1370—1437.)

VI. **Die österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder im letzten Jahrhundert vor ihrer dauernden Vereinigung.** Vom Jahre 1437—1526. Von Dr. Franz Krones.*)

IX. Band. **Ferdinand III. und Leopold I.** Vom Westphälischen bis zum Karlovicer Frieden. 1648—1699. Von J. Zahn.

X Band. **Die letzten Habsburger.** Von Dr. Anton Mayer. 1. Abtheilung: Die letzten Regierungsjahre Leopold I. und die Zeit Joseph I. (1700—1711.) — 2. Abtheilung: Kaiser Karl VI. (1712—1739.)

XI. Band **Der österreichische Erbfolgekrieg** (1740—1748). Von Dr. J. B. Weiß.

XII. Band. **Maria Theresia.** Vom Aachener Frieden bis zum Schlusse des siebenjährigen Krieges. (1748—1763.) Von Dr. Franz Ilwof.

XIII. Band. **Die letzten Regierungsjahre der Kaiserin-Königin Maria Theresia** (1763—1780). Von Prof. J. H. Schwicker. (2 Abtheilungen.)

XIV. Band. **Kaiser Joseph II. und Leopold II.** Reform und Gegenreform. (1780—1792.) Von Dr. Albert Jäger.

XV. Band. **Kaiser Franz vom Antritte seiner Regierung bis nach dem Frieden von Lüneville** (1792—1803). Von Karl Werner.

*) Die Bände VII. und VIII. nicht mehr vorräthig.

XVI. Band. **Kaiser Franz von der Stiftung der österreichischen Kaiserwürde bis zum Ausbruche des russisch-französischen Krieges** (1804—1811). Von Dr. Adam Wolf.

XVII. Band. **Kaiser Franz und die europäischen Befreiungskriege gegen Napoleon I.** (1812—1815.) Von Dr. Joseph Alex. Freiherrn von Helfert.

Die 17 Bände der österreichischen Geschichte für das Volk enthalten die Geschichte unseres Vaterlandes von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1815. Jeder Band (im Umfange von 2—300 Seiten) bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes, und ist von einem für die betreffende Zeitperiode als Specialist hervorragenden Historiker verfasst. Ein insbesondere für Schulen, Gemeindebibliotheken, Vereine und Lesegesellschaften sehr empfehlenswerthes Werk.

Preis sämmtlicher 17 Bände à 30 kr. = 5 fl. 10 kr.

Österreichisches Jahrbuch. Achtzehn Jahrgänge. (1877—1894.) Der 1.—4. Jahrgang (1877—1880) ist von Dr. Ferdinand Stamm, der 5.—18. Jahrgang (1881—1894) von Dr. Freiherrn v. Helfert redigirt.

Die österreichischen Jahrbücher enthalten äußerst anregende, auf die Geschichte Österreichs bezughabende Originalbeiträge von M. A. Becker, Dr. Hoffinger, Wilhelm Janko, Professor Dr. Schwicker, Dr. Isidor Proschko, Paul von Radics, Friedrich Steinebach, Literaturstudien von vaterländischen Poeten wie Ludwig Bowitsch, Dr. A. Ilg, C. Kaltenbrunner, F. Kanitz, Heinrich Kabdebo, kunstgeschichtliche Aufsätze von Dr. Lind, Novellen und Erzählungen von Emma Franz, Benedict Kluge, Joseph Maurer, Dr. Franz Sales Pichler, poetische Beiträge und Aphorismen von Eugen Obermayer, J. Tandler, Jos. Huschak, Jos. Mayrhofer v. Grünbühel, Dr. Hans Maria Truxa u. s. f. Das ganze von warmer Vaterlandsliebe durchwehte Sammelwerk ist als eine wahre Fundgrube der verschiedensten Zweige des menschlichen Wissens zu bezeichnen. Von besonders hervorragender Bedeutung ist die auf Quellenstudien beruhende Abhandlung über die confessionale Frage im Jahre 1848, von Dr. Freiherr v. Helfert. (6.—9. Band.) Jeder Jahrgang ist 300—350 Seiten stark und mit künstlerischen Illustrationen geziert.

Preis des 1.—7. Jahrganges (1877—1883) à 50 kr. = 3 fl. 50 kr.
8.—9. Jahrgang (1884—1885) à 75 kr. = 1 fl. 50 kr.
Die letzten Jahrgänge 1886—1894 à 2 fl. = 18 fl.

Abendstunden zur Belehrung und Erheiterung. Herausgegeben von Leopold Fürstedler und Amon Ritter von Treuenfest.

Die „Abendstunden" enthalten verschiedenartige anregende Aufsätze von Joseph Hoffinger, Alex. Stoffitz, C. Landsteiner und vielen anderen bekannten vaterländischen Literaten.

5 Jahrgänge aus den Jahren 1871—1875 à 25 kr. = 1 fl. 25 kr.

Die Erde als Wohnort der Menschen. Volkslesebuch von Dr. Ferd. Stamm.

Der Verfasser behandelt die Erde in geographischer, naturgeschichtlicher und cultureller Beziehung, und zeigt insbesondere den Einfluß der einzelnen Objecte auf die geistige und körperliche Entwicklung des Menschen, dann auf das Privat- und Staatsleben.

Preis 20 kr.

Die Schlacht bei Kulm 1813. Von Dr. Joseph Alexander Freiherr v. Helfert.

Dieses äußerst lebendig geschriebene Buch zeichnet in markanten Zügen den herrlichen Sieg der verbündeten Österreicher, Preußen und Russen über das französische Heer, und bildet ein Ehrenblatt in der vaterländischen Geschichte.

Preis 10 kr.

Der Gesammtpreis der oben angeführten Schriften würde sich somit auf 31 fl. 25 kr. stellen; für die Abnehmer sämmtlicher Werke mit Ausnahme der Jahrbücher 1886—1894 tritt jedoch die weitere Begünstigung ein, dieselben um den Pauschalbetrag von **10 fl.** zu beziehen.

Die Kanzlei des österreichischen Volksschriftenvereines ist täglich von 4—6 Uhr Abend geöffnet. Schriftliche Anfragen über den Beitritt, die Statuten, über Schriften und Bücher werden sogleich beantwortet. Die Vereinsdirection ist auch bereit, Lesezirkel (Volksbibliotheken) auf dem Lande und in den Provinzstädten zu gründen, wenn an einem Orte eine Zahl von 7—10 beitragenden Mitgliedern vorhanden ist und der Vereinsleitung ein diesbezüglicher Vorschlag gemacht wird.

Druck von Rudolf Brzezowsky & Söhne in Wien.

Druck von Rudolf Brzezowsky & Söhne,
Wien, IV. Margarethenstraße Nr. 10.